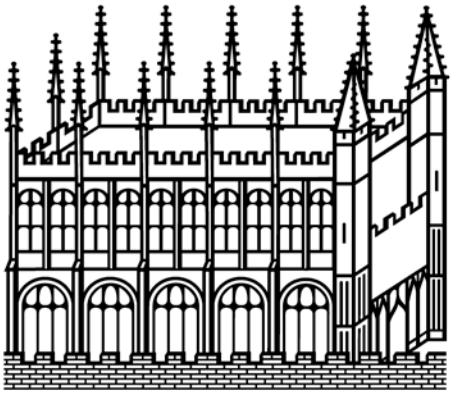


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

35. d. 4

Ausgewählte Schriften

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Erſter Band.

Erſte Abtheilung:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Erſter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1871.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dritte vermehrte Auflage.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1871.

Das Ueberſetzungsrecht in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Vorwort.

Varnhagen von Enſe iſt als einer der glänzendſten Sterne in der deutſchen Litteratur geſchätzt und anerkannt. Seine Lebensbeſchreibungen von Kriegshelden, Dichtern, Schriftſtellern und Staatsmännern, ausgezeichnet durch glänzende Karakteriſtik wie durch gewiſſenhafte Treue, haben ihm die erſte Stelle als Biographen unbeſtritten angewieſen, und vielfach iſt ihm der Name des deutſchen Plutarch ertheilt worden; dieſe Schriften ſchildern ſo lebendig eine bedeutungsvolle Vergangenheit des Vaterlandes, daß deren große und ruhmvolle Geſtalten dadurch faſt wie Zeitgenoſſen in die Gegenwart eintreten. Die eigenen Denkwürdigkeiten Varnhagen's dagegen eröffnen die Anſchauung in die ganze bewegte und merkwürdige Zeit, die er ſelbſt durchlebte; die große franzöſiſche Revolution, der deutſche Befreiungskrieg, die auf ihn folgende Unterdrückung von Innen, die Kämpfe und Beſtrebungen deutſchen Freiheitsſinnes und deutſchen Geiſtes, das Feſt des Fürſten von Schwarzenberg in Paris, der Wiener Kongreß, Kotzebue's Ermordung und ihre Folgen ziehen in wechſelnden Bildern an uns vorüber. Mit den meiſten großen und einflußreichen Perſönlichkeiten ſeiner Epoche wurde Varnhagen durch die Ereigniſſe und durch

ſeine Stellung in Berührung gebracht, und ſo treten ſie Alle in buntem Wechſel vor uns hin: Prinz Louis Ferdinand, Blücher und Tettenborn, Napoleon und Metternich, Stein, Hardenberg, Wilhelm und Alexander von Humboldt, Friedrich Auguſt Wolf, Fichte, Goethe, die beiden Schlegel, Chamiſſo, Gentz und Adam Müller, Rahel und der genial geiſtreiche Kreis, der ſie umgab, Frau von Staël u. ſ. w., u. ſ. w. Dieſe Namen mögen genügen; aber noch viele wären zu nennen, denen man in dieſen Aufzeichnungen begegnet! Und überall zeigt ſich zugleich Varnhagen's eigenes Weſen, die Höhe ſeines überſchauenden Geiſtes, wie die Tiefe des edelſten für Vaterland, Freiheit, Wiſſenſchaft, Dichtkunſt, Liebe und Freundſchaft glühenden Herzens. Varnhagen war Patriot im vollen Sinne des Wortes, und in allen Verwickelungen und Verlockungen der Begebenheiten immer ſeiner reinſten Ueberzeugung folgend, ſtets dem Fortſchritt zugewandt, widerſtand er allen glänzenden Darbietungen, die ſeinen ausgezeichneten Talenten nicht fehlen konnten und ihm von preußiſcher wie von öſterreichiſcher Seite wiederholt zu Theil wurden; eine würdige und edle Zurückgezogenheit, die einer unabhängigen und raſtloſen Thätigkeit Raum ließ, den angebotenen Miniſterpoſten mit ihrem diplomatiſchen Schimmer vorziehend. Nur der Wahrheit dienend, blieb er ſich ſelbſt ſtets getreu, gleich fleckenlos als Schriftſteller und als Patriot wie in ſeinem Privatleben.

Die Schriften Varnhagen's in neuer Ausgabe erſcheinen zu laſſen, erſchien um ſo wünſchenswerther, da viele derſelben bereits ſeit Jahren vergriffen, und dadurch der jungen Generation unzugänglich geworden ſind. Die neue Ausgabe erhält aber noch eine beſondere Bedeutung und einen doppelten Werth dadurch, daß viele Anmerkungen, Aufſchlüſſe und Ergänzungen von Varnhagen's Hand, die in den frü-

heren Ausgaben aus politiſchen Rückſichten wegbleiben mußten, ſo wie auch zarte und ſtürmiſche Herzensbeziehungen Varnhagen's hier zum erſtenmale eingefügt ſind, da nun der Zeitraum erreicht iſt, den er ſelbſt für die Veröffentlichung beſtimmte. Keine perſönlichen Gefühle können dadurch noch verletzt und aufgeregt werden, denn der Tod löſt alle Diſſonanzen der Herzen, und erhebt die Perſonen zu poetiſchen Geſtalten, die als ſolche der Litteratur angehören, und ſo wie Goethe's Neigungen zu Lilli, Frau von Stein und Anderen uns heute klar vorliegen und durch ihren pſychologiſchen Reiz anziehen, ſo mögen auch hier Varnhagen's Beziehungen zu Fanny Hertz und Mariane Saaling ihren Platz finden, und Antheil und Intereſſe erwecken. Mißverſtanden kann alles werden, aber das thut auch nichts; wenn es nur von denjenigen verſtanden wird, für die dergleichen aus den Tiefen der Seele geſchöpfte Bekenntniſſe geſchrieben ſind, und ſolche können in Deutſchland niemals fehlen! —

So möge denn die neue Ausgabe nach vielen Seiten förderlich wirken, und zugleich ein lebendiges Denkmal zum Ruhm und zur Ehre eines Schriftſtellers ſein, der in jeder Beziehung ein ächt vaterländiſcher genannt zu werden verdient.

Florenz, im Auguſt 1870.

Ludmilla Aſſing.

Inhalt.

	Seite
Erſter Abſchnitt: Herkommen. Erſte Jugend. Düſſeldorf, 1785—1790	1
Zweiter Abſchnitt: Brüſſel. Straßburg. 1790–1792	26
Dritter Abſchnitt: Brüſſel. Aachen. Düſſeldorf. 1792—1794	65
Vierter Abſchnitt: Hamburg. 1794—1800	126
Fünfter Abſchnitt: Mediziniſch-chirurgiſche Pepiniere. Berlin, 1800—1803	191
Sechster Abſchnitt: Jugendfreunde. Streben. Berlin, 1803. 1804	223
Siebenter Abſchnitt: Hamburg. 1804—1806	277
Achter Abſchnitt: Die Univerſität. Halle, 1806	326
Neunter Abſchnitt: Berlin. Herbſt 1806	358

Erſter Abſchnitt.

Herkommen. Erſte Jugend.

Düſſeldorf, 1785—1790.

Familiennachrichten und Geſchlechtsregiſter hat man bisher hauptſächlich nur aus Abſichten der Eitelkeit und des äußern Vortheils geſammelt und aufgeſtellt, es iſt aber kein Zweifel, daß ſolche auch zu einer tiefen und wichtigen Belehrung gereichen könnten, wenn man ſie zu ſolchem Behuf einrichtete. Die Aufeinanderfolge, Verbreitung und Dauer eines Geſchlechts, die Miſchungen, welche es durch Aufnahme und Abgabe von Gliedern erfährt und bewirkt, die Verpflanzungen nach andern Orten und Ländern, die Wandlungen der äußern Verhältniſſe, die Geſtaltungen der Karaktere und der Talente, alles dies würde, in gehöriger Maſſe beſtimmter Einzelheiten überſichtlich dargelegt, der Gegenſtand ungemein anziehender und lehrreicher Betrachtungen ſein. Solche Fäden des Privatlebens — denn auch die Königsgeſchlechter dürften in dieſem Sinn keine andre Auffaſſung anſprechen —, durch größere Zeiträume fortgeführt, müßten ſelbſt den Lauf der weltgeſchichtlichen Ereigniſſe in einer eignen, neuen Verwebung und Färbung zeigen. Die fortſchreitende Wiſſenſchaft der geſelligen Lebensverhältniſſe, wozu doch, aus ihren geringen Anfängen, die ſtatiſtiſchen Bemühungen ſich künftig emporheben müſſen, hätte die neuen Thatſachen zu ergreifen, und würde unfehlbar die außerordentlichſten,

überraſchendſten Folgerungen und Anwendungen daraus gewinnen. Es entſtünde ſolchergeſtalt eine neue Art die Genealogie zu treiben, in einem höheren Sinn und zu edlerem Zweck, als die bisherige, nur der äußern Vornehmheit dürftig — und nicht ſelten unwahr — dienende. Freilich käme hierbei alles auf den eindringenden Blick und die ordnende Hand des Bearbeiters an. Ich will keineswegs ein ſolches Muſter zu geben hier unternehmen, inzwiſchen mögen im Sinne des Geſagten einige flüchtige Familiennachrichten, die ſich grade darbieten, meiner eignen Lebensſchilderung vorangehen.

Der Stamm, dem ich angehöre, iſt altſächſiſch, in Weſtphalen von frühſten Zeiten heimiſch und ausgebreitet. Das „uralte, berühmte, ritterliche Geſchlecht von Enſe", wie der weſtphäliſche Geſchichtſchreiber von Steinen es nennt, theilte ſich früh in zwei Linien, deren eine, mit Beibehaltung des goldnen Wappenfeldes, von der im Walde bei Arensberg gelegenen und in der Soeſter Fehde zerſtörten Burg Varnhagen ſich mit dieſem Namen nannte, die andre ein ſilbernes Feld und den Namen Schnidewindt annahm. Schon im zwölften Jahrhundert werden die von Enſe genannt, und vom dreizehnten an kommen ſie als Ritter, Burgherren, Droſten, fürſtliche Räthe, Domherren und Freiſtuhlherren, im Kreiſe der weſtphäliſchen Heimath zahlreich vor, bald kriegeriſch bewegt, bald friedlich ſeßhaft. Gleich darauf erſchienen auch die beiden Linien, von welchen die Varnhagen'ſche ſich als die hervorragende zu erkennen giebt. Im fernern Verlaufe der Zeit finden wir dies Geſchlecht von den Waffen und Fehden des Ritterlebens mehr und mehr ablaſſend, hingegen deſto ſtärker dem geiſtlichen und gelehrten Stande nachgehend, wo die Ehrenvorzüge kaum geringer waren, und mit Wohlfahrt und Bildung zuſammen gingen.

Dieſe Richtung gewann entſchiednere Stätigkeit durch Konrad von Enſe genannt Varnhagen, kölniſchen Kanonikus, der als Paſtor zu Iſerlon daſelbſt im Jahre 1520, mit Vollmacht des Kurfürſten-Erzbiſchofs von Köln, eine Blut- und Erbvikarie zu St. Martin ſtiftete, und mit Grundbeſitz und für die damalige Zeit beträchtlichem Einkommen aus-

ſtattete. Dieſe Predigeranſtellung beſteht noch heutiges Tages mit mannigfachen Vortheilen, als ausſchließlicher Beſitz der Familie Varnhagen. Gleich der erſte Inhaber jedoch, Johann von Enſe genannt Varnhagen, nahm eifrigen Antheil an der durch Luther bewirkten Glaubens- und Kirchenreformation, führte ſie, nach manchem Widerſtreit, in Iſerlon ſiegreich ein, und mit ihm wurde, unter Zuſtimmung des Stifters, ſowohl die Vikarie als auch die übrige Familie proteſtantiſch. Die nächſte Folge davon war die Verheirathung des bisher eheloſen Vikarius. Seine erſte Frau — denn er heirathete ſpäter zum zweitenmal — war eine von Kettler, Schweſter des nachherigen Herzogs von Kurland, Gotthard von Kettler, und aus dieſer Verbindung entſprang die Reihe meiner näheren Vorfahren, die nun faſt ohne Ausnahme, indem auch jene Stiftung fortwährend einwirkte, ſich vorzugsweiſe dem gelehrten, und, neben dem geiſtlichen, beſonders noch dem ärztlichen Stande widmeten.

Hieraus aber entſprang für die nachfolgende Stellung der Familie allmählig eine bedeutende Aenderung. Da bei evangeliſchen Predigern nicht, wie bei katholiſchen Geiſtlichen etwa für höhere Pfründen, der adelige Stand in Betracht kam, den Gelehrten ohnehin die lateiniſchen Titel ihrer Würden mehr galten als irgend eine Bezeichnung ihrer Abkunft, und außerdem durch Heirath, Aemter und Lebensweiſe die innigere Verbindung mit dem Bürgerthume ſtets zunehmen mußte, ſo hießen die Vikarien, Doktoren, Rathsherren und Bürgermeiſter aus dem Geſchlechte Varnhagen bald nur ſchlechtweg mit dieſem Namen, ohne weitere Bezeichnung eines Adels, der für die wohlkundigen nächſten Mitlebenden ausdrücklich feſtzuhalten unnöthig und beſonders hervorzuheben überhaupt keine Veranlaſſung war. So geſchah es, daß der Namen von Enſe ſich allmählig aus dem Gebrauch verlor, und zuletzt, abgerechnet das im Siegel erhaltene Wappen, die Familie ihre Herkunft nur als geſchichtliche Merkwürdigkeit im Gedächtniß aufbewahrte. Befriedigt in heimiſchem Anſehen, mittlerem Wohlſtand und gedeihlichem Wirken lebte ſie lange Zeit ſtill fort, ohne aus dem engeren vaterländiſchen Bezirk herauszutreten. Doch nannte ſich der letzte Vikarius

zu Iſerlon, mit dem die ältere Reihe vor dreißig Jahren ausſtarb, auf Reiſen und in Bädern noch immer Herr von Enſe, wie mir der Hofprediger Strauß, der ihn genau gekannt, mit andern ſolchen Sachen von ihm erzählte.

Das frühſte Beiſpiel eines in weiterer Welt ſich verſuchenden Sinnes gab einer von Johann von Enſe's Enkeln, der während des dreißigjährigen Krieges in Roſtock ſtudirt hatte, dann des Königs Guſtav Adolph von Schweden und ſpäter der Königin Chriſtina Leibarzt geworden war; er ließ ſich in Schweden häuslich nieder, und hatte daſelbſt eine anſehnliche Nachkommenſchaft, deren Fortbeſtehen noch in neuern Zeiten kund war, und erſt in den neuſten aus Mangel an Nachrichten ungewiß geworden iſt.

Ein Bruder dieſes nach Schweden gegangenen Varnhagen hatte die Rechte ſtudirt und war Bürgermeiſter in Altena geworden; ſein Sohn, mein Aeltervater, folgte ihm in dieſem Amte, war aber zugleich Doktor der Arzneikunde, die er nach dem Vorgange jenes Oheims ebenfalls in Roſtock ſtudirt hatte, und deren Würden und Ausübung fortan in dieſer Linie ſich durch alle Geſchlechtsfolgen herab vererbten.

Doch geſchah in andrer Hinſicht eine wichtige Unterbrechung des gewohnten Familienganges durch meinen Urgroßvater Johann Bernhard, der ſich als Arzt in Paderborn niederließ, und daſelbſt durch das überwiegende Einwirken der Jeſuiten, welche von jeher viel Anziehendes für gelehrte und kluge Leute hatten, zur katholiſchen Kirche übertrat. Dieſer Glaubensweg leitete nun natürlich auch ſeine Nachkommen, und zwar äußerlich trennend genug von dem proteſtantiſch gebliebenen Theil der Familie, innerlich aber nicht ohne die ſtarke Zugabe eines freien Unterſuchens und Zweifelns, mitunter ſogar eines in Scherz und Ernſt muthvollen Widerſpruchs, welchen die herrſchenden Einflüſſe der ſpätern Zeit ohnehin mächtig hervorriefen, und den auch die Beſchäftigung mit Natur- und Heilkunde nur noch förderte.

Mein Großvater ſtudirte gleich wieder auf einer proteſtantiſchen Univerſität, zu Leyden in Holland; machte dann große Reiſen, beſuchte Rußland und Oeſterreich, und wollte

Wien zu seinem Wohnort erwählen, wo aber seine Niederlassung durch ausgebrochene Verdrießlichkeiten mit dem berühmten und einflußreichen Arzte van Swieten gestört wurde. Er kam darauf nach Düsseldorf, wurde kurpfälzischer Rath daselbst, und nahm, ungewöhnlich in der Familie, eine Frau aus weiter Fremde, die Tochter eines Kaufmanns aus St. Petersburg. Das gute Ansehen, in welchem er bei Stadt und Regierung gestanden, verschafften seiner Wittwe nach seinem frühzeitigen Ableben die nicht unbedeutende Hofstelle einer Oberkammerfrau (Garde des Dames) bei der Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, dessen Hof in Mannheim durch Kunstbildung und Glanz sich vor vielen auszeichnete.

Mein Vater, Johann Andreas Jakob, zwischen einer ältern Schwester und einem jüngern Bruder mitten inne stehend, genoß zwar auch zuerst bei den Jesuiten den gewöhnlichen Schulunterricht, doch ohne daß ihre Leitung und Gesinnung ihn einnehmen konnten; er studirte dann, dem Beispiele der Voreltern folgend, die Arzneiwissenschaft, erst in Heidelberg, darauf in Straßburg und Paris, heirathete, nicht ohne Bedenken seiner sehr katholischen Mutter, eine Protestantin, die Tochter eines Rathsherrn Kunz in Straßburg, mit der er sich schon während der Universitätsjahre verlobt hatte, und erhielt bald die Anstellung als kurpfälzischer Medizinalrath und Stadtphysikus in Düsseldorf. An diesem Orte kam ich den 21. Februar 1785 zur Welt.

Daß die Stellung der Himmelskörper im bestimmten Augenblicke der Geburt eines Menschen auf dessen ganzes Geschick einen entscheidenden Einfluß übe, kann man schon gelten lassen; wenigstens liegt in dieser Annahme der Sinn eines großen Verhältnisses, in welchem der Mikrokosmus zu dem Makrokosmus unmittelbar zu stehen sich wohl berühmen darf. Näher indeß, als die Berechnung und Deutung jenes Einflusses der Gestirne, drängt sich uns heutiges Tages als bedingend für das anhebende Einzelleben die Stellung der Geschichtsbahnen auf, in welche die neue Geburt eintritt; und von Goethe'n hierzu angeleitet, müssen wir diesen einige

Betrachtung widmen, um den nachherigen Verlauf klarer einzuſehen.

Das Jahr 1785 bezeichnet, wie jeder Zeitpunkt der Geſchichte, eine ganz beſtimmte Stufe von Gewordenem und Werdendem, und darin für jeden, der dieſem Moment angehört, ein unwiderruflich gegebnes Schickſal. Was auch die Umſtände ſonſt, günſtig oder ungünſtig, darbieten, wie auch Geſinnung und Kräfte innerhalb des freigelaſſenen Raumes auf die Schranken ſelbſt zurückwirken, immer bleibt die allgemeine Nothwendigkeit jenes beſondern Moments das Umfaſſende und Bedingende, dem nicht zu entfliehen iſt. Auch in meinen Lebensereigniſſen kann ich das Entſcheidende jenes Anfangspunktes überall deutlich genug verfolgen, und daß ich damals, dort, und unter ſolchen Umſtänden geboren wurde, erkenne ich, wenn auch nicht als meine erſte That, wie ein Freund es einſt allzuſtark ausdrücken wollte, doch als meine erſte Habe und unverlierbare Mitgift, deren Signatur in allen meinen Begegniſſen ſich wiederfindet.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte ſeine weitausſehenden, mit allgemeiner Anſtrengung verfolgten Aufgaben bereits tüchtig gefördert, das Mühſamſte und Undankbarſte ſeiner Arbeiten war gethan, das Wünſchenswertheſte glaubte man nah, die bewegteſte Entwickelung war im Gange, die gewaltſamſten Erfolge aber ſtanden noch bevor. Die eigentliche Mitte, von woher eine gänzliche Umwandlung aller europäiſchen Lebenszuſtände betrieben wurde, war Frankreich; religiöſe Denkart, Staatsverfaſſung, Erziehung, Geſelligkeit, alles wollte ſich auf neuen Grundlagen völlig verändert erheben, die alten Verhältniſſe wichen, der Staat ſelbſt erwies ſich alsbald fügſam, und die lebhafte, geiſtreiche, für Umgang und Mittheilung höchſt ausgebildete Nation wirkte durch ihre Gaben und Thätigkeit unwiderſtehlich auf die andern Länder ein, ſelbſt Polen und Rußland nicht ausgenommen, welche weder entlegen genug, noch ſo weit zurück waren, um ſich dem anmuthigen und verheißenden Einfluß entziehen zu können. Die neue Richtung gewann die Häupter der Nationen, die Kaiſer, Könige, Fürſten, und hatte ſich der höheren Stände längſt vollkommen bemächtigt, ehe

sie zu den mittlern und untern gelangen konnte. In Nordamerika hatte dieser Einfluß zu einer neuen Freiheitsgestalt mitgewirkt, gegen welche die in England und Holland, in der Schweiz, und zum Theil auch in Deutschland, bestehenden Formen der Freiheit nur noch als ein Schein galten.

Man würde jedoch sehr irren, wenn man den Antheil der Deutschen an der umfassenden Arbeit dieses Jahrhunderts für geringer halten wollte, als den der Franzosen, obgleich der Glanz des voranschreitenden Thuns meist bei diesen war; jene hatten nicht minder einen völlig neuen Lebensinhalt hervorgearbeitet, der seiner neuen Formen harrte, und inzwischen nachhaltig überall einwirkte, wo diese daheim und in der Fremde sich öffneten. Der preußischen Monarchie leuchtete noch das letzte Jahr Friedrich's des Großen, für die österreichischen Erblande und das deutsche Reich wirkten schon die lichten Bestrebungen Kaiser Joseph's des Zweiten. Auf größeren und kleineren Thronen sah man die Zöglinge der Menschenfreundlichkeit, der Aufklärung, der Duldungs- und Gleichstellungslehren; in vieljährigem Frieden war Wohlstand, Verkehr, Untersuchung und Einsicht aller Art gewachsen; alle Stände befleißigten sich der Bildung, der Ablegung von Vorurtheilen, und die Nation hatte für ihren allgemeinen Aufschwung, für ihre Gesinnung, für ihre Gemüths- und Gedankenkraft, eben jetzt in Litteratur, Sprachausbildung und Kunstbestreben so glückliche als harmlose Organe errungen. Indeß hielten die alten Einrichtungen noch vor, und das Leben wogte frisch und kräftig, aber zugleich bescheiden und erfreulich, zwischen seinen oft seltsam verbauten oder ganz vernachlässigten Ufern hin.

Am Niederrhein schlugen die Wellen dieser deutschen Fluthen besonders lebhaft und vielartig. Dem Handelsverkehr mit Holland und England offen, nach Frankreich in beständiger Theilnahme an dortiger Bildung und Mode hingewandt, von Oesterreich in Belgien, noch näher von preußischer Macht berührt, aus fürstlichen Gebieten, freien Reichsstädten, erzbischöflich-kurfürstlichen und andern geistlichen Herrschaften zusammengesetzt, ritterschaftliche, mönchische,

bürgerfreie Elemente vereinend, boten dieſe Gegenden das wunderbarſte Gemiſch von lebendiger Wechſelwirkung.

Düſſeldorf ragte in mannigfacher Beziehung günſtig hervor. Früher eine fürſtliche Reſidenz, und noch ſtets, wiewohl die kurpfälziſche Hofhaltung immer in Mannheim blieb, als ſolche angeſehen und gehalten, als Hauptſtadt der Herzogthümer Jülich und Berg der Sitz einer eigenen Landesregierung, nach bequemer Lage am Rheinhandel theilnehmend, heiter gebaut und fortwährend erweitert und verſchönert, durch gebildete Einwohner von freiem und munterm Sinn, durch zahlreiche Beamte, Militair, benachbarten reichen Adel und viele Fremde belebt, welche zum Theil wegen der berühmten Bildergalerie verweilten, im Winter auch wohl um des zu Zeiten wohlbeſetzten Schauſpiels willen kamen, durfte dieſe Stadt unter die vorzüglichſten und angenehmſten am Rhein gezählt werden. Als namhafte Repräſentanten dieſes Lebenskreiſes kann ich zuvörderſt den Kanzler Grafen von Neſſelrode nennen, der mir als ein edles Bild hoher Amtswürde und milder Vornehmheit noch vor Augen ſteht, dann ſeinen Sohn, der innig befreundet mit Jacobi und in brieflichem Verkehr mit dem Grafen von Mirabeau war, den Freiherrn von Hompeſch, den Hofkammerrath Beuth, der eine ſchöne Kunſt- und Naturalienſammlung beſaß, den Medizinalrath Brinkmann, den Regimentsarzt Nägele, ferner manche Offiziere, Kaufleute, Künſtler und Schauſpieler, die durch Talent und feines Betragen zu der beſten Geſellſchaft Eingang hatten; als Frauen von höchſter Auszeichnung ſind zwei Gräfinnen von Hatzfeldt, die beiden Schweſtern Jacobi's und die jüngere Gräfin von Neſſelrode, ſchon aus anderweitigen Erwähnungen bekannt; unter den gebildeten Damen der vornehmen Klaſſe fehlten aber auch ſolche nicht, deren glänzende Vorzüge nicht immer günſtig zu beurtheilen waren.

Durch Jacobi's Nennung iſt ſchon ein Mittelpunkt bezeichnet, mit dem die erſten Geiſter des Vaterlandes in Verbindung ſtanden, und deſſen Strahlen ſogar über Deutſchland hinaus ſich verbreiteten. Zunächſt aber gehörte er durchaus dem Niederrhein und deſſen Nachbarſchaft an, indem mit Köln, Aachen, Koblenz, und auf andrer Seite mit Elberfeld,

Duisburg, Xanten, Münſter, der lebhafteſte Verkehr unterhalten wurde. In Pempelfort, neben einer bedeutenden Fabrikanſtalt, gab ein ſchönes großes Wohnhaus und angenehmer Garten die reichſte Gelegenheit zur edelſten Gaſtfreundſchaft, die ſelten in ſolcher Ausdehnung mit glücklichem Maß, und ohne allen Prunk ſo reichlich, ausgeübt worden. Dies Verhältniß war für Düſſeldorf, wo Jacobi ſeines Amtes wegen eben ſo oft wie in Pempelfort war, überaus belebend, und Geſelligkeit, Litteratur und Kunſtbildung hatten ihren feſten Anhalt an ihm. Ich habe ſpäterhin oft bedauert, daß von dieſem Hauſe, mit welchem doch mein Großvater ſchon wohlbekannt geweſen, mein Vater ſich aus einer ich weiß nicht welcher ſtolzen Verſtimmung zurückgehalten hat. Er pflog niemals Umgang nach jener Seite hin, wiewohl er die Perſonen nach Gebühr achtete, und von ihrem Daſein und Wirken vielfach berührt ſein mußte.

Meine früheſten Eindrücke und Erinnerungen ſind nicht aus dem ſtädtiſchen Leben, ſondern von Garten und Fluſſe her. Das kleine Haus, welches wir in einer Seitenſtraße bewohnten, ging rückwärts auf den Rhein, dem hier noch grade ſo viel Boden abgewonnen war, um ein Gärtchen und ein ſchmales Weidenufer zu bilden, durch einige vorgelagerte Felſenſtücke gegen den Andrang des Stromes, ſelbſt bei einigem Schwellen deſſelben, ziemlich geſchützt. Aus einem Fenſter des Wohnzimmers führten Treppenſtufen in dieſen Raum hinab, der in ſeiner engen Umhegung, nach kleinſtem Maßſtabe mit Raſen und Beeten, Sträuchern und Bäumchen verſehen, bei großem Himmelsblick und reicher Ausſicht aufwärts auf die mächtig vorüberſtrömende Waſſerfluth und ihre jenſeitigen Ufer, bei nährend geſunder Luft, von Sonnenwärme und friſchem Hauche zugleich getroffen, in ſeiner ſtillen, gedrängten Abgeſchloſſenheit uns Kindern ein wirkliches Paradies war, und als ſolches mir noch jetzt vor Augen ſchwebt. Ich erinnere mich deutlich des genoſſenen reinſten Glücks, der unſchuldigſten Freudigkeit des Gemüths, des klarſten Auffaſſens der Welt und des harmloſeſten Verbringens ſchöner Tage. Meine Schweſter, Roſa Maria, doch gewöhn-

lich Röschen genannt, um anderthalb Jahr älter, gewährte mir das Glück einer lieblichen, in Spiel und Ernſt gleich wohlthätigen Genoſſenſchaft, und dabei eines reiferen Vorbildes, für Rath und Anhalt immer bei der Hand. Wir liebten uns wahrhaft, hatten ein unbeſchränktes Kindervertrauen zu einander, und wenn ja kleine Zänke eintraten, deſſen ich mich doch kaum erinnere, ſo gingen ſie ſchnell und ſpurlos vorüber.

Selten wagten wir die Hecke des Gärtchens gegen das Waſſer hin zu überſchreiten; die Gefahr ſtellte ſich uns um ſo erſchreckender vor Augen, als eines Morgens ſich ergab, daß ein Rabe, der zahm und redend uns ſo vertraut geworden als wunderbar geblieben war, ſein Gitterhaus über Nacht durchbrochen, und wahrſcheinlich, da er nicht fliegen konnte, ſeinen Tod im Rhein gefunden hatte. Um ſo reizender war es, wenn wir denn doch zuweilen, unter Aufſicht des Vaters, über die ſtrenge Gränze vorgingen, das mit Weiden und Gebüſch bewachſene Ufer durchſtörten, die daran feſtgelegten ſchwimmenden Floßbalken betraten, möglichſt nah die großen Schiffe und die ungeheuern Flöße, die von vielen hundert Armen fortgerudert nach Holland hinabgingen, ſtolz vorbeiziehen, Nachen heranrudern, zuweilen Schwimmer ſich ergötzen ſahen, oder auch nachſinnend zu unſern Füßen das lebendige Spiel der Wellen und Wirbel betrachteten, und wohl gar in das reine Waſſer unſre Stückchen Weißbrod eintauchten, die ſo benetzt uns das labendſte Gericht dünkten.

Von meinem dritten Jahre ungefähr bis über mein fünftes hinaus ſind meine Erinnerungen in dieſer Gartenluſt zuſammengedrängt, als das Bild eines ununterbrochenen großen Sommers, ſo wie die dazwiſchenliegenden Winter gleichfalls zu einem zuſammenhängenden Ganzen ſich mir ausgeſchieden haben. Die Zeitbeſtimmung meines fünften Jahres wird mir durch den Umſtand ſicher, daß mir ein anhaltendes allgemeines Glockengeläut, welches aus den kurkölniſchen Ortſchaften, und beſonders von Neuß her, lange Zeit tagtäglich in regelmäßigen Friſten erſchallte, durch ſein betrübendes Einerlei, das der Rhein als Leiter nur allzuhell heranführte, zur unleidlichſten Qual wurde, dieſes Geläute

aber geſchah wegen des Ablebens Kaiſer Joſeph's, der am 20. Februar 1790 geſtorben war.

Mit dieſer ſtillen Gartenluſt wetteiferte bald ein buntes Theilnehmen an lebhafterem Verkehr. Der ſchöne Hofgarten wurde mit beiden Eltern und der Schweſter häufig beſucht, ich fing an, den Vater auf vielen ſeiner Ausgänge zu begleiten, zu ſtädtiſchen Beſuchen, auf das Land zur geſelligen Einkehr in nahen Gärten und Dörfern, oder auch zu entfernteren Ortſchaften, nach Grafenberg, Benrath, Neuß, Ratingen, Zons, wohin den Vater zum Theil Amtsberuf, zum Theil das Bedürfniß größern Ausflugs führte. War die Wanderung zu Fuß, ſo trieb ich gewöhnlich dabei ganz für mich ein Spiel abentheuerlicher Vorſtellungen und abgeſonderten Hinlaufens, welches ich beim Nachhauſegehen dann wohl mit peinlichſter Ermüdung büßen mußte, wenn nicht mein Vater, deſſen Liebe ſich gränzenlos erwies, dadurch zu Hülfe kam, daß er mich weite Strecken zärtlich auf dem Arme trug. Auch in das Theater, welches jeden Herbſt in Düſſeldorf ſich einfand, wurde ich frühzeitig mitgenommen, und habe zwiſchen Mutter und Schweſter, obwohl ich ſogar letztere manchmal darüber lächeln ſah, bei rührenden Vorgängen, die ich doch nur im Allgemeinen als ſolche faſſen konnte, heiße Thränen geweint.

Was aber inmitten aller dieſer Dinge meinen Sinn und ganzes Daſein außerordentlich erhob, und meinem Bewußtſein einen ungewöhnlichen Schwung gab, war die Sonderbarkeit, daß ich, wenigſtens zum Ausgehen, als Türke gekleidet war. Das achtzehnte Jahrhundert hatte in ſeinen Zügen, ehe ſie ſchrecklich wurden, ungemein viel Kindiſches, beſonders in Deutſchland, wo die Vorſtellungen und Triebe eines lebhaft angeregten Beſſern, zu dem man ſtrebte, für die Ausübung in die engſten Schranken geklemmt waren, und da, wo ſie ſich nun doch Luft machten, oft nur als närriſche Spielereien hervorkamen. Sprachbildung und Kinderzucht waren die jedem Thätigen am nächſten offnen Gebiete; wer ſonſt nichts konnte, machte ſich eine eigene Orthographie, worin die Deutſchen, zwiſchen den ſiebzig und neunziger Jahren, zahlloſe Verſuche angeſtellt, oder bearbeitete ſeine

Kinder, was niemand wehren konnte. Durch Jean Jacques Rouſſeau's dringende Mahnungen war man auf bequeme, der Geſundheit vortheilhafte Bekleidung der Kinder allgemein bedacht, er ſelbſt trug ſich armeniſch, die orientaliſche Tracht überhaupt hatte unläugbare Vorzüge, und mit ihr ſtimmten die neuaufgebrachten Kleidungsſtücke wenigſtens in Weite und Fülle überein. Es war nur ein Schritt auf dieſem Wege weiter, machte aber dennoch allgemeines Aufſehn, als mein Vater, mit eigengeſinnter Kühnheit, ſeinen Knaben völlig türkiſch gekleidet einhergehen ließ. Ich war lange Zeit für Erwachſene und Kinder ein Gegenſtand des Staunens, des Bewunderns, wohl auch des Neides, denn mein Kaftan und meine Schärpe leuchteten in buntem Glanz, und mein Bund war mit Perlen und Steinen reich beſetzt. Das Aergerniß einiger pfäffiſchgeſinnten Leute, welche von ſolcher, den Ungläubigen nachgeahmten, Kleidung auch auf die unchriſtlichen Grundſätze ſchließen wollten, die ſich darin argwöhnen ließen, konnte nur den Trotz verſtärken, und die Befriedigung erhöhen, welche mein Vater dabei empfand, daß dieſer Augenſcherz auch ein erfreuliches Bild ſein wolle, das auf die allgeprieſene Toleranz ſo glücklich hindeutete. —

Ich überſtand die meiſten Kinderkrankheiten ſehr früh und glücklich; von dem Leiden, das die Blattern mir verurſachten, habe ich noch deutliche Erinnerung, beſonders auch aus den Tagen des Geneſens, wo meine erwachenden Augen eines Morgens durch die Zaubergewalt bunter Bilderbogen, die neben meinem Bette an die Wand geklebt waren, mit unausſprechlichem Reiz eingenommen wurden. Solche Bilderbogen beſchäftigten mich tagelang und konnten meinen ganzen Sinn feſſeln; da ich einer Scheere habhaft geworden, begann ich die bunten Geſtalten theils nach den vorgezeichneten Umriſſen auszuſchneiden, theils aus freier Hand nachzuahmen, wozu auch mitunter Zinnfiguren zum Vorbilde dienten. So unvollkommen dieſe Verſuche ausfielen, ſo freute ſich doch mein Vater ſehr darüber, und förderte die Uebung, die bald dahin gedieh, daß ſie als etwas Auffallendes von allen Leuten bemerkt und geprieſen wurde. Ich ſoll nicht viel über drei

Jahre alt gewesen sein, als dieses Talent sich zu äußern anfing, und mein Vater bewahrte lange Zeit einige der frühsten Proben. Ich schnitzte Figürchen, um damit zu spielen, und that dies bald in Gemeinschaft meiner Schwester leidenschaftlich; die Eindrücke des Theaters kamen uns dabei trefflich zu Statten, und der Stoff ging uns zu ganzen Tagen nicht aus. Diese Art von Spiel, Hand und Sinn zu bildender Selbstthätigkeit leitend, geräuschlos und reinlich, kaum eines Theilnehmers bedürftig und zu Zweien schon gesellig genug, hat unstreitig einen bedeutenden sittlichen Einfluß auf mich gehabt. Bis in die Jünglingsjahre erstreckte sich dasselbe mit seinem zwar ausgebildeteren, aber dem Wesen nach unveränderten Zwecke, das Vergnügen nämlich nicht sowohl im Ausschneiden zu finden, als vielmehr im Gebrauche des Ausgeschnittenen, wobei denn alles mehr oder minder in dramatische Gestaltung übergehen mußte. Durch Ehrgeiz und Ruhmsucht angespornt, fing ich daneben in meinem sechsten Jahre auch schon an, Blumen und Landschaften zum bloßen Zeigen und Verschenken auszuschneiden, und ich brachte diese Gabe später zu solcher Höhe, daß ich wenigstens an Feinheit und Schärfe des Gebildes sie kaum übertroffen gesehen habe. Diese Fertigkeit ist in der Folge für mich eine große gesellige Annehmlichkeit, eine gleichsam unterscheidende persönliche Auszeichnung geworden, und hat mir bei Männern und Frauen, bei Erwachsenen und Kindern mehr Beifall und Ruhm, Gunst und Schmeichelei, Ansehn und Vortheil des Augenblicks verschafft, als alle andern guten Eigenschaften und Gaben, die ich besitzen mag, zusammengenommen. Mir selbst aber gewährt sie noch in reifen Jahren das unschätzbare Glück, für geliebte mich umgebende Kinder ein unerschöpfliches Vergnügen stets bereit in meiner Hand zu haben, dem sie mit lebhaftestem Eifer und mit dankbarster Zuneigung nachstreben. In dieser Beziehung durfte ich nicht versäumen, der ersten Anfänge eines solchen Talents hier zu gedenken. Auch meine Schwester eignete sich dasselbe mit fast gleichem Entwickelungsgange bestens an, und übte dasselbe in eigenthümlicher Art.

Ein Gefühl von Einſamkeit, das ich freilich damals mir nicht deutlich zu machen wußte, begleitete mich aus der Stille auch in Geräuſch und Lärm. Ich hatte keine eigentlichen Spielkammeraden, nur gelegentlich und auf abgeriſſene Stunden fand ich ſolche Geſellſchafter; meine Sinnesart und Tagesgewöhnung aber floß nie mit der ihrigen zuſammen, ich behielt in der größten äußern Hingebung innerlich etwas Fremdes gegen ſie, wie überhaupt etwas Abſonderndes gegen die Welt und ihre Darbietungen. Meinem Vater hing ich mit der größten Zärtlichkeit an, und ich hatte ein unbegränztes Vertrauen zu ihm, allein daſſelbe ſollte ſchon früh durch einen Vorfall beträchtlich leiden.

Eines Tages, bei ſchönem Sommerwetter, trafen wir auf dem Grafenberg eine muntre Geſellſchaft, worunter auch mehrere unſrer Schauſpieler und Schauſpielerinnen. Nichts konnte reizender für mich ſein, ich fand unter dieſen wunderbaren Weſen meine Lieblinge leicht heraus, und konnte mich beſonders an einer Madame Lange gar nicht ſatt ſehen. Ich hatte für ſie ein ſo eignes und ſtarkes Gefühl, daß ich dem Bedürfniſſe, davon zu reden, nachgeben mußte, ich zog meinen Vater abſeits, und vertraute ihm ſo bewegt als verſchämt, daß ich in dieſe Dame verliebt ſei. Schon ſein Lachen über dieſe Eröffnung machte mich betroffen, nichts aber glich meiner Beſtürzung und meinem Aerger, als er, der Geſellſchaft mich wieder zuführend, der Dame vor dem ganzen Kreiſe nun laut mittheilte, welche Eroberung ſie gemacht, und ich darauf mich den Gegenſtand vielfachen Scherzes werden ſah. Ich war empört über dieſen Mißbrauch meiner Zutraulichkeit, und verdachte meinem Vater um ſo mehr ſein gegen mich begangenes Unrecht, als mir auch höchſt empfindlich auffiel, daß die ſchöne Frau durch jene Entdeckung zu keiner weitern Aufmerkſamkeit für den Knaben veranlaßt wurde; hätte ſie mich wenigſtens an ſich gezogen, mir geliebkoſt und mich geküßt, wie ich es faſt nun erwartete, ſo hätte ich mir den Erfolg der Sache noch gefallen laſſen, die mir jetzt, da ſie durch Gleichgültigkeit von der einen und Scherz von der andern Seite nur verwundend für mich war, den Reſt des Tages verdarb.

Ich hatte nun ſchnell und gründlich gelernt, daß es Regungen gebe, die man, um ſicher zu ſein, ganz für ſich bewahren und gegen niemand äußern müſſe. Dieſe Erfahrung wurde von andrer Seite her durch Eindrücke verſtärkt, wo Nachdenken und Schweigen vereint die Folge waren. Unſer Wohnhaus hatte an einem nebenangebauten Schlachthauſe eine unangenehme Nachbarſchaft, welche den Kindern jedoch nur als großer Reiz der Neugierde bemerklich wurde. Ich hatte ſchon manches Niederwerfen und Abſchlachten des brüllenden Hornviehes mit ſchauderndem Vergnügen mit angeſehen, als eines Tages eine Kuh geſchlachtet wurde, die, wie ſich ſpäter zeigte, trächtig war. Das Herausnehmen des kleinen noch nicht belebt geweſenen Kälbchens aus dem geöffneten Leibe blieb mir nicht verborgen, und ich mußte ſtets darüber ſinnen, bis mir endlich mein Vater, beſtürmt von meinen unabläſſigen Fragen, die Sache nach der Wahrheit erklärte. Ich befand mich nun aber in noch größerer Verwirrung als vorher, beſonders da ich weiter zu fragen theils mich ſcheute, theils vergeblich fragte. Doch fühlte ich mich im Beſitz eines wichtigen Aufſchluſſes und einer ſeltenen Kenntniß, die ich andern Kindern fehlen, den Erwachſenen aber auffallen und von vielen mißbilligen ſah; und ſeltſam genug, ich ſelbſt ahndete etwas, als ob mein Vater auch diesmal, freilich zu meinen Gunſten, im Mittheilen zu bereitwillig geweſen ſein möchte, beſonders, da er weiteres ſichtbar verſchwieg, und mich im Dunkel laſſen wollte. Ich aber mußte mit meinem angeregten Nachdenken und empfangenem Halbvertrauen wieder auf mich ſelbſt zurückgewieſen bleiben.

In meine frühere Kindheit fällt auch ein Beſuch im Kloſter zu St. Barbara-Garten in Rheinberg, wo meines Vaters Schweſter Eleonora Nonne war. Dieſes für adelige Fräulein beſtimmte Kloſter war ihr durch die Gunſt des Hofes eröffnet worden, wiewohl ſie keine Ahnenprobe ablegen konnte, und leicht entſchloß ſich die jugendlich Unerfahrne zum dargebotenen Seligkeitswege. Schon als Novize jedoch ſoll ſie ihren Entſchluß bereut haben, den ſie aber dennoch, aus Scham und Rathloſigkeit, unwiderruflich ausführte. Wir

fanden ſie noch jugendlich ſchön, freundlich vornehmen Weſens, gefaßt und leidlich zufrieden. Sie ſpielte die Orgel vorzüglich gut, zeichnete und ſchrieb vortrefflich, und wußte ſich auch außer ihrem geiſtlichen Berufe ſo würdig als angenehm zu beſchäftigen. Mein Vater, den ſie Herr Bruder und Sie nannte, ſprach mit ihr allein, fragte genau nach ihrem Zuſtande, und erbot ſich, ihr aus dem Kloſter herauszuhelfen, ſobald ſie es verlange; er machte ſich anheiſchig, dieſes, wenn nicht im Guten, wie er hoffte, auch mit Liſt und Gewalt durchzuſetzen, und für ſolchen äußerſten Fall gewährte die Nähe der preußiſchen Gränze die beſte Zuflucht und Sicherheit. Das Anerbieten wurde indeß mit Dank abgelehnt, die Tante hatte ſich in ihr Verhältniß gefunden, und wußte ein anderes ſich weder vorzuſtellen noch zu wünſchen.

Dies alles wurde mir natürlich erſt ſpäterhin erzählt; damals erfüllte mich nur der Eindruck der ſchönen Räume, der guten Bewirthung und fröhlichen Beſuchgeſellſchaft, die ſich von mehreren Seiten zahlreich eingefunden hatte, ſo wie der einladenden Spielplätze in Hof und Garten, wo man den ſchönſten Nachmittag im Freien genoß. Ein ſchauerlicher Reiz von Ernſt und Abgeſchloſſenheit, worauf doch manches in dem Kloſterweſen deutete, ſo wie einzelne Worte von Mitleid und Bedauern, die ich für die armen Nonnen hatte äußern gehört, machten mir doch am Abend die Rückfahrt ganz lieb.

Das Geſchick der guten Tante erfuhr ſpäterhin noch die trauervollſte Wendung. Sie erblindete und ihre Geiſteskräfte wurden ſchwach. Sei es daß ihrem Zuſtande an ſich eine ſtrenge Behandlung in den Augen der übrigen Nonnen gemäß dünkte, ſei es, daß eine aus früherer Abneigung gegen das Kloſter jetzt wiedererwachende Unzufriedenheit ſich in Aeußerungen zeigte, die man als widerſpenſtige und gottloſe beſtrafen zu dürfen glaubte, genug die Unglückliche wurde von den Schweſtern grauſam in ein abgelegenes, dunkles, faſt unterirdiſches Gemach verſtoßen, wo ſie in troſtloſer Einſamkeit unter den härteſten Entbehrungen viele Jahre zubrachte. Ihr jüngerer Bruder Franz, als Profeſſor in Köln lebend, wollte ſie mehrmals beſuchen, konnte aber nie bis zu

ihr dringen, wie ſehr er auch darauf beſtand, ſie wenigſtens zu ſehen. Nachdem aber die Franzoſen jene Länder als Sieger beſetzt hatten, nahm er die Gelegenheit wahr, und eines Tages, von franzöſiſchen Beamten und Gendarmen begleitet, forderte er unvermuthet im Namen der Obrigkeit augenblicklichen Einlaß, der nun nicht zu verweigern war; die Nonnen fanden keine Friſt zu irgend einer Vorbereitung, man drängte ſie und folgte ihnen auf dem Fuße, und ſo mußten ſie ungemildert den jammervollſten Anblick offenbaren. Auf bloßer Erde ſaß die Unſelige ohne alle Bekleidung; kein Gewand, kein Stroh, weder Tiſch noch Stuhl, nur die nothdürftigſten Gefäße! Man brachte ihr zu eſſen, die Nonnen boten ihr zwar Löffel und Gabel dringend an, ſie aber achtete nicht darauf, ſondern nahm die Speiſen eilig mit den Fingern, ſchon längſt jener Werkzeuge entwöhnt, wie ſich jetzt deutlich ergab, ſo gern die harten Schweſtern es verbergen wollten. Als der Bruder ſie anredete, erkannte ſie ſogleich ſeine Stimme, weinte, bejammerte ihren Zuſtand, wollte aber niemand anklagen, und wünſchte nur, es möchte ihr fortan etwas beſſer gehen. Sie war allerdings ſchwachſinnig und abgeſtumpft, wer weiß ob nicht zumeiſt in Folge der langen ſo ſchrecklich hingebrachten Leidensjahre, aber durchaus nicht raſend, wodurch allein ſolche Einkerkerung und Entblößung noch wäre ſcheinbar zu begründen geweſen; ihre Freundlichkeit und Sanftmuth im Gegentheil blieben ſich durch alle Folgezeit unverändert gleich, und Werke der Andacht und frommen Milde fortdauernd ihre tröſtliche Beſchäftigung. So lebte ſie zu Köln in einer Stiftung, wohin ſie auf Koſten des Kloſters verſetzt worden war, noch viele Jahre in ſchwachem doch leidlichem Zuſtande, ſtill und ſanft, erfreut durch den öftern Beſuch des Bruders und der Frau und Kinder deſſelben, mit denen ſie ſich zwar wenig aber doch gern unterhielt, und ſtarb eines ſeligen Endes verſichert um das Jahr 1814 in hohem Alter.

Noch ein anderes Kloſterleben öffnete ſich damals meinen Augen, und zwar ebenfalls in ganz heitrer Weiſe. Nicht fern von Düſſeldorf lag ein Kloſter von La Trappe, dem

ſtrengſten und abſchreckendſten aller Mönchsorden, der auch in der Welt am wenigſten Ausbreitung gefunden hatte, denn außer jenem Kloſter, und einem in Italien gelegenen, beſtand nur noch in Frankreich das eine berühmte, welches der Stifter ſelbſt eingerichtet und bewohnt hatte. Man erzählte grauenvolle Dinge von der harten und abgetödteten Lebensart der armen Kloſterbrüder, denen neben tiefſtem Schweigen und unaufhörlicher Todesbetrachtung auch noch die rauheſte Feldarbeit auferlegt war; doch wenn dieſe Unglücklichen tief beklagt und ſie als Opfer des wahnſinnigſten Aberglaubens geſchildert wurden, ſo gab dies gewöhnlich Anlaß, auch die Wohlthaten der Aufklärung zu preiſen, deren Wirkungen ſelbſt in dieſe finſterſten aller Kloſtermauern eingedrungen ſeien, und dieſe am Ende ſprengen würden. Von dieſer Einwirkung ſollten bald einige Merkmale mir ſichtbar werden, damals für mich gewöhnliche ſinnliche Eindrücke, welche das Gedächtniß aufbewahrte, bis eine ſpätere Zeit Verſtändniß und Urtheil dazu lieferte. Die Mönche hatten meinen Vater zum Arzt erwählt, und da ſich häufige Krankheitsfälle ereigneten, ſo fehlte es nicht an Wanderungen nach Düſſelthal, wohin ich faſt immer mitgenommen wurde. Das düſtre Innere des Kloſters blieb uns verſchloſſen, dort mag es übel genug ausgeſehen haben, aber die zur Aufnahme der Kranken und zur Bewirthung der Fremden eingerichteten Zimmer hatten nichts Unheimliches; hier war auch die ſtrenge Regel aufgehoben, die Mönche plauderten mit den Beſuchern nach Herzensluſt, tranken von dem Weine, der dieſen vorgeſetzt wurde, fröhlich mit, und gewöhnlich kam auch Obſt und Kuchen zum Vorſchein, von denen mein Theil ſo reichlich ausfiel, daß mir die Taſchen auch noch für den Rückweg mit ſolcher Labung angefüllt wurden. Vor dem Knaben that man ſich keinen Zwang an, man ſah ihn mit Heiligenbildern und Roſenkränzen beſchäftigt, die man ihm zum Spielen hingegeben, und achtete ſeiner nicht weiter. Unwillkürlich aber hörte ich Dinge, deren volle Bedeutung ich wohl nicht faßte, die mir jedoch genugſam als ſolche einleuchteten, die nicht ganz richtig waren, und mir den Begriff gaben, daß auch die großen Leute Unarten und Schelmereien hätten;

wo mir die Worte nichts oder wenig ſagten, da ſagte mir der Anblick alles, das ſpöttiſche, ſelbſtzufriedne Lächeln, oder die wegwerfende, dreiſte Gebärde, von denen manche Aeußerungen begleitet wurden. Auf dem Heimwege fragte ich einſt meinen Vater, wann denn ein gewiſſer Pater, der mir beſonders freundlich zu ſein pflegte, wieder krank ſein würde, um auch wieder zu ſprechen und wieder Wein zu trinken? Es wurde klar, daß ich die Vorſtellung hatte, die armen Leute nähmen der Krankheit als eines Vortheils wahr, und machten es unter einander nach Gutdünken ab, wer ihn haben und genießen ſolle. Daß ich nicht ganz fehlgegriffen, erkannt' ich aus der muntern Laune, mit der mein Vater einige Worte lachend vor ſich hin ſagte, ohne mir weiter eine Antwort zu geben.

Wenn zuweilen ein paar ſchmutzige Kapuziner, die für ihr Kloſter Lebensmittel einſammelten, auch bei uns einſprachen, die empfangene Beiſteuer in den Sack ſteckten, und dabei mit der Magd, die ſie ihnen gereicht, in gemeinſter Volksſprache und Sinnesart zu ſcherzen verſuchten, ſo war das auch kein Eindruck, um für das katholiſche Pfaffenthum beſondere Achtung einzuflößen; eben ſo wenig war hierzu das widrige Plärren von Litaneien geeignet, oder die Aermlichkeit der Prozeſſionen, mit denen die nahe Franziskanerkirche uns früh bekannt machte. Vergebens war das Beiſpiel der Ehrfurcht und Unterwerfung, welche dieſem kirchlichen Schauweſen abſeiten des Volkes noch bezeigt wurde; das Volk, welches in den Augenblicken ſeiner aufgerufenen Gläubigkeit haſtig niederkniete, um ſchnell wieder in all ſeiner Rohheit aufzuſtehen, hielt ſich für den kurzen Zwang gleich wieder ſchadlos, und übte nur größere Frechheit und Schamloſigkeit.

In der That war es in den Ländern am Rhein damals mit der Religioſität ſchlecht beſtellt; die Abwendung von allem, was ihr ſichtbar angehörte, war zuverläſſig ein beſſeres Heil, als die Hingebung an ihre Formen. Schon in meinen frühſten Jahren erlebt' ich Vorgänge, welche der unverdorbenen Kinderſeele den entſchiedenſten Abſcheu erweckten. Ein Beiſpiel diene ſtatt vieler. In unſrer Straße wohnte eine arme Familie, die durch Schmutz, Lärm und Unordnung uns Kin-

dern immer ſchon ein Gegenſtand des Mitleids, der Neugier und der Furcht geweſen war; den Vater, der ſich dem Trunk ergeben hatte, raffte ein ſchneller Tod dahin, er war die erſte Leiche, die ich ſah; ſein älteſter Sohn, etwa zwölfjährig, ſtand neben mir, baarfuß und in Lumpen, aber trotzig und frech und ohne eine Spur von Traurigkeit; die Mutter führte einen Franziskaner herbei, der einige Gebete verrichtete und auch uns aufforderte, unſre Fürbitte bei Gott einzulegen, daß der Geſtorbene in den Himmel käme. Ich faltete, gleich den Andern, die Hände und war dem Weinen nahe. Nur der Sohn ſah unterdeſſen dreiſt umher, und ſagte mir ins Ohr: „Ich bet' mich nicht für meinen Vater, denn er hat mir auch nichts verſpart!“ Dieſe Worte machten mir einen ſchrecklichen Eindruck; der elende Bube wollte an ſeinem Vater Rache üben, weil er ihm nichts hinterlaſſen, und verſagte ein kleines Gebet, das jenem in den Himmel helfen ſollte! Gläubig aber war der Böſewicht, denn er traute dem Gebet alle Kraft zu, und unterließ es gerade deßhalb; ja er rühmte ſich oftmals gegen mich, daß er gut katholiſch ſei, und daß er ſich der Religion ganz widmen wolle, denn ſein höchſtes Lebensbild war, Kapuziner zu werden! Niemand wird ſich wundern, daß ein Knabe, in deſſen Herz noch kein böſer Keim gefallen, mancher gute aber früh entwickelt war, von ſolchen Erſcheinungen, die er als katholiſche bezeichnen hörte, keine beſondere Anziehung erfahren konnte.

Mit dem Aberglauben und Pfaffenweſen ſtand mein Vater längſt in offnem Kriege. Schon ſeine Heirath mit einer Proteſtantin hatte ſehr mißfallen, noch mehr aber wurde ihm übel genommen, daß, während man dieſe ſich fleißig zu ihrer Kirche halten und ſelten am Sonntage die Predigt verſäumen ſah, er ſelber die katholiſchen Gebräuche gänzlich vernachläſſigte und auch ſein Söhnchen ohne deren ſichtbare Uebung aufwachſen ließ. Wer mit ihm in näheres Geſpräch kam blieb auch nicht lange zweifelhaft über ſeine Denkungsart, die er freimüthig und heiter vortrug, und mit Gründen und Beiſpielen geſchickt zu belegen wußte. Die Mehrzahl ſeiner Mitbürger, die Vornehmen durchaus, der Mittelſtand aber größtentheils, ſtimmten im Weſentlichen mit ihm überein, die

Aufklärung war von allen Seiten wirksam, nicht nur von der weltlichen, sondern auch von der geistlichen selbst, Bischöfe und Aebte, Pfarrer und Mönche wetteiferten in dem Bestreben, sich selber als Theilnehmer an dem wohlthätigen Lichte des Jahrhunderts darzuthun, und dieses Licht auch im Volke zu verbreiten. Die Meisten wollten hierbei doch mit einiger Klugheit verfahren, und mußten es auch, in sofern sie den eigenen Boden, der sie trug, einstweilen noch zu schonen hatten; Andre hingegen trieben ihr Werk mit rücksichtslosem Ungestüm, den eingebornen Fanatismus, der unter andern Umständen die Ketzer verfolgt hätte, jetzt gegen das Dogma selbst wendend. In den obern Ständen waren zwei Richtungen auffallend zu unterscheiden, die eine, verfeinerten und verwegenen Geistes, läugnete und verspottete alles, was dem Verstande und den Sinnen nicht genehm war, wollte aber, weltmännisch klug und herzlos selbstsüchtig, dieses vermeinte Höherstehen für sich allein behalten und das gemeine Volk in Wahn und Dumpfheit halten; die andre Richtung, weniger stark in sich, aber um so verbreiteter, wagte nicht zu läugnen und zu verspotten, was sie im Tiefsten stets noch als ein geheimer Schauder durchzuckte, betäubte sich aber gegen alles, was sie im sinnlichen Genusse des Lebens stören wollte, und begnügte sich, kaum Einmal im Jahre, oder auch wohl erst beim Annähern des Todes, in kirchlichen Aeußerlichkeiten eine Art schwächlicher Abfindung mit dem Himmel zu suchen. Keiner dieser beiden Richtungen gehörte mein Vater an; von der letztern trennte ihn sein freier, durch Bildung und Nachdenken selbstständiger Geist, von der erstern mußte seine allgemeine Menschenliebe ihn scheiden, sein warmes Herz für das Volk, das er nicht der Bevormundung dünkelhafter Selbstsucht Preis gegeben, sondern zur Theilnahme an jeder Bildung und Freiheit emporgehoben sehen wollte. So stand er unter scheinbar Gleichdenkenden mit seiner Gesinnung doch ziemlich allein, stützte sich auf keine Genossenschaft, hielt sich zu keiner Parthei. Diese Art wird von gegnerischer Seite immer am ersten und heftigsten angefeindet und fällt ihr am schnellsten zum Opfer. Im Allgemeinen achteten und liebten ihn seine Mitbürger, die Armen wußten ihn zu

ihrer Hülfe ſtets bereit, auf ſeine Redlichkeit, ſeinen Eifer konnten Alle rechnen. Aber ein Kern von Pfäffiſchgeſinnten, der ſich im Dunkel enger zuſammengezogen hatte und ſich im Stillen ſtets wirkſam erhielt, wählte ihn früh zum Ziele des Haſſes und der Verfolgung. Anfangs lachte er des machtloſen und ihm, wie er glaubte, unſchädlichen Beſtrebens, und fand die ausreichendſte Genugthuung in dem Zutrauen, welches auch die entſchiednen Feinde ihm als Arzt erwieſen, denn in ernſten Krankheitsfällen wurde nur immer er zu Rathe gezogen, mit großem Aerger eines frömmeren Kollegen, der fleißig in die Meſſe und zur Beichte ging, und an deſſen Seelenheil dieſelben Leute nicht zweifelten, die ihr leibliches doch lieber in andre Hände legten! In ſpäterer Zeit, als die pfäffiſche Feindſchaft mit weltlichen Umſtänden ſich verbünden konnte, wußte ſie ihre verkannte Kraft leider rückſichtslos genug fühlbar zu machen. —

Zwei Gattungen von Menſchen hingegen, welche in jener Zeit als entſchiedenſter Gegenſatz alles Pfaffenweſens galten, waren meinem Vater beſonders befreundet, die Militairperſonen und die Schauſpieler, beide auch für mich Knaben natürlich von größter Anziehung. Das kurpfälziſche Militair war freilich in großem Verfall, den man größtentheils den Verwaltungsmaßregeln des vom Kurfürſten Karl Theodor begünſtigten Engländers Thompſon, des nachmaligen Grafen Rumford, beimaß, den ich damals in Düſſeldorf und Mannheim nie ſo lobwürdig nennen hörte, als wohl in ſpäterer Zeit und an fremden Orten; die Mannſchaft war unanſehnlich, nicht nach der Tauglichkeit, ſondern nach beſondern Rückſichten ausgewählt, ſchlecht ausgerüſtet und verpflegt, in allen Uebungen vernachläſſigt, die Offizierſtellen wurden häufig nach Hofgunſt verliehen, öfters auch verkauft, und die Geſammtheit ſtand in geringen Ehren; allein es gab auch ehrenwerthe und tüchtige Männer darunter, die mit Unwillen dieſen Zuſtand beklagten und alles, was in ihrer Macht lag, anwandten, um ihn zu verbeſſern. Vorzüglich ein Oberſt erwies ſich unermüdet in thätiger Sorge für das Wohl ſeiner Untergebenen, er ſuchte Offiziere und Gemeine zu tüchtigen Soldaten zu bilden, zeigte im Dienſte die größte Strenge,

ſonſt aber gegen jederman die gütigſte Freundlichkeit. Dem Exerziren zuzuſehen, welches ſelten ohne Strafen ablief, war ein ſchauerliches Vergnügen; auf Kaffeehäuſern, in den Gärten vor der Stadt und andern Luſtorten nahm das Militair ſich weit angenehmer aus: da wurden Scherze getrieben, Kriegsſachen verhandelt, und vor allem die Großthaten der Preußen gerühmt, die ſeit dem ſiebenjährigen Kriege das unerreichbare Vorbild aller deutſchen Truppen waren; die Kaiſerlichen waren dagegen die Zielſcheibe des Spottes, und dabei bemerkte man mit Bitterkeit, daß man leider ihnen mehr als den Preußen ähnlich ſei. Dieſe früh vernommenen Urtheile machten einen tiefen und dauernden Eindruck auf mich.

Ich habe ſchon meines frühen Schauſpielbeſuchs erwähnt und eines Vorfalls gedacht, wo meiner Neigung zu einer ſchönen Sängerin übel mitgeſpielt wurde. Doch meine Freude am Theater erlitt dadurch keine Störung; die Tage, an denen geſpielt wurde, erſchienen mir ſchon am frühen Morgen in aller Macht des Zaubers, der ſich am Abend herrlich entfalten ſollte. Ein großer Theil meines Kinderglückes beſtand in dieſen Feſten der Phantaſie, in denen eine zweite Welt mir aufging. Selten geſchah es, daß eine Vorſtellung verſäumt wurde, denn da mein Vater als Arzt von den Schauſpielern keine Vergütung nehmen wollte, ſo hatten wir wenigſtens freien Eintritt, den wir gern benutzten. Die deutſche Schaubühne gehörte damals zu den Ehrenſachen der Nationalbildung, die jeder Strebende zu fördern verpflichtet und für welche der ernſtlichſte Eifer entzündet war. Doch mit Schauſpielern und Schauſpielerinnen nähern Umgang zu haben, war noch ungewöhnlich, und mein Vater, der, wie in andern, ſo auch in dieſer Vorurtheilsloſigkeit munter voranging, erwarb ſich den Dank und die Liebe der durch ihn Gehobenen. Der ganze Stand hatte damals wohl nicht weniger Bildung als jetzt, viele ſeiner Mitglieder waren nicht für ihn erzogen, ſondern für einen höhern, dem ſie aus Laune oder Unglück entſagt hatten; friſches Leben aber und geniale Kraft fanden ſich in reichſten Maßen ausgetheilt, auch bei den wandernden Geſellſchaften, welche in ihrer wechſelvollen Freiheit vor den ſpätern Hof- und Stadtbühnen

und deren gebundenem Amts- und Schulweſen manchen Vorzug behaupteten. Es traf ſich nicht ſelten, daß Schauſpieler ſich mit meinem Vater in lateiniſcher Sprache ganz fertig unterhielten, bei andern bewunderte man die Meiſterſchaft in ritterlichen Uebungen; aus der Hof- und Staatswelt ſogar hatten ſich Liebhaber angefunden, die unter ſelbſtgewählten Namen ſich um den Beifall des Publikums bemühten, denn den angeborenen Namen zu führen, wurde den Schauſpielern noch nicht zugemuthet. Nicht zu überſehen iſt auch der Umſtand, daß die rheiniſchen und ſüddeutſchen Beſtandtheile damals beim Theater vorherrſchten, wie in ſpäterer Zeit die norddeutſchen, worin ſich ein bedeutender Unterſchied angiebt, den der Kundige wohl wird zu würdigen wiſſen.

Die guten Tage, welche mir unter wechſelndem Vergnügen oder doch in ſtiller Zufriedenheit dahinfloſſen, wurden durch kein frühzeitiges Lernen getrübt. Die herrſchende Denkart war aller geiſtigen Anſtrengung der Kinder durchaus entgegen. Die Kenntniſſe, welche ſchon dem zarteſten Alter mit Mühe und Pein pflegten eingetrieben zu werden, kamen in ſcharfe Prüfung; ein Theil wurde als unnütz geradezu verworfen, die andern einer reifern Zeit vorbehalten. Ich lernte zwar keine Buchſtaben, aber dafür deſto mehr Sachen, durch Anſchauung und Benennung vieler Gegenſtände, durch Mitgehen in ſo vielen Bewegungen und Verhältniſſen des Lebens. Vermöge Hörens und Nachſprechens machte ich zwar einen Anfang im Franzöſiſchen, aber ich wußte kaum, daß dies ein Lernen ſei. Das Einzige, wobei mir zum erſtenmale bekannt wurde, was ein Lehrmeiſter bedeute und was Lehrſtunden ſeien, war dem Anſcheine nach die vergnüglichſte Unterhaltung, nämlich das Tanzen, welches als nützliche Leibesübung früh zugelaſſen wurde. Doch mir wurden gerade dieſe Stunden und der ganze Unterricht bald unſäglich verhaßt. Der Meiſter war ein griesgramiger Pedant, von roher und tückiſcher Gemüthsart, der die kleinen Schüler unaufhörlich ſchalt und ſtrafte, ſo daß wir ſelten ohne Weinen abkamen, und uns auch wohl, wenn wir den gefürchteten Mann kommen ſahen, im Garten vor ihm verbargen, welches fruchtloſe Bemühen unſer Loos bei ihm nicht

verbeſſerte. Meine entſchiedene Abneigung hatte zur Folge, daß, als der Unterricht zufällig auf einige Zeit ausgeſetzt worden war, ſeine Wiederaufnahme weit hinaus verſchoben blieb, und die Umſtände fügten es ſo, daß er nie mehr Statt fand; denn meinen nächſten Jahren fehlte jeder Wunſch darnach, und den ſpätern der Entſchluß, mich in dieſer Sache noch als Anfänger zu gebärden, während ich in andern Dingen ſchon vorgeſchritten war.

Zweiter Abſchnitt.

Brüſſel. Straßburg.

1790—1792.

Ein großes Ereigniß war es für mich, daß ich meinen Vater auf einer Reiſe nach Brüſſel begleitete, zu der ihn dort lebende Freunde veranlaßten. Sie erſtreckte ſich auf vierzehn Tage, und ich war nicht wenig erſtaunt, als ein Tag nach dem andern verging, ohne daß ich Mutter und Schweſter wiederſah. Die Begegniſſe der Reiſe, die neuen Landſchaften und Städte, die ich zu ſehen bekam, beſchäftigten mich indeß auf das angenehmſte, beſonders Brüſſel ſelbſt, die prächtige, volkreiche Stadt, mit dem ſchönen Park, dem zahlreichen öſterreichiſchen Militair und den vielen guten Leuten, bei welchen wir einſprachen und die es mir vom Morgen bis zum Abend an Unterhaltung nicht fehlen ließen. Wiewohl noch ſo jung, empfing ich doch nicht ohne Nutzen die Eindrücke ſo vieler und bedeutender Gegenſtände; von dem, was die Sinne faſſen konnten, ging mir nichts verloren, und das friſche, durch keinen Zwang verkümmerte Gedächtniß hielt alles in treuem Gewahrſam feſt. Hätte ich Brüſſel ſpäter nie wiedergeſehen, ſo würde mir doch von jenem erſtenmal ein allgemeines und in vielen Zügen höchſt beſtimmtes Bild der Stadt und ihrer Einwohner, der Trachten und Sprachweiſen, der gottesdienſtlichen Aufzüge, und was ſonſt in die Augen fiel, zeitlebens verblieben ſein, ungerechnet das

denkwürdige Wahrzeichen des Manneken-Piss, dieſes wunderlichen Brunnenmännchens, das freilich meine Begriffe äußerſt in Verwirrung brachte, denn hier war ganz öffentlich zur Schau geſtellt, was in jedem andern Falle für höchſt unanſtändig erklärt wurde. Daß dieſes Manneken nun gar ein Bürger von Brüſſel ſein ſollte, an gewiſſen Tagen feſtlich geſchmückt wurde und der ganzen Stadt als ein Pfand ihres Wohlergehens theuer und faſt heilig war, hatte für mich zwar keinen Sinn, doch reimt' ich es zuſammen mit der Verehrung, die ich auch andern Bildern von Stein oder Holz erweiſen ſah, und die ich eben ſo wenig begriff.

Mein Prüfungs- und Widerſpruchstrieb wurde auch in Betreff der öſterreichiſchen Truppen lebhaft erregt, denn ich hatte von dieſen oft genug mit Geringſchätzung reden hören, und nun ſah ich die prachtvollſten Regimenter, die herrlichſten Reiter, die ſchönſten Grenadiere, die mir alle vortrefflich gefielen und die ich von allen Leuten geehrt und bewundert ſah. Einige Offiziere ſchenkten mir ihre Gunſt, und auch mit manchen Grenadieren hatte ich bald gute Bekanntſchaft, ſo daß ich an großen und kleinen militairiſchen Vorgängen wohlbeſchützt Theil nehmen konnte. Das war ein andres Weſen, als mit unſern Pfälzern! Höchſt unwillig ließ ich mich über diejenigen aus, die mir eine ſo falſche Meinung beigebracht hatten; ich war wie beleidigt, und freute mich ſchon, die Leute nach meiner Heimkehr zur Rede zu ſtellen und ihnen zu ſagen, daß ſie falſch geſprochen. Es bedurfte der ernſtlichen Autorität meines Vaters, um mich zu beruhigen; er verwies mir meine Ungebärdigkeit, und meinte, ich würde nur ausgelacht werden, gegen welchen Spruch denn auf's neue mein Inneres ſich auflehnte und trotzige Zweifel nährte. Die öſterreichiſchen Truppen aber blieben meinem Herzen über alles werth, und es gehörte die nachhaltige Wirkung der franzöſiſchen Freiheitskriege dazu, um jene frühe Zuneigung zu verdunkeln, die dann in ſpäteren Jahren doch noch einige Spuren zeigte.

Die Widerſetzung und Kampfluſt, welche in mir unwillkürlich entſtehen mußte, ſowohl durch alles, was ich von dem Vater ſah, als durch die täglichen Geſpräche, die ich

mit anhörte, wurde in manchen Fällen unbequem, war aber nicht ſo leicht auf ein kluges Maß zurückzudrängen. Denn Kinder laſſen ſich zwar leicht einreden, was ſie für gut und recht halten ſollen, wollen dann aber auch nicht die geringſte Abweichung geſtatten, und überdies gefällt ſich die Eitelkeit im Trotz und Eifer. So geſchah es mir eines Tages, als eine prächtige Prozeſſion Statt fand, wegen deren ich mit den Hausleuten auf die Straße getreten war. Die Grenadiere machten Spalier und hielten die blumenbeſtreute Bahn frei, das Volk drängte ſich und jubelte in Erwartung des feierlichen Aufzugs. Endlich erſchien dieſer in glänzendem, bunten Gepränge. Die höchſte Aufmerkſamkeit war auf den Thronhimmel gerichtet, unter welchem das Allerheiligſte getragen wurde, und dem die Schweſter des Kaiſers Joſeph, Erzherzogin Marie Chriſtine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachſen-Teſchen und Gouvernante der öſterreichiſchen Niederlande, unmittelbar folgte. Alles Volk und die Truppen fielen auf die Kniee, ſo wie der Thronhimmel nahe kam. Ich aber wollte nicht knieen, und ſträubte mich gegen die Nachbarn, die mich dazu nöthigen wollten. Solch Aergerniß raſch abzuthun, legte ein Grenadier ſeine Hand auf meine Schulter und augenblicks lag ich auf den Knieen, brach aber, empört über die Gewalt, die mir unvermuthet angethan worden, in heftiges Weinen aus, ſo daß die Erzherzogin herüberblickte und über mich lachen mußte. Das vermehrte nur meine Unſeligkeit und ich klagte und drohte noch lange, denn auch die Auszeichnung, welche mir, wie die Leute behaupteten, darin widerfahren ſei, daß die Erzherzogin mich ſo fröhlich angeſehen, wollte mir keineswegs gefallen. Die größte Kränkung erfuhr ich indeß durch meinen Vater ſelbſt, der mein erlittenes Unrecht nicht ſehr beachtete, und mir nur den Rath gab, mich künftig bei ſolchen Gelegenheiten nicht vorzudrängen.

Bereichert an Bildern und Erfahrungen, kehrt' ich mit meinem Vater von Brüſſel endlich wieder heim zu Mutter und Schweſter, nach denen meine Sehnſucht in den letzten Tagen immer heftiger verlangt hatte. Bis ich ihnen erzählt, was alles mir begegnet war, was ich geſchaut und genoſſen

hatte, konnte ich gar keine Ruhe finden. Mit ſtolzem Selbſtgefühl breitete ich meinen kleinen Schatz vor ihnen aus, deſſen Beſtandtheile ſie doch meiſt anders würdigten, als ich, nur hatte ich die Befriedigung, von der Mutter wegen meines Nichtknieenwollens belobt zu werden. Manche mitgebrachte Bilder und Spielſachen wurden von der Schweſter freudig aufgenommen. Woran aber Mutter und Schweſter vereint den größten Antheil bezeigten, das waren meine eignen Ausſchnitte, die ſich während des Brüſſeler Aufenthalts ungemein vervollkommnet hatten; in dem Hauſe, wo wir gewohnt, waren nämlich Porzellantaſſen im Gebrauch, auf welchen kleine Landſchaften gemalt ſtanden, die mir nachzuahmen ziemlich gelungen war. Es war das erſtemal, daß ich dies Ausſchneiden nicht zu meinem Spielbedarf, ſondern aus Ehrgeiz, um es Andern zu zeigen, ausgeübt und mich daher einer beſondern Feinheit befliſſen hatte. So nachhaltig übrigens blieb dieſes erſte Vorbild meinem Sinn eingedrückt, daß in allen ſpäteſten Erzeugniſſen dieſer kleinen Kunſt etwas von jenen Brüſſeler Taſſen ſich erkennen ließ.

Nicht lange waren wir heimgekehrt, als eine neue Trennung Statt fand, und meine Mutter und Schweſter eine Reiſe nach Straßburg machten. Hatte ich früher das Scheiden als Abreiſender empfunden, den neue Ausſichten reizen und wechſelnde Gegenſtände zerſtreuen, ſo war mir nun beſchieden, das Loos des Zurückbleibenden zu erfahren, dem ſich alles Bekannte und Gewohnte plötzlich verödet, und der ein verringertes Leben einſam fortſetzen ſoll. Schon in dem begünſtigten erſtern Falle hatte ich den Schmerz der Trennung tiefer empfunden, als ein ſonſt leichtſinniges Naturell es erwarten ließ, und mitten in den größten Zerſtreuungen war meine Sehnſucht oft ungeſtüm erwacht; jetzt aber, als das Schiff, das die Geliebten aufgenommen, ſtromaufwärts meinen Augen entſchwand und dieſe zurückblickten in das leere Haus, den ſtillen Garten, da kannte meine Wehmuth kein Maß. Die Spielſachen, das Gartengeräthe, alles, was ich noch am Tage vorher mit meiner Schweſter gemeinſam beſeſſen und gehandhabt, erregte meine heißen Thränen, alles war mir

allein überlaſſen, und keine Freude mehr haftete daran. Ich durchlief klagend die mir leeren und übergroßen Räume, nicht Eſſen noch Trinken behagte mir, und nur als mein Vater mich zu einem weiten Spazirgang mitnahm und bei guten Freunden einſprach, wo fröhliche Jugend in Buſch und Feldern ſich tummelte, vergaß ich etwas des Leides, das mir zu Hauſe fortbeſtand. Am nächſten Morgen war es derſelbe Schmerz, dieſelbe Angſt, und ich fühlte wohl, daß alle Tröſtungen, die man mir bot, keine waren, daß niemand wußte oder wiſſen wollte, was ich litt, und ich glaube wirklich, daß man im Allgemeinen das Weh und Leid, welches Kinder empfinden können, zu gering anſchlägt. Mein Vater, deſſen Geſellſchaft allein mich beruhigte, konnte mich doch nicht immer an ſeiner Seite haben, und ſah ſich genöthigt, mich für die Zeit der Abweſenheit von Mutter und Schweſter in eine befreundete Familie zu geben, wo mir denn unter Kindern die Tage bald wieder angenehm hingingen.

Das frühere Daſein ungetrübter Kindheit in ſtiller Häuslichkeit und Gartenluſt war jedoch unterbrochen und ſchien in voriger Weiſe nicht wiederkehren zu ſollen. Denn auch, als meine Mutter und Schweſter von Straßburg zurückkehrten, und mir das Glück des Wiederſehens, von mitgebrachten Geſchenken und unerſchöpflichen Erzählungen begleitet, durch viele Tage ſich immer neu fortſetzte, war es nicht mehr die Abſicht, ſich der früheren Lebensgewohnheit behaglich wieder einzufügen, ſondern es wurde ſchon daran gedacht, dieſe ganz zu verlaſſen, und neue Verhältniſſe in der Ferne zu begründen. Die Eindrücke von Straßburg hatten in meiner Mutter das lebhafteſte Heimweh nach der geliebten Vaterſtadt erweckt, wo viele theure Bande ſie anzogen, und die Mittheilungen, welche ſie meinem Vater brachte, hatten auch ihm die alte Vorliebe für die Stadt ſeiner Studien aufgeregt. Man verglich den Glanz und die Behaglichkeit des Lebens in der großen und reichen Hauptſtadt des herrlichen Elſaß mit dem kleinen und ärmlichen Zuſchnitt der Verhältniſſe in Düſſeldorf, wo eine ehemalige Reſidenz mehr und mehr in eine Provinzialſtadt verſank, und ein ſchwaches Bürgerthum von üppigem Beamtenweſen erdrückt wurde,

deſſen Kabalen und Ränke, wie am fernen Hofe, ſo auch am Orte ſelber, ſich durch alle Lebensgebiete hinzogen. Mein Vater war von namhaften Männern aufgefordert, an der blühenden Straßburger Univerſität, welche kürzlich die berühmten mediziniſchen Lehrer Spielmann und Lobſtein verloren hatte, eine Profeſſur anzuſprechen, wobei ihm der Erfolg als gewiß und ſein künftiger Wirkungskreis als der glänzendſte vorgeſtellt wurde. Ein Mann, der ſich in ſeinem Fache vollkommen tüchtig fühlte, und der ſeine Gabe des Vortrags und Lehrens in manchen Gelegenheiten erprobt hatte, konnte wohl gereizt ſein, ſolchem Rufe zu folgen, und Verhältniſſe, in denen er mühſam zu ringen hatte und einen Theil ſeiner Fähigkeiten nutzlos ruhen ſah, mit ſolchen zu vertauſchen, in welchen allen ſeinen Kräften geförderte und fruchtbare Thätigkeit geſichert ſchien. Doch zu dieſen perſönlichen Beſtimmungsgründen kam noch ein allgemeiner hinzu, der jene mit aller Macht fortriß und ſie alle weit überflügelte.

Die im Jahre 1789 in Frankreich ausgebrochene Revolution hatte überall die Geiſter lebhaft angeregt, und alle Freunde des Lichts, der Freiheit, des Menſchenwohls überhaupt, erwarteten von der großen Bewegung ein neues, allgemeines Heil der Welt. Mein Vater war nicht der letzte geweſen, dieſe ſchönen Hoffnungen aufzufaſſen und zu verkündigen. Zwar hatte ſein Gemüth bei den Auftritten der Pöbelwuth und Grauſamkeit, die gleich im Beginn Statt fanden und von Zeit zu Zeit wiederkehrten, ſich heftig empört, und wollte für den hohen Zweck nur milde und menſchenfreundliche Mittel angewendet ſehen; allein jene Unthaten verloren ſich noch als Einzelheiten in der großen erfreulichen Strömung, die fortwährend die wichtigſten Anliegen der Menſchheit einem glücklichen Ziel entgegen zu tragen ſchien. Zudem war die Bewegung nun in einem Zuge, der zu einer feſten und ruhigen Ordnung leiten mußte, das Werk einer neuen Konſtitution wurde von der Nationalverſammlung eifrig gefördert, die Grundſätze fanden begeiſterte Zuſtimmung und der Abſchluß des Ganzen konnte nicht fern ſein. Dem neuen Reiche der Freiheit und des Geſetzes, des Bürger-

thums und der Bruderliebe anzugehören, ſchien das glücklichſte Loos, deſſen wohldenkende, edle Menſchen theilhaftig werden könnten.

Was meine Schweſter mir von ihrer Reiſe und insbeſondere von Straßburg erzählte, ſtellte meine eignen Anſchauungen leicht in Schatten, ſie hatte größere und reichere Gegenſtände geſehen, als ich, und hatte ſie ſicherer und reifer aufgefaßt. Auch die Begeiſterung für Freiheit war ihr nicht entgangen, ſie hatte die frohen Feſte geſehen, mit denen die neue Gottheit war gefeiert worden, ſie hatte die Zeichen derſelben, die Nationalfarben, überall vor Augen gehabt, und ſie trug ſelber eine Schärpe dreifarbigen Bandes, auf welches ſie nicht wenig ſtolz war. Sie theilte mir gar leicht eine Stimmung mit, die ihr aus natürlichem Nachahmungstriebe ſo lieb und eigen geworden war. Was ſie von den Herrlichkeiten des Münſters, dieſem für keine wiederholte Erzählung erſchöpfbaren Wunder, von der Pracht der Spazirgänge und Luſtörter, von den liebevollen Verwandten und zahlreichen Spielkammeraden, ja von den kindiſchen Genüſſen, dem herrlichen Obſt und vortrefflichen Backwerk und von anderm Wichtigen dieſer Art hinzufügte, verſchmolz mir mit jenen dunkeln unfaßlichen Worten von Freiheit zu einem gemeinſamen Ganzen unermeßlicher Vorzüge, in welchen Straßburg vor allen Städten prangte. Die Mutter hatte nicht verſäumt, auch ihr eignes Geburtsrecht hervorzuheben und ſich als Straßburgerin zu rühmen, wonach ihr denn auch der Name einer freien franzöſiſchen Bürgerin zukäme, und wir hörten oft genug, unſer Vaterland ſei eben ſo gut in Straßburg als in Düſſeldorf.

Der Entſchluß, letztere Stadt zu verlaſſen und ſich in jener anzuſiedeln, kam bei den Eltern bald zur Reife, und zufällige Umſtände halfen ihn beſchleunigen. Mein Vater hatte, zwar ohne ſeinen Namen, aber doch für diejenigen, die ihn näher kannten, leicht errathbar, auswärts eine Schrift drucken laſſen, welche in volksverſtändlicher Weiſe mancherlei gemeinnützige Gegenſtände, beſonders aber die Geſundheitspflege behandelte, und in ſolchem Betreff manche Vorurtheile und Mißbräuche ſcharf kritiſirte, wobei denn auch die An-

ſtalten ſowohl der Kirche als des Staates nicht geſchont blieben. Durch die Aufdeckung von ſolchen Uebelſtänden wurden viele Leute verletzt, am meiſten erbitterte der Ton, in welchem ſich menſchenfreundliches Pathos mit ſchneidender Satire miſchte. Die Pfaffen vorzüglich machten großen Lärm, und da ſie fühlten, daß ſie in eigner Sache ſchon weniger Gunſt fanden, ſo ſpielten ſie ihre Anklagen lieber auf die Staatsſeite hinüber, beſchuldigten den ungenannten Verfaſſer der Auflehnung gegen die Obrigkeit, der Schmähung von Behörden, und brachten es dahin, daß ſelbſt das Medizinalkollegium, von welchem mein Vater Mitglied war, in ſolchem Sinne verfahren und die Schrift öffentlich mißbilligen wollte. Die Klemme, in welche mein Vater gerieth, war ſehr unangenehm, ſein Muth drängte ihn, frei hervorzutreten und ſich zu nennen, die Klugheit aber gebot, den Schutz der Halbanonymität nicht aufzugeben und die Gegner nicht in Vortheil zu ſetzen. Die Reibungen, welche aus dieſen Mißverhältniſſen entſtanden, die Kleinlichkeiten, die ſich dabei zeigten, und die fortgeſetzte Gehäſſigkeit und Verläumdung, welche ſich bis zum Hof des Kurfürſten nach München erſtreckten, alles dies verleidete meinem Vater den Aufenthalt in Düſſeldorf, der in ſeinen Augen um ſo mehr ſinken mußte, wenn er damit den Lebenskreis verglich, der ſich ihm in Straßburg eröffnete.

Als bekannt wurde, daß er damit umgehe, ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, hätte er ſein Vorhaben faſt wieder aufgeben mögen, ſo groß war der Zudrang und die Beeiferung ſeiner Freunde, die ihn zurückhalten wollten, ja viele lernte er erſt jetzt als ſolche kennen; gleichwohl geſtanden die meiſten, daß auch ſie, wenn nur die Verhältniſſe es ihnen erlaubten, am liebſten deſſelben Weges mit ihm zögen, denn die heimiſchen Zuſtände lagen drückend auf jedem nur einigermaßen freien Muthe. Von der andern Seite hingegen fand mein Vater für ſeine beabſichtigte Verpflanzung jede mögliche Bereitwilligkeit. Man erleichterte ihm den Entſchluß auf alle Weiſe, und gewährte ihm als beſondere Gnade, ſeine kurfürſtliche Bedienung an einen Befähigten, der ſogleich gefunden war, verkaufen zu dürfen. Nachdem alle Hinderniſſe

beſeitigt waren, gingen die Anſtalten raſch ihren Gang. Wir ſahen nach und nach unſern Hausrath verſchwinden, die geringern Sachen wurden verkauft, die beſſern eingepackt, Kiſten und Koffer zu Schiffe gebracht, und eines Vormittags, nachdem ſchon viele Tage das Abſchiednehmen uns ermüdet, diesmal aber eine dichte Schaar mit lauten Segenswünſchen uns zum Ufer begleitet, ſtiegen wir ſelbſt in einen Nachen, der uns an Bord eines großen holländiſchen Schiffes brachte, das unmittelbar darauf ſeine Bergfahrt fröhlich antrat.

Dieſe Rheinreiſe gehört zu den vergnüglichſten Ereigniſſen meines jüngern Lebens, die früheren Trennungen ließen mich das Reiſen im Zuſammenſein mit beiden Eltern und der geliebten Schweſter als ein neues Glück empfinden, und die Schweſter, welche dieſe Fahrt ſchon doppelt gemacht hatte, ſtand mir als erfahrene und kundige Erklärerin höchſt erfreulich zur Seite. Das Schiffleben hatte den größten Reiz, der innere Raum war gemächlich eingerichtet, für unſer Bedürfniß übergroß, dabei vollkommen ſicher; am erwünſchteſten war uns aber der Aufenthalt auf dem Verdeck, wo wir jedoch, der mancherlei Gefahr wegen, unſere Freiheit ſehr beſchränkt ſahen und keinen Augenblick ohne Aufſicht blieben. Wir machten mit den Schiffknechten gute Bekanntſchaft, erfuhren den Gebrauch ſo mancher Geräthe, den Zweck ſo vieler Anſtalten; Mitreiſende machten uns aufmerkſam auf die Gegenſtände am Ufer, nannten die Ortſchaften; auch Erzählungen fehlten nicht, alte Sagen und neue Vorfälle; aber auch ſchweigend in die bewegte hellgrüne Waſſerfluth hinabzublicken und die Wellen und Wirbel zu verfolgen, konnte uns ſtundenlang vergnüglich beſchäftigen. Die Fahrt, als eine zu Berge, ging langſam; weit vor uns auf dem Leinpfade des Ufers ſahen wir die lange Reihe hinter einander geſpannter Pferde unſer Schiff mühſam fortziehen; die Mitte des am hohen Maſte befeſtigten Zugſeils verlor ſich unſern Augen meiſt im Waſſer, wenn aber bei ſtärkerem Anziehen, wie bisweilen Krümmungen des Ufers oder heftigere Strömungen des Waſſers es veranlaßten, der dünne Faden triefend aufſchnappte und ſtraff in der Luft glänzte, ſo war dies für uns ein köſtlicher Augenblick, dem wir oft lange Zeit geduldig ent-

gegenharrten. Erhob sich günstiger Wind, so wurden auch Segel aufgespannt, selten kam die Anstrengung hinzu, daß auch Stangen zum Abstoßen gebraucht wurden. Mich dünkt, die Schiffahrt auf dem Rheine war in jener Zeit nicht minder belebt, als heutiges Tages, die Dampfschiffe natürlich abgerechnet, ja die kleine Schiffahrt sogar belebter, als jetzt, wenigstens hat meine Erinnerung ein Bild unaufhörlichen Begegnens und Vorüberfahrens bewahrt.

Was uns das größte Wunder blieb, war die Kleinheit, in der uns die Menschen und Thiere am Ufer oder auf den Bergeshängen erschienen; diese kleinen Kinder, die wir sahen, waren große Leute, wie man uns versicherte und wie wir uns in manchen Fällen auch selbst überzeugten; mit diesen Pferdchen und Wägelchen hätten wir spielen mögen, diese kleinen Nachen schien man mit der Hand aus dem Wasser nehmen zu können. Mächtig groß erhoben sich im Gegensatz die Städte, zu denen wir dicht heranfuhren und wo wir zu Mittag und Abend einzukehren pflegten. Das vom Flusse her sich prächtig darbietende Köln, Bonn mit seinem schönen Schloß und hohen Bäumen, dann das heiter daliegende Koblenz und die hoch drohende Festung Ehrenbreitenstein, alle diese Anblicke sind mir aus damaliger Zeit fest im Gedächtnisse geblieben und keine folgende fand wesentliches daran zu ändern.

In Neuwied fanden wir gastliche Aufnahme in dem Hause eines ehemaligen Universitätsfreundes meines Vaters. Er hieß van Tondern und hatte, als Herausgeber einer in jener Zeit sehr verbreiteten Wochenschrift, der berühmten „Politischen Gespräche im Reiche der Todten," sich zu ansehnlichem Ruf und Wohlstand emporgeschrieben. Große Lebhaftigkeit des Geistes und bewegliche, das Was und Wohin nicht allzu genau nehmende Sinnesart befähigten ihn für damalige Zeiten zu einem glücklichen Zeitungsschreiber, der denn doch aus allen Abweichungen, zu denen die Umstände ihn fortrissen, sich immer wieder in die eigne Bahn zurückzufinden wußte. Mir ist von ihm besonders erinnerlich, daß er und mein Vater, wie sie es als Stubenkammeraden auf der Universität schon gewohnt gewesen waren, mit ein-

ander immer Latein ſprachen, ſo geläufig und bequem, als es ihnen die Mutterſprache hätte ſein können; ſie führten ernſthafte Erörterungen und ſcherzendes Geſpräch voll Munterkeit und Lachen, die künſtlichen Wendungen ſelber, zu denen der Zwang der fremden Sprache nöthigte, ergötzten und belebten die Unterhaltung und nahmen ihr die Bitterkeit, die ſie ſonſt hätte haben müſſen, denn die beiden Freunde waren in vielen Dingen ganz entgegengeſetzter Meinungen. Die Fertigkeit im Lateinſprechen fand ſich in katholiſchen Ländern und beſonders am Rhein ehemals ſehr häufig, und eine gewiſſe Meiſterſchaft darin wurde immer ſehr hoch geſchätzt; wer in ihrem Beſitze war, durfte ſich mit Erfolg darin ſehen laſſen. Späterhin war ich oft verwundert, in proteſtantiſchen Ländern dieſe Fertigkeit weder ſo häufig, noch ſo geſchätzt zu ſehen, indem ſelbſt anerkannte Gelehrte ſich darauf nicht einlaſſen wollten, und ſogar Philologen es verſchmähten, eine Uebung zu erwerben, die nach ihrer Meinung nie der Maßſtab ächter und tiefer Sprachkenntniß ſein konnte, ſondern als ein überflüſſiges Beiwerk nebenherlief. Mir aber iſt aus meiner früheſten Zeit ſtets ein beſonderer Reſpekt für das Lateinreden verblieben, und wenn mir ſpäterhin dergleichen vorkam, hatte ich immer ſogleich van Tondern und meinen Vater vor Augen.

Von Koblenz aufwärts blieben wir in Einem Entzücken. Die vielen Bergruinen, Felſenmauern und Thürme belebten ſich uns mit allen Bildern des Ritterweſens, von dem uns ſchon das Theater einigen Begriff gegeben hatte. Die Felſen im Rhein ſelbſt, die Bank von St. Goar, der Unkelſtein und andere gefährliche Stellen, welche man uns zeigte und dabei der furchtbarſten Unglücksfälle erwähnte, des rettungsloſen Zugrundegehens, fuhren wir mit angſtvollem Staunen vorbei, allzu froh und glücklich, daß wir mit den Eltern ſo gräßlichem Verderben entgangen ſeien. Die Schiffknechte rühmten ſich wohl, daß wir unſer Heil bloß ihrer Geſchicklichkeit zu danken hätten, und wir gaben ihnen gern dafür unſer Taſchengeld; als ich aber hörte, daß einige von ihnen nicht ſchwimmen könnten, ſchloß ich alsbald, daß, wenn wir ſcheiterten, auch ſie mit untergehen müßten, wo-

durch ihre Fürſorge für uns mir ſehr im Werthe zu ſinken ſchien.

In Mainz machten wir einen längern Aufenthalt. Mein Vater hatte dort viele Bekannte; Sömmerring ſtand als naturforſchender Arzt in größtem Anſehen, der Arzt Wedekind war in ſeinem Fache ausgezeichnet, noch mehr aber durch den politiſchen Eifer bekannt, der ihn bei der nachherigen Mainzer Revolution in große Wirkſamkeit, aber auch in gefahrvolle Verwickelungen brachte. Ich weiß es nicht mit Sicherheit, aber ich habe Grund zu vermuthen, daß auch Georg Forſter mit meinem Vater in freundlichem Verhältniſſe ſtand. Wir machten Ausflüge in den Rheingau, nach Wiesbaden, Schwalbach und Ems, ja wir müſſen damals lahnaufwärts auch Montabaur, Limburg und Weilburg beſucht haben, denn als ich nach vielen Jahren dieſe Orte wiederſah, dämmerte mir die Erinnerung eines früheren Eindrucks derſelben Oertlichkeiten deutlich und deutlicher aus jener Kinderzeit hervor. Dagegen ließen die Beſuche in Frankfurt am Main, in Offenbach und Hanau wohl die Erinnerung der Namen dieſer Städte, nicht die ihres beſtimmten Anblicks in meiner Seele.

In Mannheim verweilten wir ebenfalls einige Zeit, denn meines Vaters Mutter lebte hier und wollte uns ſo ſchnell nicht wieder abreiſen laſſen. Sie war, wie ſchon erwähnt, Garde des Dames oder Oberkammerfrau der Kurfürſtin Marie Eliſabeth, der Gemahlin Karl Theodor's, und ſtand am Hofe in großem Anſehn. Gleich ihrer Herrin, deren ganzes Vertrauen ſie beſaß, hatte ſie ſich der eifrigſten Frömmigkeit ergeben, befolgte mit aller Sorgfalt die Vorſchriften der Kirche und ging in ſtrengen Andachtsübungen ſo weit, daß ihr Beichtvater ihrem Eifer Einhalt thun mußte. Uns gegenüber fand ſie ſich in einer ſonderbaren Lage, ſchon über die Lutheriſche Schwiegertochter und Enkelin mochte ſie oft im Stillen ſeufzen; allein ſie half ſich in dieſem Falle mit der Hoffnung, welche den Frommen ihrer Art immer zur Hand iſt, daß nämlich die ewige Gnade noch zu rechter Zeit die Irrenden erleuchten werde, ein Ziel, das jeder Gläubige durch andächtige Fürbitten helfen könne näher zu rücken, und

gewiß ließ ſie es an Gebeten zu dieſem Zwecke nicht fehlen; doch bei dem Sohne und Enkel konnte ſolche Hoffnung ſchwerer Statt finden, denn dieſe waren ja katholiſch, und dennoch für die Kirche faſt verloren! Mein Vater, der um keinen Preis täuſchen wollte, geſtand offen ſeine freie Denkart, und daß er weder ſelbſt die kirchlichen Gebräuche mitmachte, noch ſeinen Knaben in dieſer Richtung erzog; aber er that alles Mögliche, um die gute Mutter zu beruhigen, verſprach ihr, dem katholiſchen Glauben nie förmlich zu entſagen, ſtellte ihr vor, wie ſelbſt nach ihren Grundſätzen alle Verſäumniſſe wieder gut gemacht werden könnten, und brachte endlich, was ihr am meiſten galt, das Zeugniß eines alten Jeſuiten bei, den er in Mannheim von alter Zeit her kannte, und der ganz gleichmüthig verſicherte, ſolche Leute, wie mein Vater, ſeien noch gar nicht vom Himmel ausgeſchloſſen. Gutmüthig und traulich, wie ſie übrigens war, that uns die alte Frau gern alles zur Liebe, was in ihren Kräften ſtand; ihre auserleſene feine Lebensart, verbunden mit der reinſten Herzlichkeit, hatte ſelbſt für uns Kinder etwas Gefälliges und Anziehendes, wir liebten ſie aufrichtig und folgten ihr ohne Widerſtreben, wenn ſie uns unter dem Vorwande eines Spazierganges mit in die Meſſe nahm, was ihr jedesmal wie ein errungener Sieg vorkam; auch die Heiligenbilder, die ſie uns verehrte, hielten wir in großem Werthe, freilich empfingen wir aus derſelben Hand reichlich das vortrefflichſte Naſchwerk, das uns noch je vorgekommen war. Die Großmutter ſorgte dafür, daß wir auch der Kurfürſtin vorgeſtellt wurden, welche gegen uns ſehr gnädig war und uns ſchön beſchenkte, meinem Vater aber ernſtlich abrieth, in das neue franzöſiſche Weſen einzugehen; ſie wünſchte vielmehr, daß er in Mannheim bliebe, und bedauerte nur, ſelber keinen Einfluß zu haben. Dies letzte ſagte ſie mit Bedeutung und ging dann zu vertraulichen Aeußerungen über, für welche ſie bei meinem Vater alle Theilnahme vorausſetzte. Jederman wußte, daß die Lebensweiſe Karl Theodor's nie von der Art geweſen, um ein zufriedenes Eheverhältniß zu begründen. Die Kurfürſtin hatte ihrem Gemahl, als er mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach München zog, dahin nicht folgen wollen,

ſondern geſagt, ſie ſei eine geborne Pfalzgräfin bei Rhein und wolle bei ihren Pfälzern leben und ſterben. Wegen dieſer Geſinnung wurde ſie von den Mannheimern leidenſchaftlich verehrt. Manche Stimmen behaupteten zwar, ihr ſei zu verſtehen gegeben worden, ſie brauche nicht nach München zu kommen, aber ihre Anhänger widerſprachen und wollten der Kurfürſtin das Verdienſt ihres Entſchluſſes nicht ſchmälern laſſen. Uebrigens war am Hofe derſelben, und für ſie ſelbſt, ein eifriges und tägliches Geſchäft, alle Sittenverderbniß, die noch immer den Hof des Kurfürſten in München bedrängte, genau zu wiſſen und zu beſprechen, welches mit der Frömmigkeit und Strenge, die ſonſt in allen Dingen herrſchte, einen ſeltſamen Gegenſatz machte.

Mannheim zeigte noch glänzende Reſte der früheren Hofhaltung. Zahlreicher Adel war hier angeſiedelt, die vornehmſte und feinſte Geſelligkeit belebte die oberen Kreiſe, die mittleren thaten es ihnen nach, in Künſten wurde Vorzügliches geleiſtet, beſonders ſtanden Muſik und Theater auf einer hohen Stufe. Auch pflegten viele Fremde hier zu verweilen und das Leben in der Stadt und Umgegend ſehr angenehm zu finden. Wir ebenfalls beſuchten Oggersheim, Frankenthal, Schwetzingen und Heidelberg; es waren die ſchönſten Luſtfahrten, begünſtigt durch den Namen der Großmutter, der uns überall Eintritt und vorzügliche Aufnahme verſchaffte. Allein dieſe hellen Vorzüge hatten einen dunkeln Hintergrund, dem Glanz und der Ueppigkeit der Hauptſtadt ging das Elend des ausgeſogenen und zertretenen Landes zur Seite; das Volk erlag der Willkür, dem Eigennutze der Beamten. Dieſer Zuſtand entging auch uns Kindern nicht, wir begegneten Auswanderern, deren Noth und Jammer ſich deutlich genug ausſprach, wir ſahen die Armuth in den Dörfern; was uns an Verſtändniß noch fehlte, ſchöpften wir aus den Geſprächen, die wir mit anhörten, ohne daß man uns dieſe Aufmerkſamkeit zutraute, und ſo beſtärkten wir uns in der Geſinnung, die wir uns ſchon angeeignet hatten, die Länder der Knechtſchaft und Unterdrückung gern zu verlaſſen und froh dem Lande der Freiheit zuzueilen, das vor uns lag. —

Von Mannheim reiſten wir zu Wagen weiter, ein Wechſel, der uns, nach der bequemen ſanften Waſſerfahrt, ſehr verdrießlich fiel. Es war wenig zu ſehen, man fühlte ſich beengt und bald ermüdet, und dies Unbehagen iſt auch wohl der Grund, daß von dieſem letzten Theile der Reiſe mir weiter nichts im Gedächtniſſe verblieben iſt; erſt als wir über Raſtatt hinaus in weiter Ferne den Münſterthurm erblickten, wachten unſere Lebensgeiſter wieder auf, und alles gewann ein fröhlicheres Anſehen; immer näher kamen wir dem Wunderzeichen, immer größer und deutlicher ſtieg es vor unſern Augen empor; bei einer Wendung, die wir machten, wurde die bisher dunkle Geſtalt plötzlich durchſichtig, ein zauberiſches Netz von zarten Fäden ſtand klar in der Luft, dem durchſtrömenden Lichte überall geöffnet. Dieſem erſten Eindrucke des Münſters ſtellt ſich kaum ein ſpäterer gleich, er überwältigt den Sinn, doch nur, um die Einbildungskraft zu ſteigern; er gewährt Befriedigung und erregt Ungeduld; in der Macht dieſes Anblickes iſt es unmöglich zurückzugehen, man fühlt ſich unwillkürlich vorwärts gezogen, und alle andern Gegenſtände ſchwinden vor dem einen, der bei jedem Schritte ſich verändert darſtellt und die Aufmerkſamkeit nicht losläßt. Nachdem wir in Kehl, an der Rheinbrücke, und zuletzt bei der Mauth ſchmerzlich aufgehalten worden, fuhren wir endlich durch das Metzgerthor ein, und waren in Straßburg.

Im Gaſthofe zum Geiſt, wo wir eingekehrt, weilten wir nicht lange; wir wurden ſogleich zu dem Vater meiner Mutter abgeholt, der uns bei ſich aufnahm. Er beſaß ein eignes Haus und galt für einen vermöglichen Mann; ſein hohes Alter aber trennte ihn gänzlich von der Welt, er lag ſchon ſeit Jahr und Tag immer zu Bett und ließ ſich von einer älteren Tochter pflegen, die ſelber längſt Wittwe war. Die übrigen Geſchwiſter meiner Mutter waren verheirathet, theils in Straßburg, theils auswärts anſäſſig, die zahlreichen Verwandtſchaften, von denen ich mich plötzlich umringt ſah, wußt' ich auch in der Folge nicht zu entwirren, ich war zufrieden, daß meine Schweſter es konnte, und daß wir unter ihnen einige Kinder fanden, mit denen wir unſre Spiele

trieben. Nur fühlte ich bald, daß meine Schweſter, von den ſchon entwickelteren Baſen angezogen, ſich weniger mit mir abgab, und da die Eltern ihrerſeits überaus in Anſpruch genommen waren, die Vettern aber bei ihren Spielen mich als zu klein oft vernachläſſigten, ſo befand ich mich in dem bewegten Treiben ſehr allein und dachte wehmüthig an Düſſeldorf zurück, wo ſich alles mehr nach meinem Sinn und Bedürfniß geſtellt hatte. Dies Gefühl der Einſamkeit und daß die Andern nichts von mir wüßten, ich ihnen im Grunde doch nicht angehörte, übernahm mich oft in den lebhafteſten Zerſtreuungen, und gab mir eine unſägliche Bangigkeit, die ich auszudrücken unfähig war und alſo meinem Vater auch nicht vertrauen konnte, dem ich ſonſt alles ohne Rückhalt zu ſagen pflegte. Natürlich dauerte ſolche Stimmung nie lange, ſondern wurde leicht und ſchnell von dem Vergnügen und Reiz überwunden, die mir aus neuen Gegenſtänden und fröhlichen Vorgängen in Fülle zuſtrömten.

Das Münſter iſt für jeden Straßburger mit Recht die Zierde und der Stolz der Stadt, ein Schatz und ein Ruhm, den der geringſte der Einwohner ſich aneignet. Meine Schweſter war ſchon eingebürgert genug, um gegen mich Neuling die Straßburgerin zu ſpielen, mir das Münſter als größte Sehenswürdigkeit der Welt anzupreiſen und mich in Begleitung älterer Perſonen ſofort hinzuführen und das Wunder anſtaunen zu laſſen. Man kann nicht erwarten, daß ein Knabe die Schönheit des Münſters zu faſſen gewußt habe, aber das darf man mir glauben, daß der Eindruck ein ungeheurer geweſen. Der Anblick der mächtigen, durchbrochenen und doch durch und durch feſten Wand, die über den Haupteingängen der Kirche ſenkrecht zu der Plattform aufſteigt, von wo ab ſich der Thurm allein erhebt; die herrliche Ausſicht von der Plattform über die Stadt rings in die grüne Landſchaft hinaus, durch die ſich der helle Glanz des Rheins windet; dann der Blick die kühnen Schneckenſtiegen hinauf, die freiſtehend von außen den Thurm auf jeder ſeiner vier Ecken begleiten und hoch oben in ihn übergehen, der ſich nun allmählig verengt und zuletzt in den Knopf und das Kreuz endet, wo kaum das Auge zu weilen

kühn genug iſt: alles dies iſt von der Art, daß auch ein roher und kindiſcher Sinn unfehlbar davon getroffen wird. Nur Eines entſprach meiner Erwartung nicht ganz, und dies war freilich ein Hauptſtück; nach allem, was ich von der Höhe des Thurmes hatte hören müſſen, war er mir noch nicht hoch genug, und ich ſagte das ganz unbefangen. Aber wie erging es mir da! Gleich einer Narrheit wurde meine Aeußerung verlacht, gleich einem Verbrechen geſcholten, und als wir nach Hauſe kamen, mußte ich ſogar bei dem Vater mich verklagen hören, der ebenfalls meine Ungebühr rügte, weil er meinte, ihr liege ein eitler Trotz zum Grunde, willkürlich anders zu urtheilen, als die Andern. Ich war aber bei jener Bemerkung unſchuldig dem ſinnlichen Eindrucke gefolgt, von dem relativen Werth einer beſtimmten Höhe hatte ich keinen Begriff, und anſtatt einer unermeßlichen Höhe, die man mir verheißen, fand ich eine ſehr abſehbare, in der meine damals ſcharfen Augen noch jedes Einzelne erkannten, was den Andern ſchon unkenntlich dünkte. Als mir auch letzteres abgeſtritten und ich eines unwahren Vorgebens beſchuldigt wurde, konnt' ich das Unrecht nicht länger tragen und brach in heftiges Weinen aus. Nun ſuchte man mich wohl zu beruhigen und redete mir freundlich zu, aber noch immer in der Vorausſetzung, daß ich meine Schuld fühlen ſollte. Niemand ſah mein Inneres, niemand wollte mir beiſtehen, ich erſchien mir völlig allein in der Welt, denn Vater und Mutter ſtanden mir als Fremde gegenüber; es war eine ſchreckliche Empfindung, eine frühe Schmerzensweihe zu mancher ſpäteren.

Dieſe gleich anfangs um des Münſters willen vergoſſenen Thränen verleideten mir doch nicht im geringſten den Wunderbau ſelbſt, der mir im Gegentheil mit jedem Tage lieber und vertrauter wurde. Ich könnte genauer ſagen: mit jedem Abend, denn dieſe Zeit war es, wo wir gewöhnlich und ſtundenlang ihn vor Augen hatten, ſeine Vorzüge beſprechen und Merkwürdigkeiten von ihm erzählen hörten, und, indem wir an ſeinem Fuße ſpielten, immer wieder zu ihm emporblickten, uns von dem übermächtig Großen durchſchauern zu laſſen. Eine Tante nämlich bewohnte ein Haus auf dem

Münſterplatze, welches der Falkenkeller genannt wurde, und meine Mutter verſäumte ſelten, dort mit uns die Abende zuzubringen. Da wurden wir mit dem ſchönſten „Zowes-Eſſen“ — wie in Straßburg das Vesperbrot hieß — bewirthet, beſonders mit unvergleichlichem Obſt und feinem Gebäck, beides Zierden der Stadt. Mit den Kindern des Hauſes fanden wir uns beſſer und lieber zuſammen, als mit allen andern unſrer Bekanntſchaft, und der Raum vor dem Hauſe begünſtigte unſre Spiele vortrefflich. Mochte die Sonne noch ſo ſehr brennen und den Münſterthurm oben in allem Zauber wechſelvoller Beleuchtung glühen laſſen, hier unten war tiefer Schatten und erquickende Kühlung, die von Alt und Jung in froher Unterhaltung genoſſen wurde. Mit dem Tageslicht aber ſchwanden gewöhnlich die Spazirgänger, die Straßen wurden ſtiller und nach dem Zapfenſtreich, im ſpäteren Abenddunkel, gehörte der ganze Münſterplatz nur uns. Wir alle waren gutgeartete, wohlgezogene Kinder, und unſern Freuden blieben grobe Unarten und Bosheit fremd; fanden ſich bisweilen rohere Geſpielen ein, um an unſern Erluſtigungen Theil zu nehmen, ſo ſchieden ſie bald wieder aus, wenn ſie merkten, daß ihre Art mißfiel oder auch wohl ſcharf gerügt wurde. Hier geſchah mir ſelten ein Leid, ich fühlte mich von den Größeren nicht nur geduldet, ſondern berückſichtigt und gefördert, und genoß ein ſchönes Jugendglück, ſchöner noch, als ich es am Rhein in Düſſeldorf genoſſen, weil die Zahl der Theilnehmer ſo viel größer war. Und ich wußte, daß ich Glück empfand, wußte es mehr, als ich die Andern es wiſſen ſah, die ſich der zufälligen Luſt ohne vieles Beſinnen hingaben, und ſie auch leicht entbehrten, wenn es ſich ſo fügte. Ich aber wollte ſie feſthalten, wiederholen und bereiten, und war unwillig, wenn dies fehlſchlug. Dagegen konnt' ich bisweilen von ſelbſt aus dem Spiele zurücktreten, einſame Stellen ſuchen, mit aufgeregter Phantaſie die mondbeſchienenen Heiligenbilder und Schnitzwerke betrachten, an welche die Revolution ihre frevelnde Hand noch nicht gelegt hatte, und mich in mährchenhaften Träumen ergehen, zu denen es an ſtofflicher Nahrung hier nicht fehlte. Merkwürdig iſt mir noch geblieben, daß ich, wiewohl von früheſter

Zeit her alles Unheimliche und Geſpenſtiſche fürchtend, nie beim Münſter etwas dieſer Art empfand, ſondern in Nacht und Einſamkeit dieſen Mauern und Bildern ohne Schrecken nahen konnte. Wäre hiervon der Grund in der wohlthuenden Anordnung des Ganzen, in der durchgängigen Heiterkeit der Verhältniſſe und Bildungen zu ſuchen, ſo hätte man dem Erbauer ein in obiger Beziehung neues Lob zu ertheilen, deſſen hier meines Wiſſens zum erſtenmale Erwähnung geſchähe. Nur von dem Innern der Kirche darf ich nicht das Gleiche rühmen, beſonders die Gänge hinter dem Chor flößten mir bange Schauer ein, und der ſchlechte Spaß bei dem unterirdiſchen Brunnen, wo man hingeführt wurde, um den Eſel zu ſehen, und dann ſich ſelber im Waſſer geſpiegelt ſah, machte mir den unheimlichen Ort doppelt verhaßt.

Mancherlei Geſchichten verknüpften ſich dem Münſter, deren Erzählung wir uns oft mit demſelben bangen Vergnügen, das wir beim erſtenmal gefühlt, wiederholen ließen. Der ſchwindelnden Höhe hatten ſich von jeher Verwegenheiten und Gefahren verknüpft, die nicht ſelten zu traurigen Unglücksfällen geworden waren. Auf dem Rande des hohen Bruſtgeländers, welches um die Plattform und den Thurm herumgeht, ſahen wir die Spur zweier Füße eingehauen, zur Bezeichnung der Stelle, an der ein tollkühner Menſch, nachdem er in Folge einer Wette zweimal auf dem Geländer glücklich ſeinen Umlauf ausgeführt, beim drittenmale in Zittern und Schwanken gerathen und rettungslos in die Tiefe geſtürzt war. Den meiſten Antheil nahmen wir an dem Bericht von dem Glück eines Schornſteinfegers, der, als armer Wanderer in Straßburg angelangt, von luſtigen Geſellen angereizt worden, auf dem Knopf des Thurmes freiſtehend ein Glas auf das Wohl der Stadt zu leeren, und nach glücklichem Vollbringen dieſer That durch die Gunſt der Bürger in der Stadt anſäſſig geworden und zu großem Wohlſtande gekommen ſei; eine Begebenheit, welche meiner Schweſter ſpäterhin zum Stoff einer überaus anmuthigen und wohldurchgeführten Erzählung dienen durfte. Man pries auch einen verwegenen Mediziner, der noch in neuerer Zeit das unerhörte Wagſtück ausgeführt hatte, ſich auf das Kreuz

des Knopfes rittlings zu ſetzen und von da herunter vergnügt eine Weile die Stadt zu betrachten: zu dem in früher Kindheit namenlos Vernommenen und viele Jahre ſtaunend im Gedächtniß Bewahrten ſollte mir eine ſpäte Zeit auch den Namen liefern und den Mann ſelber zeigen, es war der berühmte Berliner Arzt Geheimrath Heim, der als Jüngling jenes Stück verübt hatte und bis in ſein hohes Alter ſich deſſen rühmte. Wir ſahen auch, daß man die Namen, welche ſich hin und wieder in die Quaderſteine des Thurmes ſorgfältig eingehauen fanden, mit Aufmerkſamkeit las und beſprach; daß darunter aber auch ein Stein war, der Goethe's und ſeiner jungen Freunde verbundenen Namen trug, konnte freilich damals für uns nicht den geringſten Werth haben.

An gutem Willen fehlte es den Straßburgern nicht, eine zweite Sehenswürdigkeit ihrer Stadt möglichſt hervorzuheben, und ſie meinten, nach dem Münſter — den großen Abſtand einmal zugegeben — verdiene nur ſie noch genannt zu werden. Dies war das in der Thomaskirche dem Marſchall Grafen Moritz von Sachſen errichtete Denkmal von dem Pariſer Bildhauer Pigalle. Der Marſchall war von den wenigen Kriegshelden, welche Frankreich in der Zeit Ludwig's des Fünfzehnten gehabt, ohne Frage der ausgezeichneteſte, und hatte ſich um den König ſehr verdient gemacht, der ihn deßhalb durch ein prächtiges Grabmal ehren wollte. Was aber im Leben wenig beachtet und kaum bemerkt worden war, kam bei dem Tode gewichtig zur Sprache, und erzwang die beſtimmteſte Rückſicht, nämlich der Umſtand, daß der Held äußerlich dem proteſtantiſchen Glauben angehört habe. Dies war dem Hofe verdrießlich genug, aber doch nicht zu ändern, und ſo mußte eine proteſtantiſche Kirche der Ort des Begräbniſſes und Denkmals werden. Die ſeit der Vereinigung Straßburgs mit Frankreich unaufhörlich gedrückten und beſonders von den Jeſuiten hart bedrängten Proteſtanten erhoben ſtolz das Haupt ob des ehrenvollen Ereigniſſes, und in dem Marſchall ſahen ſie ihren Glauben, ihre Gemeinde verherrlicht, wenigſtens mußten die Katholiſchen es mit anſehen, daß der allerchriſtlichſte König ſeine dankbare Anerkennung der höchſten Verdienſte in einem Tempel der Proteſtanten

darbrachte. Eine ſo große, dem Stolze der Straßburger ſo ſchmeichelhafte Thatſache ſollte nun auch von dem höchſten Kunſtwerthe getragen ſein, und es war gäng und gäbe, von dem Werke Pigalle's nicht anders zu reden, als ob deſſengleichen nicht mehr in der Welt wäre. Lange hat dieſe übertriebene Anrühmung ſich in künſtlicher Geltung erhalten, bis in neuerer Zeit das Werk wieder zu ſehr herabgeſetzt worden iſt; die techniſche Ausführung iſt verdienſtlich genug für jene Zeit, welche mit der Erfindung vollkommen zufrieden war. Mich ließ der Anblick nur gleichgültig, ich dachte, die Rühmenden würden wohl Recht haben, und verhehlte nur nicht, daß mir die braunrothen Bildſäulen des Münſters doch lieber wären, als dieſer weiße geiſterhafte Marmor.

Nicht umſonſt aber lachte das ſchöne Sommerwetter, wir folgten gern ſeinen Lockungen in's Freie; die Gärten und Luſtörter in der Nähe, der Waſſerzoll, Kehl, beſonders aber die Rupprechtsau, wurden fleißig beſucht; die letztere, ein ausgedehnter, feſter Wieſenboden, mit vereinzelten großen Bäumen beſetzt, war ein Lieblingsort der Straßburger, wo ganze Familien ſich ſchon im erſten Frühroth einfanden, luſtwandelten oder Spiele trieben und, unter den hohen Bäumen im Graſe gelagert, ihre mitgebrachten Erfriſchungen verzehrten, denn ein Wirthshaus war nicht vorhanden, und bei der hergebrachten einfachen Sitte auch nicht nöthig. Wir machten aber auch größere Ausflüge zu Wagen, beſuchten Zabern und das ſchöne Schloß des Kardinals von Rohan, das Städtchen Baar und den nahen Odilienberg, wo uns die Legende von der heiligen Odilie, der Tochter des Herzogs Eticho, welche hier ein Kloſter gebaut hatte, umſtändlich erzählt wurde. Ein Herr von Türckheim war auf dieſer Fahrt mit uns, ob vielleicht der Gatte von Goethe's Lili? wüßt' ich nicht zu ſagen. Den Namen Schöpflin hört' ich bei dieſer Gelegenheit auch mit großer Verehrung nennen, für die Alterthumskunde des obern Rheinthals, und des Elſaſſes insbeſondere, war er die höchſte Autorität. Von den größeren Ausflügen erinnere ich mich zumeiſt der Ermüdung, mit der ich von ihnen zurückkehrte; mein Vater wollte meine Kräfte

früh zur Anſtrengung gewöhnen, und mochte ihnen bisweilen doch wohl zu viel zumuthen.

Die Straßburger Frauentracht, von welcher Goethe ſo anmuthig erzählt, habe ich auch noch geſehen und zwar in ihrer letzten Zeit, denn im Verlaufe der Revolution ſcheint ſie ſchnell ſeltener geworden und bald gänzlich verſchwunden zu ſein. Das Bild meiner Mutter als Braut war ſchon in franzöſiſcher Kleidung gemahlt, das Haar aber dabei noch im altbürgerlichen Staat der unendlichen Zöpfe. Jetzt waren auch dieſe nebſt den kurzen runden Röcken nur noch in den unterſten Klaſſen übrig, und am vollſtändigſten in den kleinern Orten auf dem Lande. Dieſe Tracht, ſo wie die landesübliche deutſche Mundart, wurde von den Aufgeklärten und Beſtrebſamen ſehr beſpöttelt, und da den Spöttern ſelbſt ein erträgliches Deutſch oft nicht erreichbar war, ſo nahmen ſie ihre Zuflucht zum Franzöſiſchen, worin ſie aber gleichfalls, durch die abſcheulichſte, dem Oberrhein und einem Theile der Schweiz eigne Falſchbetonung, ſich als gute Elſaſſer ausweiſen. Das Straßburger Deutſch klingt freilich ungeſchlacht, und beſonders ſchadet ihm, daß ſo viel verdorbenes Franzöſiſch hineingeknetet iſt; doch ein guter Kern iſt darin unverkennbar, und der viele Scherz und Mutterwitz, der in der anſehnlichen lebhaften Stadt ſeit uralter Zeit in gangbaren Redensarten ſich angeſammelt und fortgebildet, macht dieſe Mundart zum täglichen Gebrauch geſchmeidig und anmuthig genug. Ich verſtand bald, was in ihr geſagt wurde, machte jedoch kaum den Verſuch, darin zu ſprechen, denn die Perſonen, mit denen ich umging, wollten alle mit mir lieber Hochdeutſch reden, und die Kinder beſonders wurden zu dieſem, und mehr noch zum Franzöſiſchen, angeſpornt.

Das Franzöſiſche mußte in der That vermittelſt der Revolution raſch die Oberhand gewinnen. Vor dieſer wußte und fühlte noch jederman die deutſche Stammgenoſſenſchaft, und ſuchte mit Fleiß alte Sitte und Gewöhnung zu bewahren. Die Sprache, die Religion, die Tracht, die ſtädtiſche Ordnung, alles ſtand den franzöſiſchen Einflüſſen entgegen, die von Seiten des Hofes nur abſolutiſtiſche und katholiſche ſein konnten; als aber von Paris her die Freiheitsgrundſätze

kamen, alles bisher Gefürchtete verſchwand und die herrlichſten Hoffnungen an die Stelle traten, da mußten alle Schleuſen ſich öffnen und die wogende Fluth durfte frei hereinſtrömen. Mit der Freiheit und dem Bürgerthum verbrüderte man ſich unbedenklich, mit den wiedergeborenen Franken wollte man gern in Ein Volk zuſammenfließen; ſchwache Fäden alter Gewöhnungen hielten nicht gegen die neuen ſtarken Bande des Geiſtes und der Geſinnung.

Wirklich war in Straßburg kaum ein Schritt möglich, ohne den neuen Ideen in Thatſachen oder Zeichen zu begegnen. Gleich die erſten Bewegungen zu Paris hatten im Elſaß begeiſterte und kräftige Zuſtimmung gefunden, und die Straßburger beſonders waren leidenſchaftlich in die neue Richtung eingegangen. Ueberall hörte man die neuen Wahlſprüche, den Leberuf der Freiheit, des Geſetzes, der Nation, überall brachen die Zeichen des neuen Lebens hervor, man ſah Freiheitsbäume aufgerichtet, die Farben und Schlagwörter der Revolution in Tafeln, Schildern und Inſchriften vervielfältigt, die dreifarbige Kokarde an jedem Hute, dreifarbige Fahnen auf jedem öffentlichen Gebäude, die Frauen ſchmückten ſich mit dreifarbigen Bändern, Tag und Nacht erklangen die patriotiſchen Geſänge. Das berühmte Volkslied ça ira war im vollen Schwange, jeder Straßenjunge wußte die wenigen ſcharfen Worte, und ſang ſie nach der leichten rohen Weiſe mit aller Kraft der Lungen. Das Lob der Patrioten und das Verderben der Ariſtokraten waren die beiden Hauptthemen jenes Liedes und vieler andern, die mit ihm wetteiferten. Man kannte damals noch keine anderen Partheien, als dieſe beiden, der Name des Königs galt noch auf jeder, wenn ſchon in verſchiedener Bedeutung, ja die Patrioten feierten ihn am meiſten, da er ihrer Sache damals willig diente. Mir ſind eine Menge jener Lieder und Verschen, zu denen ſich kein Dichter hätte bekennen mögen, im Gedächtniſſe geblieben, aber ich erinnere mich durchaus keiner deutſchen, alle waren franzöſiſch, und bei der reichen Zufuhr aus dem Innern war kein Bedürfniß eigner elſaſſiſchen Erzeugung. Der bekannte Eulogius Schneider, der nach Aufgebung ſeiner Profeſſur in Bonn

um jene Zeit in Straßburg revolutionair zu wirken begann, widmete wohl den Freiheitsgegenständen auch seine scharfe Dichtergabe, jedoch keins seiner derartigen Erzeugnisse hat sich im Volke Bahn gemacht.

Am lebendigsten und glänzendsten spiegelte sich das Freiheits- und Bürgerwesen in Straßburgs Nationalgarde. Jeder wehrhafte Mann war eingeschrieben, uniformirt, bewaffnet, exerzirte und that Wachtdienste. Die gesammte Truppe nahm sich vortrefflich aus, sie konnte sich dreist neben die Linientruppen stellen, und hatte sogar ein vornehmeres und muthigeres Ansehen. Blaue Röcke mit rothen Kragen und Aufschlägen, und weiße Unterkleider und Kamaschen, hielten auch hier die beliebten Nationalfarben stets vor Augen, die ganze Körperschaft, welche öfters in ihrer imposanten Masse ausrückte, und jede Schildwacht, die auf dem Posten stand, schimmerte trikolor. Dies fiel um so mehr auf, als die Linientruppen noch ihre weißen Uniformen hatten, mit schwarzen, grünen und noch anderen Aufschlägen; sie hatten schon die dreifarbige Kokarde am Hut, die Nationalgarden dagegen führten an den Rockzipfeln noch die Lilien, diese beiden Zeichen waren gemeinsam. Uebrigens bestand gegen die Linientruppen einiges Mißtrauen, man wußte, daß ihre Stimmung nicht durchgängig revolutionair, sondern getheilt war, und daß besonders die Offiziere die Volkssache nicht begünstigten; viele der besten Unteroffiziere waren von den Regimentern abgegangen, um als Lehrer der Waffenübung und des Dienstes bei den Bataillonen der Nationalgarde einzutreten, die gemeine Mannschaft aber bestand aus ungleichartigen, zum Theil ausländischen Elementen. Die Nationalgarde hatte daher das Selbstgefühl ihres entschiedenen Uebergewichts; ihre Einigkeit in sich selbst und ihr Rückhalt an der revolutionairen Kraft des ganzen Landes ließen sie keinen Zusammenstoß mit den Linientruppen fürchten, auch waren diese am meisten bemüht, einen solchen zu vermeiden, und ließen den Nationalgarden überall den Vortritt. Die Entschlossenheit und Leichtigkeit, mit denen sich Bürger, sobald ein ernster und großer Antrieb sie bewegt, in Soldaten ver-

wandeln, hat immer die Welt überraſcht und in Erſtaunen geſetzt, doch vielleicht niemals mehr, als in jenen erſten Zeiten der Revolution. Die Stürmung der Baſtille, die Vendée, Saragoſſa und die ſpaniſchen Guerillas, die öſterreichiſchen und preußiſchen Landwehren, und zuletzt wieder die Pariſer in den Julitagen, haben die Stärke, welche den Volksbewaffnungen inwohnt, noch oft genug dargethan; in jenen Tagen aber hielten die zünftigen Kriegsmänner für ganz unmöglich, daß ein zuſammengerafftes Bürgervolk — oder Schuſter und Schneider, wie man ſich gern ausdrückte — alten geübten Soldaten widerſtehen ſollte. Die Straßburger wußten recht gut, daß auch ſie von jenſeits des Rheines her verlacht wurden, allein ſie ließen ſich dadurch nicht irren, ſetzten ihre Uebungen fleißig fort, hielten auf Zucht und Ordnung und brachten es in kurzem ſo weit, daß die wichtige Feſtung kaum einer andern Beſatzung zu bedürfen ſchien. Die Bürger hatten auch einige Reiterei und beſonders tüchtige Artillerie errichtet, die mit der Königlichen in beſter Eintracht lebte, denn grade dieſer Zweig des alten Heeres zeichnete ſich, wie in ganz Frankreich, ſo auch hier, durch Hinneigung und Eifer für die Volksſache aus.

Mein Vater leiſtete den vorgeſchriebenen Bürgereid, und wurde demzufolge nun auch Mitglied der Nationalgarde. Als ich ihn zum erſtenmal in der Uniform ſah, ſchlug mir vor Freuden das Herz; nun glaubt' ich, daß wir dem neuen Vaterlande völlig angehörten. Ihn bei ſeinem erſten Wachtdienſte zu beſuchen, unter ſo vielen muntern, ihm und mir ſo ausnehmend freundlichen Kameraden, ſo nah und vertraut allen Gewehren, Trommeln, Fahnen, das war ein Feſt, deſſengleichen ſich im Leben ſelten ereignet. Ich war ſtolz darauf, meinen Vater als einen Vertheidiger der Freiheit zu ſehen, die ich von allen Seiten als das höchſte Gut preiſen hörte, und für welche zu ſterben als das ſchönſte Loos gerühmt wurde. Ich erfuhr, daß auch mir nun die Ehre geſichert ſei, als franzöſiſcher Bürger einſt an der hohen Beſtimmung Theil zu nehmen, die mein Vater jetzt erfüllte, und die ich mehr beneidete, als alles andere, was

die erwachſenen Leute vor mir voraus hatten. Abends fand ein Gaſtmahl im Wachthauſe Statt, wo ſich mehrere hohe Befehlshaber einfanden, der Zapfenſtreich wurde von kriegeriſcher Muſik begleitet, man ſang patriotiſche Lieder, und zuletzt fielen ſogar Freudenſchüſſe, die von anderen Poſten beantwortet wurden, und berauſcht von Entzücken kehrte ich in ſpäter Nacht aus dem Zauberkreiſe nach Hauſe, wo mich heimkehrende Nationalgarden ſicher ablieferten. Unfähig zu erzählen, was ich erlebt hatte, konnt' ich Mutter und Schweſter nur bedauern, nicht mit dort geweſen zu ſein, ja es ſchien mir ſehr traurig, daß ihnen nicht derſelbe Beruf werden könne, dem ich unfehlbar entgegenging! La nation française, liberté, egalité, — welch ſüße, ſtolze Worte damals dem Ohr! Wer mir damals geſagt hätte, daß dieſen Franzoſen, dieſen Nationalfarben und dieſer Loſung ich einſt, aus freier Wahl und mit heißem Eifer, feindlich gegenüberſtehen würde! — Die Begeiſterung erſtieg den höchſten Gipfel und ein goldenes Zeitalter ſchien wirklich anzubrechen, als von Paris die Heilverkündung erſcholl, der König habe die von der Nationalverſammlung ausgearbeitete Konſtitution angenommen und beſchworen. Dieſer Tag, der 14. September 1791, wurde durch ganz Frankreich feſtlich nachgefeiert, und Straßburg zeichnete ſich vor vielen Städten durch großartige Anordnungen aus. Kanonendonner verkündete den Anbruch des Tages, die Linientruppen und Nationalgarden waren mit dem frühſten in Bewegung, die von Muſik und Jubel begleiteten Hin- und Herzüge bewaffneter Abtheilungen wollten nicht enden; zuletzt vereinigte ſich alles zu einer großen Parade, einem erhebenden Schauſpiele, aus Ernſt und Fröhlichkeit gemiſcht, denn nach einigen Waffenübungen wurden die Gewehre zuſammengeſtellt und unter dem Jubelgeſchrei vive le roi, vive la nation! fraterniſirten die Truppen mit dem Volke; plötzlich drängten ſich im Gewühl lange Reihen gedeckter Tiſche hervor, an denen in Gemeinſchaft geſpeiſt wurde. Hatte man ſich an dieſem Anblick ergötzt, ſo eilte man zu dem Münſter, die Vorbereitungen zu ſehen, die dort für den Abend getroffen wurden.

Die Munizipalität hatte eine Menge Volksluſtbarkeiten veranſtaltet, für die Armen fanden öffentliche Speiſungen Statt, auch viele angeſehene und reiche Bürger hielten ihre Mahlzeit auf offener Straße, riefen die Vorübergehenden heran, und dieſe allgemeine Theilnahme der Wohlhabenden und Gebildeten gab der Luſtbarkeit ein geſittetes und elegantes Anſehen, durch welches auch die Rohheit und Wildheit, die ſich etwa hätte zeigen mögen, leicht in Schranken gehalten wurde. Dieſes Zumittageſſen auf der Straße, die mannigfachen Gruppen der Familien, zwiſchen Frauen und Kindern die hellen Uniformen, denn Väter, Gatten und Brüder, alle waren ja Nationalgarden, dieſer Anblick war einer der größten und eigenthümlichſten meines ganzen Lebens, man kann ſich die Heiterkeit und Anmuth einer ſolchen Veranſtaltung ſchwerlich vorſtellen. Nachmittags ſtrömte die Menge vor die Thore hinaus, wo gleichfalls mannigfache Vergnügungen angeordnet waren, die Rupprechtsau wimmelte von geputzten Menſchen, Muſikchöre waren vertheilt, und patriotiſche Lieder und frohe Tänze fehlten nicht. Die größte Herrlichkeit war indeß dem Abend vorbehalten, die ganze Stadt wurde prachtvoll erleuchtet, die öffentlichen Gebäude und jedes Bürgerhaus, die großen Plätze und jedes Gäßchen, alles fluthete von Lichtſtrömen. Nichts aber war dem Münſterthurme zu vergleichen, der, mit Hunderttauſenden von Lampen bis zur höchſten Spitze beleuchtet, in dem dunkeln Nachthimmel rieſenhaft emporragte. Man drängte ſich heran, zu dem lichtüberſäeten Ungeheuer in der Nähe aufzublicken, man ſuchte bald wieder das Weite, um aus einiger Ferne den Anblick noch wirkungsvoller zu genießen. So wogte die Menge hin und her, überall in fröhlicher Helle, überall von Luſt umgeben. Dem gewaltigen, weit im Lande hin ſichtbaren Leuchtthurm antworteten von den umliegenden Dörfern aufflammende Freudenfeuer, und entferntere Feuerſäulen ſtiegen in den Vogeſen empor. Bis tief in die Nacht blieben die Straßen von wogender Menge erfüllt. Nur ſelten erhoben ſich in der allgemeinen Freudigkeit rohere Stimmen, die zu Haß und Gewalt anreizen wollten. Man gab die Häuſer einiger Ariſtokraten als unerleuchtet an, und

rief das Volk auf, dieſen Hohn und Frevel zu ſtrafen, einige Schaaren zogen aufgeregt hin, aber die bezeichneten Häuſer ſtanden gleich den andern in hellem Glanz, und den Bewohnern wurde nun ſtatt der beabſichtigten Mißhandlung einſtimmiger Beifall und Leberuf dargebracht. Erſt in ſpäter Nacht gelang es einem Pöbelhaufen, einige Fenſter in der Wohnung des Maire von Dietrich einzuwerfen und auf öffentlichem Platz einen Strohmann zu verbrennen, der dieſen um die Stadt wohlverdienten, aber dabei dem Könige, wie es hieß, zu ſehr ergebenen Mann vorſtellte. Dieſer verübte Unfug und beſonders die Richtung, welche der tückiſche Haß hier gewählt hatte, wurden von meinem Vater laut und heftig gerügt; er war dem Maire von Dietrich befreundet, von der Redlichkeit des Mannes überzeugt und der politiſchen Denkart deſſelben ſtimmte er größtentheils bei, denn das Königthum hielt er für einen weſentlichen, nicht zu miſſenden Beſtandtheil der neuen Ordnung, und die Anhänglichkeit an die Perſon Ludwig's des Sechszehnten hielt er durch die guten Eigenſchaften des wohlmeinenden Fürſten vollkommen gerechtfertigt. Der Gedanke, daß die wilden Ausbrüche blinder und haßvoller Volkswuth, welche Paris im Anfange der Revolution geſehen hatte, ſich auf dieſem Boden wiederholen könnten, erfüllte meinen Vater mit Abſcheu und Sorgen, und er unterließ nicht, am folgenden Tage an mehrern Orten die Nothwendigkeit auseinanderzuſetzen, daß die Thäter jener Ungebühr entdeckt und beſtraft würden. Allein ſeine Zuhörer theilten ſeinen Eifer wenig, der Vorgang ſchien unerheblich, einige Fenſterſcheiben, hieß es, ſeien leicht erſetzt und das Verbrennen in effigie habe dem Manne kein Haar verſengt; im Drange der Neuigkeiten und Ereigniſſe jedes folgenden Tages war die Sache bald vergeſſen und hatte keine weitere Wirkung, als daß mein Vater wohl merken mußte, wie ſein bei dieſer Gelegenheit gezeigtes Benehmen manche Leute von ihm entfernte, die ihn bisher mit zuvorkommender Freundlichkeit anzuziehen geſucht, und daß er fernerhin Keime von Mißtrauen und Verdächtigung auf ſeinen Wegen ausgeſtreut fand, durch die ſein offenes und reines Gemüth ſich tief ge-

kränkt fühlte. In ſeiner Argloſigkeit hatte er freilich nicht geahndet, daß ſchon damals auch in Straßburg im Stillen eine Faktion wirkte, welche nicht am Aufbau, ſondern nur am Umſturz Freude hatte, und dieſen ohne Maß und Ziel fortzuſetzen dachte, zu welchem Zwecke denn die Volkskräfte bearbeitet und an kleineren Verſuchen für größere Unternehmungen geübt werden mußten. In dieſer Richtung zeichnete ſich ſpäter Eulogius Schneider beſonders aus, der zwar die Mönchskutte abgelegt, aber den Fanatismus bewahrt hatte, ſich ſogleich in die gehäſſigſten Uebertreibungen warf, und beſonders auch den Maire von Dietrich wüthend anfeindete. Ohne Zweifel würde er in der Jakobinerzeit meinen Vater, hätte er denſelben noch erreichen können, nicht weniger unter das Beil der Guillotine gebracht haben, als den unglücklichen Dietrich.

Jedoch hatten jene Tage im Allgemeinen ein viel zu heiteres und verſprechendes Anſehen, als daß es möglich geweſen wäre, ſo ſchwarze Ahndungen für die nächſte Zukunft ernſtlich zu hegen. Im Gegentheil verhieß die überall mit Begeiſterung aufgenommene Konſtitution eine Reihe glücklicher Entwicklungen; das Innere ſchien ſich in der neuen Ordnung mehr und mehr zu befeſtigen und zu beruhigen, und wenn einige Gefahr drohte, ſo war dies nur von außen, und durchaus nicht von der Art, daß der Muth der jungen Freiheit hätte zagen dürfen. Man wußte, daß faſt alle Höfe den Vorgängen in Frankreich nur mit Beſorgniß und Widerwillen zuſahen, daß das deutſche Reich gegen mancherlei Verfügungen, beſonders gegen die im Elſaß ausgeführten Maßregeln, von denen deutſche Rechte getroffen waren, heftigen Einſpruch that, daß der Kaiſer mit dem Könige von Preußen, mit dem Kurfürſten von Sachſen und anderen Reichsſtänden einen Kreuzzug gegen Frankreich verabredet, daß ſelbſt die Kaiſerin Katharina von Rußland ihre Hülfe verſprochen habe. Doch ſchien der Angriff noch nicht ſo nahe, und überdies die Einigkeit der Mächte, die bisher ſich eiferſüchtig einander entgegen geſtanden, mehr als zweifelhaft. Näher drohten, aber ohne fremden Beiſtand völlig gefahrlos, die franzöſiſchen Emigranten, welche ſich in den

deutſchen Gränzländern, beſonders aber in Koblenz, täglich mehrten, ſich in kriegeriſche Schaaren ordneten und den alten Zuſtand in Frankreich mit Waffengewalt herzuſtellen verſprachen. Die Blüthe des Adels, die namhafteſten Generale und Offiziere, die durch Geburt und Rang ausgezeichneteſten Männer des Hofs und der Staatsverwaltung waren dort verſammelt, der Namen der Königlichen Prinzen gab ihrer Sache das glänzendſte Anſehen und niemand konnte wiſſen, welche Verbindungen in Paris und im Innern des Landes ihnen zu Gebote ſtünden. Allein die blinde Wuth, in welcher ſie gegen alles tobten, was nicht unbedingt zu ihrer Seite ſtimmte, die Unmöglichkeit einer Ausgleichung mit der Nation, die Ohnmacht ihrer bisherigen Verſuche, endlich ihre wahnſinnige und gehäſſige Aufführung, alles wirkte zuſammen, um ſie als einen Feind betrachten zu laſſen, der keine ernſtliche Beſorgniß erregen könnte. Man verlachte und verhöhnte ſie nur, machte Spottlieder und Zerrbilder gegen ſie. Für die Straßburger war ein Anlaß dazu ganz in der Nähe. Jenſeits des Rheins, im Breisgau und im Badiſchen, war der Vicomte von Mirabeau, der Bruder des Revolutionshelden, geſchäftig und warb eine Freiſchaar, mit der er in den Elſaß einzudringen und dieſe Provinz dem alten Königthum zu unterwerfen verſprach. Er hatte eine Anzahl ausgewanderter Offiziere um ſich, aber die gemeine Mannſchaft beſtand aus allerlei Geſindel, das zum Theil wieder davonlief, und aus armen Landleuten der Gegend, die nur beim Uebergang über den Rhein und beim Handſtreich auf Straßburg mitwirken, dann aber nach Hauſe kehren ſollten. Die Nähe dieſes Feindes war für die Straßburger eine tägliche Unterhaltung, man fragte ſcherzhaft nach ſeiner Stärke, ſeinen Fortſchritten, man machte einen Spazirgang über Kehl hinaus, um den Waffenübungen, den Paraden zuzuſehen. Der Vicomte von Mirabeau war ungeheuer dick, und führte daher ſchon lange den Spitznamen Mirabeau-Tonneau, natürlich wurde dieſer jetzt mit Begier aufgefaßt, zu Witzworten und Abbildungen benutzt. Die Jungen ſchleppten aus den nächſten Häuſern Holz und Kohlen zuſammen, zündeten Abends auf der

Straße Freudenfeuer an und verbrannten regelmäßig eine Mißgeſtalt von Puppe, Mirabeau-Tonneau genannt; als die Freudenfeuer des ſie begleitenden Unfugs wegen verboten wurden, wurde Mirabeau-Tonneau in der Ill oder Breuſch ertränkt.

Der drohende, doch bisher unblutige Krieg belebte auch unſere Knabenſpiele. Unſre Kleidung ahmte ſchon mehr oder minder die der Nationalgarde nach, Degen waren bald herbeigeſchafft, ein paar leichte Gewehre fanden ſich. Wir exerzirten nach Herzensluſt, aber Kämpfe konnten wir nicht vorſtellen, denn niemand wollte der Feind ſein. Es fand ſich ein anderer Ausweg, den Krieg zu führen, indem wir das Perſönliche der Rollen aufgaben und Freund und Feind in gleichgültigen Schaaren gegen einander ſtellten. In Straßburg ſah ich damals keine Bleiſoldaten, ſondern an deren Statt, viel ſchöner und zweckmäßiger, Soldaten von Karton, gut gezeichnet, ſcharf ausgeſchnitten und nach Belieben bemalt; ein viereckiges Brettchen unten ſicherte das Stehen. Solcher Truppen hatten die Vettern bald eine unzählbare Menge zuſammengebracht, zum Theil wirklich ganz ſchöne Bilder, dazu Feſtungswälle mit Thoren und Zugbrücken, endlich kleine metallene Kanonen. Da wurden denn Stürme gemacht und abgeſchlagen, im freien Felde gekämpft und gepläntelt, zuletzt wirklich mit Pulver und Blei, denn die Vettern wußten ſchon gut damit umzugehen. Eines Tages brachten wir die abentheuerliche Schaar von Mirabeau-Tonneau in's Gefecht, groteske Figuren, ebenfalls in jener Art gemacht, und wir beſchloſſen, es ſolle kein Mann mit dem Leben davonkommen, alle Kanonen der Feſtung wurden eiligſt geladen und wiederholt losgeſchoſſen. Zum Unglück wollte gerade Mirabeau nicht fallen, und einer der Vettern ſuchte mit der Hand ihn etwas beſſer in den Schuß zu rücken, da haute der Kanonier übereilt mit der Lunte auf und der Vetter war von dem Schrotkorn getroffen, das als Kanonenkugel diente. Unſer Schrecken war gränzenlos; aber der Vetter faßte ſich heldenmüthig und erklärte, niemand dürfe von dem Unglück hören, er ſchnitt ſelbſt den Schrot aus dem Finger, verband die Wunde und verbiß allen Schmerz, ſo

daß wirklich der Unfall verſchwiegen blieb. In Frankreich pflegen die Knaben bekanntlich ſehr früh mit Pulver und Schießgewehr umzugehen, woraus wohl mancher Nachtheil erwächſt, aber auch der Gewinn früher Gewöhnung an ſolche Gefahr und an muthiges und ſtandhaftes Benehmen.

Neben dem Spiele von Krieg und Gefecht, dem ſich einiger blutige Ernſt unwillkürlich verknüpft hatte, trat mir einige Tage ſpäter ein wirklicher Kampf vor die Augen, der indeß keine ſchlimmen Folgen hatte. Mein Vater, getreu der alten Gewohnheit, nahm mich zu Spazirgängen und Ausflügen ſo oft als möglich mit, wobei es mit Wegen und Stunden eben nicht genau genommen wurde. Eines Abends kehrten wir von Kehl, wo wir einen Beſuch gemacht hatten, ziemlich ſpät zur Stadt zurück, und nahmen mit Vergünſtigung den kürzeren Weg durch die Citadelle. Wir eilten bei ſchon angebrochener Dunkelheit vorwärts, um noch zu rechter Zeit nach der Stadtſeite wieder hinauszukommen. Da ſahen wir plötzlich, dicht am Wege, Männer mit gehobenen Säbeln gegen einander ſtehen, doch da ſie uns erblickten, hielten ſie mit Wort und Gebärden inne; mein Vater faßte mich bei der Hand, und wir gingen ſchweigend vorüber. Wir hatten erſt wenige Schritte gethan, ſo hörten wir die Waffen klirren, begleitet von heftigen, doch gedämpften Ausrufungen, offenbar war ein Zweikampf in vollem Gange. Da beſiegte die Menſchenliebe jedes Bedenken, mein Vater wandte ſich eilig zurück, rief den Fechtenden Halt und trat entſchloſſen zwiſchen ſie. Unwillig hießen ſie ihn ſeiner Wege gehen, allein ſein feſtes Wort hatte ſchon ihre Säbel geſenkt, der Umſtand, einen Knaben an ſeiner Hand zu ſehen, wirkte mit, ſie kamen zur Beſinnung, ſagten meinem Vater, weßhalb ſie kämpften, und nahmen ihn zum Schiedsrichter. Sie waren urſprünglich die beſten Freunde, ſtanden als Offiziere in demſelben Regimente, hatten ſich wegen Geringfügigkeiten veruneinigt; die Sache war leicht geſchlichtet, ſie umarmten einander, und dann unter heißen Dankbetheurungen meinen Vater. Aber nun war es ſpät geworden, die Citadelle verſchloſſen, und ohnehin durfte man ſich jetzt

nicht ſogleich wieder trennen. Die verſöhnten Freunde führten uns in einen Gaſthof, wo wir mehrere ihrer Kameraden trafen, es wurde beſchloſſen, die Nacht fröhlich zuſammen zu bleiben, leidliche Speiſen und guter Wein waren bald aufgetragen, und unter Geſundheiten, Freiheitsliedern und mancherlei Erzählungen verfloß die Zeit raſch. Einige Grenadiere der Nationalgarde, die ſich zufällig einfanden, mußten an dem Feſte Theil nehmen, ſie wurden für Brüder erklärt, zum Zeichen der Einigkeit ſetzten die Offiziere die Grenadiermützen, die Nationalgarden die Offizierhüte auf. Lange hatte mich das anziehende Schauſpiel wach erhalten, endlich doch der Schlaf überwältigt. Die Morgentrommel weckte mich wieder, in erſter Tagesfrühe, nachdem die Thore ſich geöffnet, verließen wir die Citadelle, und hatten Mühe, in das Haus eingelaſſen zu werden, wo erſt unſer ſpätes Ausbleiben beunruhigt hatte und nun unſer frühes Kommen befremdete.

Der Herbſt war bald vorüber und der eintretende Winter brachte manche Veränderung. Die wichtigſte und folgenreichſte für uns war, daß ſich nunmehr als gewiß erkennen ließ und als entſchiedene Thatſache herausſtellte, die Straßburger Univerſität ſei als eingegangen zu betrachten. Sie war von jeher faſt gar nicht von Franzoſen, ſondern hauptſächlich von Deutſchen, Schweizern und auch von Ruſſen beſucht worden; dieſe fremden Studenten hatten ſich ſchon während des Sommers merklich vermindert, mit dem Schluſſe der Vorleſungen waren faſt alle davongegangen; und da die Revolution noch kein Ende abſehen, ſondern im Gegentheil nahen Krieg befürchten ließ, ſo ſchien unter Volksunruhen und feindlicher Belagerung, die für Straßburg zunächſt eintreten konnte, kein friedlicher Muſenſitz möglich, und die Studenten blieben ſämmtlich aus. Mein Vater, der noch eben erſt ſeine vorhabende Lehrthätigkeit durch eine gedruckte Epistola ad Argentinenses eruditos förmlich angekündigt hatte, ſah plötzlich alle ſeine Hoffnungen zerſtört, und ſein Schiff, anſtatt im erwünſchten Hafen, auf das hohe Meer hinausgeſchleudert. Für die altanſäſſigen Profeſſoren war das Mißgeſchick ebenfalls empfindlich, allein ſie hatten man-

nigfache Verhältniſſe und wurzelten im bürgerlichen Boden zu feſt, als daß ſie von ihm ſich hätten losreißen können; auch ſchmeichelten ſich die meiſten, daß die Unterbrechung von keiner Dauer ſein würde. Solcher Täuſchung gab mein Vater ſich nicht hin, er ſah hier eine Wendung der Dinge, bei der es auf lange Zeit werde verbleiben müſſen, und der neue Boden, auf dem er ſtand, wurde ihm dadurch unſicher und fremd. Die Sorge für ſeine und der Seinigen Zukunft legte ſich ihm ſchwer auf die Seele, ſie war mit Erwägungen verknüpft, die über das perſönliche Intereſſe des nächſten Augenblickes weit hinausgingen. Auf ſeine Anſichten und Geſinnungen hatten die veränderten Umſtände nicht den geringſten Einfluß, den in der Revolution lebenden Ideen war und blieb er treu, er wünſchte von Herzen deren Fortgang und Sieg, gegen ſie legte er ſein perſönliches Gedeihen gar nicht in die Wage. Allein die Zeiterſcheinungen boten neben dem Guten, das er freudig bewillkommnete und begeiſtert pries, auch Zweideutiges, das ihm Mißtrauen erregte, und Schlechtes, das er geradezu verwerfen mußte. Er war ein biederer, deutſcher Karakter, in ſeiner Begeiſterung durchaus ehrlich, für edle Zwecke wollte er nicht unedle Mittel; Argliſt und rohe Gewalt waren ihm verhaßt. In Straßburg hatte er im Verlaufe mehrer Monate manches Bedenkliche hervortreten, die herrſchenden Einflüſſe trüber werden ſehen, das Zuſammenwirken deutſcher und franzöſiſcher Elemente ſchien beide nur zu verſchlechtern; er konnte ſich die Frage ſtellen, ob für ihn, nachdem ſein nächſter Beruf hier erloſchen, dieſer Aufenthalt noch der richtige, der einzige ſei? Doch hierbei blieb er nicht ſtehen; er überlegte auch — was mir freilich erſt in ſpäterer Zeit kund wurde — ob er unter ſolchen Umſtänden ſeinen Kindern das angeborene deutſche Vaterland verſchließen, ſo jung ſie in die ungewiſſen Schickungen eines fremden Volkes auf immer verflechten dürfe? Solche Gedanken fanden weniger Eingang bei meiner Mutter, die perſönlich manche Befriedigung genoß, und auch den allgemeinen Angelegenheiten heitres Zutrauen ſchenkte.

Ganz verborgen blieb es uns Kindern nicht, daß etwas

Ungewöhnliches und Unerfreuliches verhandelt wurde, daß beſonders der Vater ernſthafter ausſah und ſeine gute Laune ſeltener zeigte. Aber wir ſelber empfanden Verſtimmung und Unbehagen, und der Grund lag nahe genug in der veränderten Jahreszeit; der Winter bedingte für uns ein Leben, das von dem während des Sommers geführten himmelweit verſchieden war. Kälte und ſchlechtes Wetter beſchränkten uns meiſt auf das Zimmer, wo uns noch oft genug fror und überhaupt unheimlich war, der Umgang mit den Geſpielen hörte größtentheils auf, die Nähe des ſchwächer gewordenen Großvaters wurde uns zu hartem Zwang, und mancher lange Winterabend ging in trübem Mißbehagen dahin. Ich hatte noch den Vortheil, daß mich der Vater, wiewohl viel ſeltener als ſonſt, doch bisweilen zu ſeinen Gängen mitnahm, wo mir dann Auffriſchung mancher Art zu Theil wurde; aber die arme Schweſter blieb dann um ſo verlaſſener daheim. Ich fühlte ihr Leid mit, und wir ſagten es einander, daß wir ſehr unglücklich ſeien. Wir waren gewohnt, daß uns die Eltern immer erfreuten, wohlthaten, jedes Ungemach abwehrten; diesmal unterließen ſie es, wir wußten nicht warum. Unſer gegenſeitiges Vertrauen wuchs in dem Grade, als die Eltern es weniger zu ſich zogen, unſere Geſchwiſterliebe hatte ihre innigſte Zeit, ſie allein brachte wieder einigen Troſt in unſre Tage. Daß wir die Eltern in manchen Zeiten nicht ſehr einig ſahen, bekümmerte uns tief, wir weinten bittere Thränen und hielten nur um ſo liebevoller zuſammen.

So wider Willen zu leidenſchaftlicher Wehmuth geführt und ſtreitenden Empfindungen Preis gegeben, erfuhr ich nur zu ſehr das Unheil zu früh entwickelter Reizbarkeit. Ich fühlte Stimmungen in mir, die mich unglücklich machten, und die ich auf keine Weiſe beherrſchen konnte; zeigen aber durfte ich ſie eben ſo wenig, denn da ich von ihnen keinen Inhalt anzugeben wußte, und überhaupt keinen Ausdruck für ſie hatte, ſo wurde ich ſchlechthin zur Ruhe verwieſen, und mein unbeſtimmtes Sehnen, meine gegenſtandloſe Traurigkeit als unartiges und nichtsnutziges Weſen beſtraft. Ich glaube,

daß Aehnliches bei vielen Kindern vorkommt, und daß man jungen Gemüthern manch Leid erſparen könnte, wenn man achtſamer auf ihre Stimmungen wäre, ſie zu verhüten oder zu heilen ſuchte. Ein Abend, der noch jetzt ungeſchwächt in meiner Erinnerung ſteht, war der Gipfel ſolch innerer Unſeligkeit. Nicht zu bewältigende Angſt erfüllte mich, das Herz erlag der nicht nennbaren Pein, meiner Schweſter Theilnahme konnte mich nicht tröſten, es trieb mich fort, ohne daß ich gewußt hätte, wohin. Da kam mein Vater nach Hauſe, legte Hut und Stock ab, und meinte, er würde nicht mehr weggehen. Noch nie hatte ich gewagt, meinen Vater zu bitten, mit mir auszugehen, auch war ganz undenkbar, daß er einer ſolchen Bitte, die als bloße Laune erſcheinen mußte, willfahren würde. Diesmal trieb mich die Unruhe zu dem außerordentlichen Schritt, ich bat gelaſſen, aber dringend, er möchte noch einen Gang machen und mich mitnehmen. Ich fühlte, daß ein Nein mir wie ein Todesurtheil ſein würde, und das Nein war faſt gewiß. Aber ein Wunder geſchah, mein Vater ſah mich an und ſagte ohne Zögern: „Nun ja, ſo komm!“ Ich war außer mir, ich fühlte mich gerettet und ſtaunte über den unverhofften Erfolg, ich hatte ihn nicht für möglich gehalten. Die friſche Luft, das raſche Gehen ſtärkten meine Nerven; Schnee lag auf den Straßen, deſſen Schein mit dem der Laternen zuſammen eine angenehme Helle gab; wir ſtießen auf Truppen und ſchritten mit im Takt ihrer Trommeln, zuletzt kehrten wir in ein Kaffeehaus ein, wo es allerlei zu ſehen gab; ich war ſchon ganz guter Dinge, und kehrte dann fröhlich mit meinem Vater heim, ermüdet und ſchlafbedürftig. Am andern Morgen ſprach ich mit meiner Schweſter von dem Glück, von dem Wunder; ſie ſah es eben ſo an, wie ich. Aus dankbarer Liebe wollte ich nun doch meinem Vater auch ſagen, welche Wohlthat er mir erwieſen, ich bekannte ihm voll Zärtlichkeit, ich hätte ſterben können, wenn er meine Bitte abgewieſen. Erſt verſtand er mich nicht, dann, als er mich verſtand, gerieth er in großen Zorn, ſchalt meine Albernheit und warnte mich, ſolche Einbildungen nicht zu wiederholen. Ich war erſchrocken

und niedergeſchlagen, mit all meinem Zutrauen ſchnöd auf mich ſelber zurückgeworfen; aber ich nahm es nicht ſo ſchlimm; geſtern hatte er mir doch gewillfahrt, das überwog alles!

Aehnliche Anflüge von heftiger, nicht zu beſchwichtigender Unruhe hab' ich in der Folge, auch in reifen Jahren noch mehrmals zu beſtehen gehabt, aber keinen, der jenem gleichzuſtellen wäre. Er war mir in jener frühen Zeit ein Lebensereigniß für alle folgende: „Das iſt, wie in Straßburg", ſagt' ich mir, wenn ſolche Stimmung mich auf's neue anwandelte, und ich konnte nie an Straßburg denken, ohne zugleich auch jenen Abend vor mir zu ſehen. Wie hätte ich ihn hier ſchweigend übergehen dürfen! Erklären kann ich den Vorgang aber auch heute nicht; die äußern Anläſſe und mitwirkenden Urſachen, die ich angegeben, ſind dazu nicht genug; dergleichen gehört zu den Geheimniſſen, die in den Grundlagen des einzelnen Daſeins verſchloſſen liegen. —

Als der Schnee verging und wieder Frühlingslüfte zu wehen anfingen, wollte mein Vater eine Entſcheidung in Betreff ſeiner Lage nicht länger aufſchieben. In Straßburg konnte er jetzt kaum noch eine andere, als die politiſche Thätigkeit ergreifen, aber für dieſe hatte er wenig Neigung, beſonders wenn er betrachtete, welche Parthei ſchon zuſehends auf dem Wege war, die Macht an ſich zu reißen. Einige Volksbewegungen, gegen angebliche Ariſtokraten gerichtet, die mein Vater aber als gute Patrioten kannte, gaben unzweideutig zu erkennen, was man von gewiſſen Seiten beabſichtigte. Bald glaubten auch redliche Freiheitsfreunde, die Konſtitution könne nur durch gewaltſame Maßregeln geſchützt und behauptet werden; um ſie ſelber zu retten, zu dieſem heiligen Zwecke dürfe man über ſie hinausgehen. Dies wollte mein Vater in keinem Falle gut heißen, ſeine Widerreden erregten Mißfallen, er wurde von denen, die er für ſeine politiſchen Freunde hielt, gewarnt — und verlaſſen. Hätte er ſchon ein Amt gehabt, einen ausgeſprochenen Beruf, ſo würde er keinen Fuß breit gewichen ſein; bis jetzt aber band ihn keine Pflicht in Straßburg, er ſah ſich allein ſtehen mit

ſeiner Denkart und ganz wirkungslos. Der ganze Zug der Dinge, der von Paris her kam, gefiel ihm nicht, und er meinte, die durch unreine Elemente getrübte Revolution werde Jahre bedürfen, ſich wieder zu klären, dieſer Zeitpunkt ſei in Ruhe abzuwarten. In dieſem Gedanken ſchlug er eine anſehnliche Stelle aus, die man ihm bei der Medizinalverwaltung des Heeres antrug, und zog vor, einſtweilen nach Deutſchland zurückzugehen.

Für meine Mutter galten andere Betrachtungen; ſie befand ſich in ihrer Heimath, unter Geſchwiſtern, bei ihrem alten Vater, deſſen Ableben gar nicht fern ſein konnte; ſie wünſchte in Straßburg zu bleiben, bis ſich erſt beſtimmt ergeben habe, welches unſere neuen Verhältniſſe ſein würden. Was zwiſchen den Eltern näher vorging und ſchließlich verabredet wurde, iſt mir nie bekannt geworden, nur die große Neuigkeit ergab ſich bald, daß mein Vater abreiſen und mich mitnehmen, meine Schweſter aber mit der Mutter in Straßburg zurückbleiben würde. So ſchrecklich mir die Ankündigung der nahen Trennung war, ſo war mir doch, mit dem Vater zu gehen, vollkommen recht; ihn zu miſſen, wäre mir doch am härteſten geweſen. Meine Schweſter und ich täuſchten uns nicht über das Loos, das uns verhängt war, wir fühlten den ganzen Werth unſres Zuſammenſeins, die ganze Bedeutung unſeres Scheidens, wir fragten, ob wir uns denn gewiß wiederſehen würden, wir verſprachen einander mit Thränen, wie lange es auch dauern möge, nie wollten wir einander fremd werden! Die letzten acht Tage vergingen unter Wehklagen und Zärtlichkeit, meine Schweſter that mir alles zu Gefallen, ſchenkte mir alles, was ihr zu Gebote ſtand, ſammelte Näſchereien für mich und füllte mir alle Taſchen ſo gut ſie nur konnte. Ich ſah mit tiefſter Rührung ihr Bemühen: ich empfand die innigſte Dankbarkeit, und wünſchte, eben ſo liebevoll für ſie thätig zu ſein. Alle Leute beklagten uns; ſolche Geſchwiſter, die ſich ſo liebten, meinten ſie, ſollten nicht aus einander geriſſen werden. Die Eltern ſelber ſchienen erſt in unſerm Schmerze recht zu fühlen, welch bittre Trennung uns Alle traf. Der Tag

der Abreiſe kam ſchnell heran; den mütterlichen und ſchweſterlichen Armen faſt bewußtlos entwunden, fand ich mich an der Seite meines Vaters im Wagen wieder, der uns ſchon aus der Stadt entführt hatte und auf der Straße nach Landau dahinrollte. —

Dritter Abſchnitt.

Brüſſel. Aachen. Düſſeldorf.

1792—1794.

Wir hielten uns in Landau nicht länger auf, als nöthig war, die Schwierigkeiten zu beſeitigen, die ſich unſerer Weiterreiſe in den Weg ſetzten. Die ſtarkbefeſtigte Stadt, welche für Frankreich gegen die deutſche Seite hin als das wichtigſte Bollwerk angeſehen wurde, war mit Truppen überfüllt, die Nationalgarde that den Dienſt eifrig mit, und Bürger und Behörden offenbarten die heftigſte Freiheits- und Kriegsluſt. Das Volk ſammelte ſich um unſern Wagen, die Verräther — hieß es — ſolle man nicht zum Feinde hinüberlaſſen, nur Ariſtokraten könnten jetzt das Land der Freiheit fliehen wollen. In der That weigerte ſich der Poſtmeiſter, uns Pferde zu geben, bevor wir nicht eine beſondere Erlaubniß der Behörde beibrächten; der Maire wollte ſich mit der Unterſuchung nicht befaſſen, erſt nach dringender freimüthiger Anſprache gab endlich der Kommandant den verlangten Schein, daß die Papiere vollkommen richtig und die Reiſenden unbedenklich zu befördern ſeien. So fuhren wir unter den Verwünſchungen des Volks ab, die meinen Vater faſt gleichgültig ließen, mich aber ſehr erſchütterten, ſo daß ich zu weinen anfing und bittere Klagen ausſtieß, daß wir ſo verkannt würden, wir ſeien ja weder Verräther noch Ariſtokraten, und wenn nur mein Vater — meinte ich — zu

rechter Zeit geſprochen hätte, ſo würden uns die Leute, die es ſo gut mit der Nation und der Freiheit meinten, geliebt und geehrt haben. Aber mein Vater entgegnete mir, mit unvernünftigem Geſindel müſſe man ſich ſo wenig als möglich einlaſſen, und mehr als die Liebe zur Freiheit ſei der Hang zu Gewaltthat und Plünderung in jenen Leuten rege. Das wollte mir nun wieder nicht einleuchten, und ich war überzeugt, mein Vater thue den Leuten jetzt Unrecht, wie vorher ſie uns gethan. Noch vor kurzem in Straßburg hatte ich eben ſolche Leute geſehen, die durch die Straßen zogen und ſangen und ſchrien, und dieſe hatte man als Patrioten höchlich belobt und beklatſcht, nun ſollten die in Landau Geſindel ſein, die darunter gemiſchten Nationalgarden trugen dieſelbe Uniform, wie die in Straßburg, ja wie mein Vater ſo ſtolz und wohlgefällig getragen, woran ſollt' ich nun die Guten und die Schlechten unterſcheiden? Ich hatte keine Vorſtellung davon, daß beide Benennungen mit jedem leiſen Wandel der Richtungen und Umſtände wechſelten, ich hielt ſie den Menſchen ſelber für angehörig. —

Ohne weiteres Hinderniß gelangten wir nach Neuſtadt an der Hardt und darauf nach Mannheim. Hier hatte ſich ſeit unſrem früheren Beſuche die Stimmung auffallend erhöht. Franzöſiſche Emigranten, zahlreicher als je, genoſſen der größten Gunſt in den obern Kreiſen, und fachten überall die Gluth des Haſſes gegen das revolutionaire Frankreich an; ſie arbeiteten im Uebermuthe ſchon ſtark darauf hin, ſich ſelber auch verhaßt zu machen, und manches Haus bereute ſchon, zu bereitwillig ſolche Gäſte aufgenommen zu haben, allein politiſch ließ man ſich leicht von ihnen fortreißen, da ſich als gewiß in Ausſicht ſtellte, daß ſie nächſtens in Sieg und Glanz daheim die Meiſter ſein würden; denn wie ſollte doch das ſeiner erſten Häupter, ſeines beſten Adels und ſeiner vornehmſten Offiziere beraubte Volk in Frankreich den vereinten Kriegsheeren des Kaiſers, des Königs von Preußen und der franzöſiſchen Prinzen widerſtehen können? Der Kriegszug aber war unzweifelhaft, und daher der Untergang der Revolution ganz nahe. So dachte nun freilich mein

Vater keineswegs; er hielt die Revolution für feſtgegründet, ihre Sache für unbeſiegbar, die nationalen Truppen dünkten ihn kriegeriſcher, als die heranrückenden fremden Heere. Doch dergleichen auszuſprechen durfte man kaum wagen, die entgegengeſetzte Meinung ſchien die allein erlaubte; da mein Vater aber ſich dieſer Tyrannei nicht unterwerfen wollte, ſondern frei und wohl gar ſpöttiſch den Hoffnungen und Ausſichten der einen Seite die der andern gegenüberſtellte, ſo entſtanden Auftritte des Zorns, ja der Wuth, die nicht fern von Gewaltthat waren, und auf der Stelle zu tückiſcher Angeberei führten. Die würdige Mutter meines Vaters, verwirrt und erſchreckt, den Sohn in ſolchem Widerſtreite zu ſehen, aus dem, wie ſie wußte, hier nur Unheil für ihn erfolgen konnte, war nun ſelber froh, ſeine Weiterreiſe nahe zu wiſſen, gegen welche ſie anfangs lebhaft und zärtlich Einſpruch gethan. Wir gingen wieder zu Schiff und fuhren gemächlich den Rhein hinab.

Die Geſellſchaft auf dem Schiffe war gemiſcht, und erwies ſich bald in dieſelben Beſtandtheile geſpalten, in welche die ganze Welt ſich entzweien zu ſollen ſchien. Einige Emigranten führten das große Wort, und niemand beſtritt es ihnen, obwohl ihre Ungebärde, ihr Schimpfen und Wüthen den Andern läſtig wurde. Unvermuthet fiel der Blick des einen auf ein an meiner Kleidung zufällig hervorblickendes Bändchen, es war unſcheinbar, aber noch immer als dreifarbig zu erkennen. Als könne er ſeinen Augen nicht trauen, ſtarrte er das Zeichen an, rief dann ſeine Gefährten herbei, und nun gab es einen verwünſchten Lärm von Redensarten, die ich nicht verſtand, die aber, wie ich wohl ſah, meinen Vater hart angingen; er blieb den Gegnern nichts ſchuldig, allein ſie hatten gegen den Einzelnen die Uebermacht und behaupteten, wir von der Revolution angeſteckte dürften nicht weiter mitfahren, ſie befahlen den Schiffleuten, anzulegen und uns auszuſetzen; indeß hatten dieſe nicht die geringſte Luſt, einem ſolchen Anſinnen Folge zu leiſten, und als die Emigranten nicht abließen, ſo veränderte ſich die Szene plötzlich. Die übrigen Reiſegefährten, welche bisher ruhig und ſchweigſam geblieben, deutſche Landsleute aus der Pfalz,

aus Worms und Mainz, erhoben ſich gleichzeitig in demſelben Antriebe, traten auf die Seite meines Vaters und erklärten den Welſchen, wenn ſie nicht auf der Stelle das Maul hielten, ſo würden ſie in den Rhein geworfen, wozu die Schiffleute herzhaft einſtimmten. Was war zu thun? Die Franzoſen mußten wohl ſchweigen, denn ſie ſahen, daß hier vom Drohen zum Thun nur ein Schritt war, und die Waſſerwirbel des Rheins plätſcherten mahnend an die Planken. Die Deutſchen überhoben ſich ihres Vortheils nicht, ſondern begnügten ſich, jene zum Schweigen gebracht zu haben, kaum daß ſie unter einander und mit meinem Vater durch das gemeinſame Auftreten zu einiger Annäherung gelangten, ſo fiel auch die Sache ſchon wieder, einige Herren bezeigten ſich freundlich gegen mich, und eine muntere Dame, die mich liebkoſte und mir Näſchereien gab, ſchnitt mir heimlich das fatale Bändchen ab und gab es lachend meinem Vater, indem ſie ſagte, er ſelbſt möge es tragen und vertheidigen, das Kind aber neutral laſſen. Er war damit ganz einverſtanden, denn er würde dergleichen Anſtößigkeit von ſelbſt entfernt haben, wäre er achtſam darauf geweſen; in Straßburg hatte ſchon niemand eine Abſicht dabei, der Schneider, wo er ein Band anzunähen hatte, nahm das nächſte beſte, und das war damals ein dreifarbiges. Ich ſelbſt war froh, des Zeichens los zu ſein, denn die wüthenden Blicke der Emigranten ängſteten mich, und ich fing an für meinen Vater zu fürchten, wenn ich dachte, daß er ſpäter den Mehreren doch allein gegenüberſtehen könnte.

In Mainz, wo wir landeten, waren die Emigranten die Erſten, welche das Schiff verließen, und wir verloren ſie gleich aus den Augen; nach einem Aufenthalt von ein paar Stunden ſchwammen auch wir ſchon wieder in einem andern Schiff und in anderer Geſellſchaft den Rhein hinab. Die Stimmung in Mainz äußerte ſich ſchon lauter gegen die Emigranten, als die in Mannheim, und auf dem Wege nach Koblenz wurde mit offnem Haſſe von ihnen geſprochen. Von ihrem Uebermuth, ihrer tollen Verſchwendung, ihren empörenden Gewaltthaten und lächerlichen Eitelkeiten erzählte man hundert Geſchichten. Koblenz war von ihnen über-

ſchwemmt, ſie hatten dort ihre Waffenſtärke geſammelt und ſpielten in Stadt und Land völlig die Oberherren, der Kurfürſt von Trier, der ſie aufgenommen, hatte gar nichts mehr zu ſagen, ſeine Behörden wurden von den Fremdlingen mißachtet, ſeine Truppen verdrängt, es wurden franzöſiſche Gerichtshöfe errichtet und ſogar die Einheimiſchen gewaltſam vor dieſe geſchleppt, wenn franzöſiſcherſeits eine Klage anhängig gemacht wurde. Alle bürgerliche Ordnung war aufgelöſt, die Hausrechte wurden verletzt, junge Edelleute quartirten ſich willkürlich ein, wo eine artige Frau, ein hübſches Mädchen ihnen in die Augen fiel, die Galanterie ſchlug nicht ſelten in die roheſte Dreiſtigkeit um, und die frechſte Sittenloſigkeit wurde öffentlich zur Schau getragen. Die Einwohner klagten dem Kurfürſten ihre Noth, und als er ſich unfähig aller Abhülfe erklärte, verlangten ſie nur ſeine Zuſtimmung, ſo wollten ſie ſchon auf eigne Fauſt das fremde Gezücht aus dem Lande treiben, er aber bat ſie um Gottes willen, doch nur noch Geduld zu haben. Dies war nun freilich ein verzweiflungsvoller Zuſtand, in welchem das Anſehen und die Ehre eines deutſchen Fürſten bei dem eignen Volke ſchlimm fahren mußte. Die einzige Hoffnung war, daß der Krieg bald ausbrechen würde, da denn die läſtigen Gäſte insgeſammt nach der Gränze vorrücken müßten. Ihnen ſelbſt dünkte der unverzügliche, ſiegreiche Einmarſch in Frankreich ſo gewiß, der Gewinn aller Macht und alles Reichthums ſo unfehlbar, daß ſie nicht daran dachten, ihre Hülfsmittel irgend zu Rathe zu halten, im Gegentheil, ſie warfen das Geld auf die leichtfertigſte Weiſe weg, als müßten ſie es los werden, damit das neue, reichlichere, nur Platz fände. Ich ſah Uebungen im Piſtolenſchießen, wobei die getroffenen Goldſtücke jedesmal unter das Volk ausgeworfen wurden; ein Bauermädchen bot Blumenſträuße zum Verkauf, und empfing, weil ſie hübſch war, Gold über Gold; man ſtellte die üppigſten Gaſtereien an, und ergötzte ſich, die Bürger in Champagner zu berauſchen, ja die Schuljugend wurde aufgegriffen und betrunken nach Hauſe geſchickt. Noch mehr aber, als dieſer Unfug, empörte der Hohn, der gegen das Schwarzbrot verübt wurde; von ganzen

Broten wurde die Krume zu großen Kugeln geknetet, und mit dieſen entweder Vorübergehende angeworfen oder Fenſter beſchädigt, die ausgehöhlte Kruſte wurde zu Ueberſchuhen gebraucht und darin herumgetanzt, bis ſie auf den Steinen zerbrachen und ſich im Schmutz verloren; alles öffentlich, von Marquis und Vicomtes und jungen Abbé's ausgeführt, unter großem Zulauf und Gelächter. Dieſe Verſündigung an der Gottesgabe, wie man es zu nennen pflegte, war derjenige Frevel, den die Deutſchen am wenigſten verzeihen wollten, ſie riefen die Rache des Himmels dawider an, und wo es geſchehen konnte, legten ſie auch wohl Hand an die Frevler ſelbſt. Wurden Emigranten in's Waſſer geworfen, zerprügelt oder ſonſt mißhandelt, ſo geſchah es mehr um des Schwarzbrotes willen, als aus jeder andern Urſache. Dieſe Einwirkung der Emigranten längs des ganzen Rheinſtroms darf nicht überſehen werden bei Beurtheilung der nachfolgenden Ereigniſſe, als die Waffen der Revolution in dieſe Länder vordrangen und hier theilweiſe ſo günſtig aufgenommen wurden.

Auch meinem Vater ſollte hier wieder ein unangenehmes Abentheuer beſchieden ſein. Wir aßen Abends im Gaſthof an der von zahlreichen Emigranten beſetzten großen Wirthstafel, ich war im verwirrenden Lärm ermüdet eingeſchlummert, als auf Einmal ein lauter Schrei neben mir mich aufweckt. Ich ſehe meinen Nachbar, in der Gebärde der Abwehr eine zuſammengefaltete Serviette als Schild erhebend, und auf meiner andern Seite meinen Vater, der zornerfüllt ein Meſſer wie zum Stoß ergriffen hat. Sogleich ſprangen die Nächſtſitzenden auf, der Wirth kam herbei und es gab viele Erklärungen und Verhandlungen, von denen ich nichts verſtand, die ſich aber doch endlich dahin beruhigten, daß man weiteraß, nur zuckte der Emigrant, ſo oft mein Vater ſein Meſſer nahm, krampfhaft nach der Serviette, und dies Spiel wurde bald für die Zuſchauer beluſtigend. Als die Tafel beendigt war, nahm der Bedrohte ſeinen Hut eilig zur Hand und dann, jede Blöße vermeidend, ſeinen Rückzug, worauf mein Vater einem emigrirten Elſaſſer deutſch den Anlaß des Vorfalls erzählte, den auf dieſe Art auch ich nun

erfuhr. Jener Franzoſe hatte aus irgend einer Angabe erkundet, daß mein Vater aus Straßburg käme, gab ſich als Kammerdiener — verſteht ſich, daß nur ein Edelmann dieſen Poſten bekleiden konnte — des Grafen von Artois zu erkennen, und meinte, der Prinz würde gern Erkundigungen einziehen, wie es dort ſtände, welche Truppen dort wären, welcher Geiſt in der Nationalgarde, und mein Vater dürfe nicht ſäumen, die Ehre eines ſolchen Verhöres zu beſtehen. Auf die ſchnödeſte Abweiſung, die er empfing, wurde der Emigrant nur zudringlicher, und wagte anzudeuten, man würde allenfalls auch Zwang anzuwenden wiſſen. Auf dieſe Drohung war mein Vater aufgefahren und hatte nach dem Meſſer gegriffen. „Hätten Sie den Kerl nur todtgeſtochen", ſagte der Elſaſſer, nachdem er dieſen Verlauf angehört;] „die meiſten von uns, die wir hier herum am Tiſche ſitzen, hätten es ruhig geſchehen laſſen, er iſt uns allen als ein übermüthiger und feiger Schwätzer verhaßt; überhaupt thut dieſer Anhang der Prinzen, als wären wir, die wir ein paar Monate ſpäter gekommen ſind, nicht ſo gute Royaliſten, als die zuerſt emigrirten, und wir haben vieles darum zu leiden; ich für mein Theil wünſche nur, daß wir bald in's Gefecht kommen, da werden wir doch dieſer Höflinge ledig ſein!" Wohl nicht ein zweitesmal hätte in Koblenz ein ſolcher Handel ſo glimpflich ausgehen können, es gehörte das ſeltenſte Glück dazu, die Partheiſucht durch innern Zwiſt auf dieſer Stelle juſt entwaffnet zu finden. Bei derartigen Umſtänden aber, unter ſolchen immerwährenden Begegniſſen war die Reiſe wirklich gefahrvoll und wenig angenehm. Mein Vater wurde vorſichtiger, hüllte ſich mehr und mehr in Schweigen und Unbekanntheit, und ſo kamen wir ohne weitere Anfechtung glücklich in Brüſſel an.

Was meinen Vater eigentlich hieher führte, habe ich nie erfahren, doch iſt mir dunkel erinnerlich, daß in Mannheim ſchon die Rede davon war, wie nöthig und gerathen es ſei, dort eine Erbſchaftsſache zu verfolgen, bei welcher unſere Familie betheiligt war. Ich freute mich unſäglich des Wiederſehens der bekannten Orte, der theuren Perſonen, die uns mit Herzlichkeit aufnahmen. Wiederum luſtwandelte ich in

dem herrlichen Park, wiederum ſah ich meinen alten Freund Manneken-Piss, wiederum wurde ich mitgenommen zu allen Sehenswürdigkeiten und Genüſſen, welche die Kindheit reizen. Nur die öſterreichiſchen Soldaten wollten mir nicht mehr wie ſonſt gefallen, die franzöſiſchen dreifarbigen dünkten mich viel ſchöner, und ich hatte auch immer gehört, die Blauröcke würden die Weißröcke unfehlbar aus dem Felde ſchlagen, welches ich um ſo glaubhafter fand, als ja ſchon andere Blauröcke, die Preußen, früher daſſelbe ſollten gethan haben. Daß die Freiheit in dem bevorſtehenden Kampfe ſiegen würde, hörte ich auch hier öffentlich ſagen, und die Brabanter, hieß es, würden nicht die letzten ſein, den neuen Verſuch zu wagen, auch ihre Freiheit zu erringen. Ich begriff nicht, warum mein Vater von dieſen Dingen gar kein Heil erwartete, und immer den Kopf ungläubig ſchüttelte, wenn von den Patrioten in Belgien die Rede war, er meinte, die Oeſterreicher wären ihm lieber als dieſe, und mit denen in Frankreich hätten ſie nichts gemein als den Namen. Der Name iſt aber allerdings in politiſchen Bewegungen ein mächtiges Einigungsmittel, und ungeachtet der in beiden einander ſcharf widerſtreitenden Grundſätze kann man ſagen, daß die belgiſche Revolution der franzöſiſchen trefflich vorgearbeitet habe. —

Die frohen Tage dauerten nicht lange, eine unvermuthete Wendung ſetzte unſrem Aufenthalt ein nahes Ziel. Ob die Briefe aus Straßburg, die mein Vater auf der Poſt abholte, vorher geleſen worden und Argwohn erweckt, ob trotz ſeiner vorſätzlichen Behutſamkeit dennoch mißfällige Reden ihm entſchlüpft, oder ob irgend ſonſt eine Verdächtigung Statt gefunden, dies vermochte er ſelber nicht auszuforſchen, aber ſo viel iſt gewiß, er empfing die Weiſung, Brüſſel zu verlaſſen. Jeder Einſpruch von ſeiner Seite, ſo wie die angebotene Bürgſchaft namhafter Männer, alles war erfolglos; man fabelte ſchon von revolutionairer Propaganda, und gab zu verſtehen, ein vermuthliches Mitglied derſelben könne man ſo nahe dem Schauplatze des bevorſtehenden Krieges unmöglich dulden. Mir ſchien es, als ſei mein Vater weniger unwillig und betrübt, als ich, der Abſchied

koſtete mich viele Thränen, und Brüſſel ſtand lange Zeit vor meiner Einbildungskraft als ein Ort voll Reiz und Befriedigung, dem ich ungerechterweiſe zu früh entriſſen worden.

Wir wandten uns nach Aachen, und ich hörte, wir würden einſtweilen hier bleiben. Die damalige düſtre, ſchmutzige, von ihren Vorſtädten noch durch Feſtungswälle und Thore und Zugbrücken getrennte Reichsſtadt Aachen konnte am wenigſten für das heitre, prächtige Brüſſel ſchadlos halten. Es war ein trauriger Ort, und traurig auch bald meine Lebensart. Mein Vater war ſelten zu Hauſe, und hatte ich in Brüſſel ihn faſt immer begleiten dürfen, ſo geſchah dies in Aachen höchſt ſelten, ich war faſt immer auf dem Zimmer allein, oder auf einem engen Hofraum, der ein paar Bäume und einige Sträucher hatte, nur ausnahmsweiſe beſuchte ich die guten, aber beſchränkten Hausleute, die in großer Abgeſchiedenheit lebten, und deren Thüre nach der Straße beſtändig verſchloſſen war. Ich konnte mich nur mit Ausſchneiden beſchäftigen und mit den einſamen Spielen, welche ſich hieran knüpfen ließen, denn Leſen hatte ich noch nicht gelernt. Jetzt mir dieſe Hülfe zu eröffnen, fand mein Vater dringend nöthig. Ich erinnere mich dieſes Lernens kaum, ſo leicht ging es von Statten; ich weiß nur, daß ich bald mit unendlichem Vergnügen las, Geſchichten, Sprüche, Lieder, wie die gewöhnlichen Kinderbücher ſie darboten. Auch die alten Kalender im Hauſe ſpürt' ich auf und manchen kleinen Almanach, an deſſen Bildern und Erzählungen ich mich ergötzte. Ich las aber ſehr flüchtig und haſtig, daher ungenau, und oft ein Wort für das andere, was mich im Verſtändniſſe meines Textes wenig ſtörte, mir aber von meinem Vater, wenn er es zufällig gewahrte, ſcharf verwieſen wurde; war ich indeß allein, ſo las ich doch nur wieder in jener holperigen Eile, die ſich um die Endſilben nicht bekümmerte, ganze Wörter bloß errieth und oft falſch errieth, denn ich konnte bei meinem Leſen ja keinen andern Zweck haben, als möglichſt ſchnell mit dem Inhalte bekannt zu werden, und alſo vor allem dem Ausgange zuzueilen. Der Fehler, ſich ſelbſt überlaſſen, ſchwand auch

allmählig durch ſich ſelbſt, und ich las bald ſo rein und ſicher, wie andre Kinder meines Alters, nur meinem Vater gegenüber fiel ich, ſeltſam genug, noch lange nachher oft in die alte Uebereilung, vielleicht grade deßwegen, weil ich ſie ängſtlich vermeiden wollte, und an die harten Strafworte dachte, die ihr unausbleiblich folgten. —

Eine beſondere Merkwürdigkeit fand im Betreff der Lebensmittel Statt, die wir genoſſen. Mein Vater frühſtückte nichts, ich erhielt kalte Milch und Weißbrot, zu Mittag aßen wir Milchſuppe mit eingebrocktem Brot und dazugerührten Eiern, zum Abend wieder Milch und Weißbrot, und hierin fand gar kein Wechſel Statt, ich genoß Tag für Tag nur dieſe Koſt, die mir freilich ungemein behagte und mich keine andre wünſchen ließ. Mittags aß auch mein Vater nichts anderes, doch muß ich wohl glauben, daß er, des Weines gewohnt, weder dieſen, noch Abends einiger derberen Speiſen, wird entbehrt haben; ich aber hatte während ganzer ſechs Monate ausſchließlich nur jene Nahrung, und befand mich gut dabei. Ob mein Vater einen diätetiſchen Zweck bei dieſer einfachen Lebensordnung gehabt, iſt mir unbekannt; er hat mir dadurch aber für immer eine Liebhaberei am Einfachen und Geringen dieſer Art eingepflanzt, die ſo oft es die Umſtände erlaubten, immer wieder hervortauchte, auf der Univerſität zu Halle und ſpäter zu Tübingen, und ich habe jedesmal dabei die angenehme Sicherheit gefühlt, einer wünſchenswerthen Freiheit von äußern Genüſſen in dieſem Betreff, wenn es je die Umſtände forderten, wenigſtens ſehr nahe kommen zu können.

Als der Sommer verſtrichen war, und die Wintereinſamkeit doch allzu ſchreckhaft bevorſtand, ereignete ſich eine glückliche Veränderung; eine junge Dame mit einem Söhnchen zog in das ſtille Haus bei uns ein, und wiewohl ſie ganz in deſſen abgeſchloſſene Einſamkeit ſich fügte, ſo begann doch für mich im Innern nun ein neues Leben. Mit dem Kinde zu ſpielen ließ ich mich gern herab, dafür kam mir auch die Herablaſſung der Mutter zu gute, als welche nicht müde wurde, lange Abende die ſchönſten Mährchen zu erzählen, wobei ihr Söhnchen bald einſchlief, ich aber bis zur ſpäten

Nacht begierig zuhörte. Ich weiß noch genau die Phyſiognomie jener Abende, wie wir ſaßen, wie wir uns an die Erzählerin ſchmiegten, wie ganz befriedigt und glücklich meine Seele ſich fühlte, und nur die einzige Sehnſucht bisweilen nicht unterdrücken konnte, daß doch meine Mutter und Schweſter auch dabei ſein, und beſonders die Schweſter mein Entzücken theilen möchte! In meine frühere Einſamkeit beide herbeizuwünſchen, war mir weit weniger eingekommen. Uebrigens hörte ich leider faſt nichts von ihnen, der Krieg war ausgebrochen und ſtörte die Verbindungen, aller Briefwechſel ſtockte, und mein Vater berührte meine reizbare Empfindung ungern durch fruchtloſe Erinnerung an die Entfernten, welche alle Gefahren und Gräuel der ſchon beginnenden Jakobinerherrſchaft in Straßburg mit beſtehen mußten.

Von allen dieſen Vorgängen des Kriegs und der Revolution, die mir zu Straßburg täglich und ſtündlich im Ohr und Auge geweſen, vernahm ich hier faſt nichts, und wiewohl ich an den Nachrichten, für die ich nicht reif ſein konnte, eigentlich nichts entbehrte, ſo fiel mir doch der Abſtand auf, der hierin meine jetzigen Tage von den früheren unterſchied. Mein Vater, durch unangenehme Begegniſſe gewitzigt, und bei der erhöhten Stimmung der Partheien hüben und drüben von mannigfacher ernſten Gefahr bedroht, dieſſeits als Revolutionair verſchrieen und jenſeits auf die Emigrantenliſte geſetzt, ſcheint alles ſorgfältig gemieden zu haben, was politiſcher Deutung unterliegen konnte. Seine Sicherheit in Aachen fand er nur dadurch, daß er im Verborgnen lebte, wie er denn auch nicht ſeinen, ſondern einen angenommenen Namen dort führte; mich aber entzog er aller Berührung mit Fremden, weil es doch unmöglich geweſen wäre, mir für alle Verfänglichkeiten, denen meine eignen Einfälle oder die Fragen der Andern mich bloß ſtellen konnten, die nöthige Klugheit einzuſprechen.

Dieſe Verhältniſſe müſſen ſich plötzlich verändert haben, denn der Bann, worin ich bis dahin gehalten ſchien, hörte eines Morgens völlig auf, ich durfte meinen Vater wieder begleiten, und er ſelber zeigte ſich munter und zuverſichtlich wie in frühern Tagen. Er führte mich vor die Thore, in

die ſchneeſchimmernde Winterlandſchaft, an öffentliche Luſtorte, auf die Redoute, wo Emigranten große Spielbank hielten; und auch in das Theater kam ich nach langer Unterbrechung zum erſtenmale wieder. Die vielfachen Zerſtreuungen und heitern Ergötzlichkeiten nahmen mich doch nicht ſo ſehr ein, daß ich der ruhigen Erzählungsabende, der traulichen Abgeſchiedenheit des Hausweſens, und der reichen Phantaſiegebilde, die ſich in jener Enge glänzend entfaltet, ſo leicht vergeſſen hätte, vielmehr blickt' ich oft mit Sehnen auf die abgebrochenen ſtillen Freuden zurück, die nur ein paarmal noch ſich erneuerten, aber auch dann leider ſchon von dem unruhigen Gefühl begleitet, daß ich wußte ſie dauerten nicht, ſeien von Zufällen und Launen abhängig.

All dieſer Wechſel ſchwand bald vor einem größern, wir verließen Aachen noch mitten im Winter und reiſten nach Köln; die Faſtnachtsluſtbarkeiten waren eben im Schwange, und wir ſahen gelegentlich manches Stück davon; an ſolchen Zuſammenhang in den Anſtalten und an ſolche große Prachtaufführung, wie die ſpätere Zeit ſie hervorgebracht, war damals nicht zu denken, doch ſtand Köln ſchon immer vor allen rheiniſchen Städten im Rufe, den Faſchingsfreuden den größten Spielraum zu gewähren, das Narrenthum am allgemeinſten und öffentlichſten zu betreiben. Uebrigens galt die Stadt für ein düſtres, in Schmutz, Vorurtheil und Aberglauben verſunkenes Pfaffenneſt, deſſen freireichsſtädtiſches Regierungsweſen, veraltet und verwahrloſt, nur noch Mitleid einflößte, und dem jeder hellere Sinn als das beſte Glück wünſchte, unter die ordnende Hand eines aufgeklärten Fürſten zu kommen. Mir konnte der Ort unmöglich gefallen, es war mir überall unheimlich und bang, und in dem lärmenden Gewühle, wie in der Oede ſo vieler wüſten Straßen und ſchaurigen Winkel, die mit jenem ſchroff abſtachen, bot ſich mir nirgends eine behagliche ſtille Zuflucht. Auch für die Sinne gab es wenig Anregendes. Von dem Wunderbau des Domes war kaum die Rede; ſo werth die Straßburger das Münſter hielten, ſich des herrlichen Beſitzes unaufhörlich rühmten und freuten, ſo wenig machten die Kölner aus dem Dom, der auch, in ſeiner Unausgeführtheit, Verabſäumung

und Trübniß, allerdings an unmittelbarer Wirkung des Anblicks dem Münſter weit nachſtand. Das Beſehen des Bauwerks war auch nur Nebenſache in Vergleich des Verweilens bei Dingen, für welche die Aufmerkſamkeit hauptſächlich in Anſpruch genommen wurde; die Koſtbarkeiten aller Art, Reliquien, Meßgewänder und dergleichen, wollten kein Ende nehmen, und die Heiligengeſchichten, welche dabei vorkamen, wurden ſo gemein und ungeſchlacht erzählt, daß auch der Knabe merken mußte, man glaube nicht daran, und wolle ihm Fabeln aufbinden. Mehr Behagen und Genuß, als dieſe Kirchenſachen, gewährte mir die Beſichtigung der berühmten Kunſt- und Naturalienſammlung des Freiherrn von Hüpſch, wo ſich ein helles Gebiet menſchlichen Forſchens und Bildens aufthat, das jenen Wundern an Wunderbarkeit nichts nachgab, und Sinn und Glauben immer willig fand, welche jenen erſt erzwungen werden ſollten.

Ein Ausflug nach Bonn hat mir keine Erinnerung zurückgelaſſen, als die des Schloſſes zu Poppelsdorf und der Ruine von Godesberg, ſodann eines freundlichen Bibliothekars Benfeldt, Aufſehers der Kurfürſtlichen Bibliothek, den ich ſpäter in Hamburg, wohin er mit ſeinem Bücherſchatze auf der Flucht verſchlagen worden, wiederſehen ſollte. Schärfer eingedrückt blieb mir ein Beſuch in Mühlheim am Rhein, zumeiſt wegen einer Gefahr, die ich erlebte, und die von beſondern Umſtänden und Gefühlen begleitet war. Mein Vater hatte in Deutz einen Freund abgeholt, und wir ſchritten über den hartgefrornen Boden munter vorwärts. Mir war der Weg nicht zu weit, und ich hatte früher ſchon größere Strecken rühmlich zurückgelegt. Allein die Kälte war ſehr ſtark und nahm bei ſcharfem Oſtwinde jeden Augenblick empfindlich zu. Bald konnt' ich nicht mehr widerſtehen, ich fühlte mich erſtarren, der Athem ſchwand, und ich vermochte kaum noch zu ſagen, ich könne nicht weiter. Mein Vater wandte alles an, mich zu erwärmen, zu ſchützen, er wickelte mich ein und trug mich auf dem Arm, aber alles war vergebens; die Kälte ließ mich nicht athmen, und wenn mir das Geſicht eingehüllt wurde, ſo erſtickt' ich aus Mangel an Luft. Die Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblick, mein Vater ſah,

daß mein Zuſtand auf's äußerſte kam, und auf dem freien Felde, ohne Haus und Hütte, war ſo wenig zum Bleiben als zum Weitergehen ein Rath zu erſinnen. Wiederholt wurde der Verſuch gemacht, mich irgendwie fortzubringen, aber kein Mittel wollte anſchlagen. Endlich wurde beſchloſſen, einen Wagen zu holen, der Freund eilte deßhalb nach Deutz zurück, und mein Vater mußte ſuchen mich hinzuhalten, bis der Wagen anlangte. Der Wind erhob ſich mächtiger und ſchneidender, mein Vater hatte ſeine Wildſchur ausgezogen, und hielt ſie ſchützend vor mir ausgebreitet, allein der Sturm drohte uns umzuwerfen. Nirgends war ein Dach, eine Wand, nicht einmal ein Graben zu entdecken, überall nur ebnes Feld; ein einziger Hügel erhob ſich ſeitwärts vom Wege, und konnte einigen Schutz gewähren. Dahin brachte er mich, auch traf uns hier der Stoß des Windes nicht mehr, aber die Kälte wirkte grimmig fort, und ich glaubte ihr zu erliegen. Mein Vater legte ſich mit mir nieder, hüllte mich ein, rieb mich, redete mir zu, hielt meine Glieder in Bewegung, und hinderte mich mit aller Gewalt am Einſchlafen, das mich jeden Augenblick überfallen wollte. Endlich gelangen ſeine Bemühungen, ich fühlte wieder Lebenswärme, erholte und ermunterte mich, und die noch übrige Zeit bis zur Ankunft des erwarteten Wagens verging unter vergnügtem, ſpielenden Geſpräch. Ich wußte, daß Einſchlafen unter ſolchen Umſtänden tödtlich war, ich hatte überdies das Sterben mir nah gefühlt, und der Tod war mir nicht ſchreckhaft geweſen, aber lebhaft empfand ich nun die Wonne des Gerettetſeins; meine Seele war in aufgeregteſter Thätigkeit, ich dankte Gott innigſt, ich dankte ihm beſonders, daß er mir dieſen Vater gegeben, deſſen unendliche Bekümmerniß und Sorgfalt ich vor Augen hatte, deſſen ganze Liebe, Selbſtopferung und Entſchloſſenheit mir vorher nie ſo deutlich geworden war; mein Herz floß über in Zärtlichkeit, in Glück; ich dachte auch der Mutter und Schweſter, wie die ſich freuen würden, wie gut und lieb auch ſie mir wären. Dieſes erhöhte Daſein, welches ich empfand, war es auch darin, daß ich daſſelbe nicht zu äußern verſuchte; ich ſagte nichts von dem, was mich beſeelte, alles blieb

innerlich und geheim, ich war zum Mittheilen durch nichts gedrängt, mein Vater hatte mein Vertrauen zu ſolchen Bekenntniſſen nie geweckt, in manchem Falle wohl gar verſcheucht oder mißverſtehend abgewieſen; er war der Gegenſtand meiner Innigkeit, er war voll zärtlicher Liebe an meiner Seite, — da war nichts weiter zu ſagen nöthig! Durch dieſe Fülle von innerem Leben, ſo dicht neben der Bedrohung des äußern, ſind mir jene Augenblicke für immer in der Seele befeſtigt worden, ſie gehören zu dem Entſchiedenſten, was ich erlebt habe, und ſolche Erhöhungen wiederholen ſich in dem längſten Leben nicht ſo häufig, daß die Erinnerung ſie nicht leicht alle bewahrte, doch am meiſten die frühſten! Als der Freund mit dem Wagen ankam, wäre dieſer faſt nicht mehr nöthig geweſen, ſo ermuntert war ich und geſtärkt, und auch das Unwetter milderte ſich ſchon. Beim Aufſtehen ſah ich über uns einige Balken emporragen, und fragte, was das wäre? Es war der Galgen, unter dem wir geruht hatten, deſſen Hügel uns zum Schutze geweſen war. Mein Vater ſcherzte mit dem Freund über dieſe Zuflucht, die mir damals nicht ſchlechter dünkte, als jede andre; ſpäter kam es mir aber doch bisweilen als etwas Eignes vor, daß ich einen Theil meiner beſten Empfindungen hatte unter dem Galgen haben müſſen!

Wir brachten einige Tage vergnügt in Mühlheim zu, wo meines Vaters Bruder, Profeſſor an der Univerſität zu Köln, ſich damals aufhielt, und fuhren dann nach Köln zurück. Ich wußte nicht anders, als wir würden bald wieder nach Aachen reiſen, ſo hatte ich ſagen hören, ſo ſchien es angenommen. Allein mit dem Frühjahr eröffnete ſich unerwartet eine andere Richtung. Wir ſetzten uns in den Reiſewagen, und ich erfuhr, es ginge nach Düſſeldorf! Ich erhob ein Freudengeſchrei bei dem Namen, mir ſchien, als müſſe ſich dort für mich alles Wünſchenswerthe zuſammenfinden. Ich ſah, daß auch mein Vater innig froh war, und an meiner Freude ſein Wohlgefallen hatte. Was ihn zu dieſer Rückkehr beſtimmte, mag etwa durch folgende Verknüpfung anzugeben ſein. Bei dem Verſuch einer Ueberſiedlung nach Straßburg hatten ſich ſeine perſönlichen Erwar-

tungen getäuſcht gefunden, die allgemeinen Ausſichten aber, welche für jene hätten Erſatz oder Troſt bieten können, ſah er in noch ſchlimmerer Verdunkelung. Wenn das gewählte Vaterland nicht mehr den Sympathieen entſprach, welche das angeborne hatte vermiſſen laſſen, ſo trat letzteres wieder in ſein natürliches Vorrecht, und nur die Schwierigkeit, heimzukehren ohne ſcheinbare Verläugnung der fortbeſtehenden Geſinnungen und unveränderten Grundſätze, hatte die unmittelbare Rückkehr noch verhindert. Die Zwiſchenzeit beinah eines Jahres, in Zurückgezogenheit und Ruhe verlebt, wirkte vermittelnd ein, das Waffenglück der Franzoſen hatte im Allgemeinen die Folge, daß die feindlichen Stimmen kleinlauter wurden, die Freigeſinnten kühner auftraten, letztere, meines Vaters Freunde, waren zahlreich und thätig, ſie riefen ihn heftig und ungeſtüm in ihre Mitte zurück. Er erfuhr, daß die Staatsbehörde ihn nicht anfechten würde, der ehrwürdige Kanzler Graf von Neſſelrode benachrichtigte ihn ſogar, er könne um ſo ſicherer zurückkehren, als ja der Kaiſer alle Deutſchen, die ſich von der Revolution in Frankreich hätten verlocken laſſen, durch öffentliche Kundmachung von dort abrufe, und ihnen jede Verantwortung erlaſſe, ſo wie allen Schutz in der Heimath zuſage. Mein Vater wünſchte und bedurfte, wieder thätig zu ſein, der Ruf ſeiner Mitbürger war ihm ehrenvoll und ſchmeichelhaft, er gab dieſem und dem Zuge ſeines Herzens willig nach.

Die Freunde begrüßten ihn mit freudigem Jubel, und es fehlte nicht an Gaſtmahlen, Landparthieen und Abendmuſiken, die zu ſeinen Ehren angeſtellt wurden. Er war in der That allgemein geliebt; der höheren Klaſſe durch franzöſiſchen Geiſt und Scherz angenehm, durch Biederkeit und hellen geſunden Sinn den aufſtrebenden Bürgern vertraut, hatte er doch ſeinen ſtärkſten und treueſten Anhang im untern Volke, dem er ſtets als ein uneigennütziger Helfer oder doch als freundlicher Tröſter erſchien. Ich war Zeuge manches rührenden Ausdrucks von dieſer Seite, ſowohl der Dankbarkeit als des Zutrauens, die ihm bezeigt wurden; ich hörte arme Leute ſagen, jetzt hätten ſie wieder ihren Arzt, die ganze Zeit ſeiner Abweſenheit hindurch hätten ſie gar keinen

gehabt. Es war bekannt, daß er zu einer Bettelfrau hinter der Ratinger Mauer mitten in der Nacht und im ſchlechteſten Wetter zu Fuß eben ſo beeifert eilte, als er in den Wagen ſtieg, der ihn zu einer kranken Gräfin abholte. Auch mir perſönlich wurde dies gute Verhältniß in vielem Schmeichelhaften fühlbar, das, wie ich wohl erkannte, mir um meines Vaters willen erwieſen wurde, und nicht ohne Stolz und jedesmal mit beſter Wirkung nannte ich ſeinen Namen, wenn ich gefragt wurde, wem ich angehörte.

Dieſe für einen Knaben doch nicht weit reichende Befriedigung war aber faſt die einzige, die mir diesmal zu Theil wurde. Alle andern Glückſeligkeiten, die ich von der Rückkehr in die Vaterſtadt gehofft, die mir bei deren bloßen Namen vorgeſchwebt, blieben aus, oder ſchwanden in Dunſt dahin. Wie fand ich den Ort in der kurzen Zeit verändert! Die Straßen und Gebäude waren noch dieſelben, aber mir war der Maßſtab verändert, und alles in andre Verhältniſſe gerückt. Das Haus am Rhein, das liebe Gärtchen, war mir fremd geworden, auch zeigte ſich mir ja darin weder Mutter noch Schweſter, deren Vorſtellung ſich mir unauflöslich mit der jener Räume vereinigt hatte, unbekannte Menſchen walteten in dieſen, und wir wohnten in einer mir früher kaum bekannten Straße, bei Leuten, die mich eher abſchreckten, als anzogen. Das Schlimmſte war, daß mein Vater gerade jetzt am wenigſten Zeit hatte, ſich viel mit mir abzugeben oder mich nur bei ſich zu haben, denn die Anforderungen ſeiner neuen ärztlichen Beſchäftigung und der ſonſtigen Verhältniſſe des Tages nahmen alle ſeine Stunden in Beſchlag. Ich blieb alſo wiederum einer trüben Einſamkeit überlaſſen, einem traurigen Vergleiche deſſen, was ich mir ſo ſchön vorgeſtellt, mit dem, was in Wirkiichkeit dürftig vor mir ſtand; ich war mir bewußt, mit Recht ſo viel gehofft zu haben und ohne meine Schuld es zu miſſen, ich kam mir wie ein armer Knabe vor, der ſehr viel Unglück trage. Stundenlang ſaß ich am Fenſter, ſehnlichſt auf den Vater wartend, ob er nicht kommen und mich mit in's Freie nehmen werde, und oft lange in der einen Hoffnung, und dann ſchmerzlich in der andern getäuſcht; oder ich ſah nicht

minder ſehnlich den lärmenden Spielen zu, welche die Jugend auf der Straße trieb, und an denen Theil zu nehmen mir verboten war; bisweilen ließ ich mich doch verführen, und ging zu ihnen hinab, doch die Tücken dieſer rohen Jungen und die Strafe, welche mich unfehlbar traf, wenn ich unter ihnen bemerkt wurde, ließen mich der Verſuchung nur in ſeltneren Fällen folgen.

Wollte ich nicht die meiſte Zeit mit Leſen, wozu doch bald der Stoff mangelte, oder mit Bilderſchnitzen, welches auch nicht allzu lange vorhielt, einſam ausfüllen, ſo blieb mir nichts anderes übrig, als die Geſellſchaft der Hausleute zu ſuchen, und mir bei ihnen ſo gut es ging die Zeit zu vertreiben. Sie gefielen mir nicht, aber ſie allein waren mir zugänglich. Dieſe Familie hat nachhaltig auf mein Gemüth eingewirkt, und ich muß ſie daher etwas näher ſchildern. Ein Hausherr war nicht da, das Haupt der Familie war eine Wittwe, eine unförmlich dicke, aber rührige und ſehr herriſche Frau, welche zwei erwachſene Söhne und eine viel ältere aber unverheirathet gebliebene Schweſter bei ſich hatte; ihr Mann war ein Kanzleibeamter geweſen, und hatte ſie dem Handwerksſtande enthoben, was ihrem Dünkel ſehr ſchmeichelte; doch dann als Wittwe wieder hinabſteigen und einen Gewürzladen führen zu müſſen, war ihr die empfindlichſte Kränkung, und eigentlich nur deßhalb der Verluſt des Mannes ſchmerzhaft, denn aus manchen Aeußerungen entnahm ſich leicht, daß ſie ſchlecht mit ihm zufrieden geweſen und ſich gar nichts aus ihm gemacht. Die höhere und die niedere Stufe, auf welche ihr eignes Leben ſich vertheilt hatte, ſah ſie auch in ihren beiden Söhnen vor ſich, denn ſie hatte den einen mit großen Opfern die Rechte ſtudiren laſſen, den andern aber mit Seufzen doch wieder einem Handwerk übergeben müſſen. einem edlen und reinlichen allerdings, der junge Menſch war ein Vergolder, ganz geſchickt in ſeinem Fach und fleißig, und verdiente auch hübſches Geld, welches er gutmüthig und harmlos der ſtrengen Mutter abzuliefern pflegte. Gleichwohl konnte ſie dieſen Sohn wenig leiden, ihre Zärtlichkeit oder vielmehr Verehrung war ganz dem ältern zugewendet. Dieſer ſaß im gemeinſamen

Wohnzimmer an einem beſondern Tiſche, als Herr gekleidet, die lange Tabackspfeife ſtets im Munde, von Büchern umgeben, an den Geſprächen der Andern ſelten theilnehmend, die aber jedem ſeiner kargen, oft ſchnöden und kränkenden Worte ehrerbietig lauſchten; für ihn mußte immer zuerſt geſorgt, ihm ſtets das Beſte gereicht werden, die Andern waren ihm zu dienen bereit, von ihm wurde nicht das Geringſte verlangt, es wäre ſogar unanſtändig geweſen, daß er eine Handreichung gethan, eine Beſorgung übernommen hätte, denn er war ja der Gelehrte, der Stolz und die Zierde des Hauſes, und unzweifelhaft beſtimmt, einſt im Staat ein Mann zu werden, der ſeine Angehörigen dann kaum noch würde kennen dürfen! So wurde ich bald alles Ernſtes von dem jüngern Sohne belehrt, der den Bruder wirklich als ein höheres Weſen anſah, dem er jeden Dienſt ſchuldig ſei, und als ich dies höhere Weſen einſt in ſeinen Betrachtungen geſtört hatte, empfing ich dafür von ihm ſelber einen ſo derben Schlag und einen ſo hämiſch lächelnden Blick, daß ich den Eindruck nie vergeſſen habe, von der Mutter aber eine keifende Strafrede mit den ſchärfſten Verwarnungen, gegen dieſen Sohn niemals die ſchuldige Achtung zu vergeſſen. In ſolche Ermahnungen ſtimmte dann auch die alte Jungfer von Schweſter ein, welche im Grunde milderen Sinnes war, aber den heftigſten Eifer, wo ſie es für nöthig hielt, trefflich zu heucheln wußte.

Dieſe ganze Familie nun war, neben den bezeichneten Eigenſchaften, noch beſonders durch kirchengläubige Frömmigkeit ausgezeichnet, nach ſtreng katholiſcher Art. Unter allen Umſtänden und in jedem Wetter mußte wenigſtens Ein Mitglied des Hauſes täglich zur Kirche gehen, und da neben den Laſten des Glaubens um ſo mehr auch ſeine Erleichterungen gelten mußten, ſo machte man ſich beſtens zu nutze, daß die Kirche Stellvertretung geſtattet, und es war dahin gediehen, daß die ganze Familie ſich ihrer Pflicht vollkommen entledigt zu haben glaubte, wenn nur die alte Jungfer die Meſſe oder Vesper beſucht hatte. Die alte Jungfer ſah dieſe Zeit als ihre Erholung und als willkommene Gelegenheit zum Ausgehen an, und verſäumte daher nie, mit an-

dächtigem Eifer den Dienſt wahrzunehmen, ja ſie wußte die Andern abzuhalten, wenn etwa jemand mit ihr gehen wollte, und ſie verſicherte dann, es ſei ja gar nicht nöthig, und ſie werde ſchon für jeden die erforderlichen Vaterunſer beten. Franziskaner kamen häufig zum Beſuch, wurden ſehr verehrt und auch bewirthet, und erhielten reichliche Spenden für ihre Kirche. Mir wurde bei jeder Gelegenheit vorgeſtellt, wie ſehr man dieſe ehrwürdigen Väter hochachten und ihnen gehorchen müſſe, auch war es mehrmals darauf angelegt, mich von ihnen in Betreff meines Vaters ausfragen zu laſſen, da denn leicht an den Tag kam, was freilich jederman wußte, daß mein Vater kein Kirchengänger war, und auch mir bis dahin keinen Unterricht in der Religion ertheilen ließ. Die Väter ſcheuten doch meinen Vater zu ſehr, um in ihren Unternehmungen weiter zu gehen, und ließen es bei wenigem bewenden; ich hörte, wie ihnen gerathen wurde, eine verfängliche Frage zu thun, und ſie es aus obigem Grunde ablehnten; die Leute glaubten, ich verſtände ihre halben Worte und ſtummen Zeichen nicht, und doch war der ganze Zuſammenhang mir vollkommen klar. Daß ich einen ſo tapfern Vater hatte, den dieſe Franziskaner fürchteten, gefiel mir außerordentlich, und ſein Erſcheinen beſtätigte mir jedesmal ſein unzweifelhaftes Uebergewicht, denn kaum trat er ein, ſo war alles voll Ehrerbietung und Befliſſenheit, auch der Gelehrte ſtand auf, wie ihm vor einem Doktor und Rath gar wohl geziemte, und ſprach mit ſüßlicher Schmiegſamkeit, erwähnte auch wohl gar des „lieben Söhnchens", die Weiber lächelten, ein Franziskaner ſprach etwa ein Wort Latein, worauf mein Vater antwortete; ſo ging alles in beſter Art, bis er ſich wieder entfernt hatte, dann war das liebe Söhnchen ſchnell wieder ein unartiger Junge, ein gottloſer Bube, der keine Religion habe! Ich war im Innerſten empört über die Heuchelei und Zweizüngigkeit, ich fühlte die ganze Schlechtigkeit dieſer Leute, allein ich wagte nicht, mit meinem Vater darüber zu ſprechen, theils weil mir die Worte fehlten, und theils weil ich fürchtete, er möchte mir nicht glauben und die Sache anders anſehen, wie mir ja ſchon einigemal zu meinem größten Schmerze begegnet war. Er hielt mich in

der That bei dieſen Leuten für gut aufgehoben, glaubte wenigſtens, daß ſie mich liebten und auf mich Acht hätten, und daß ich vor ſchlechten Einflüſſen bei ihnen wohlbewahrt ſei.

Nur der jüngere Sohn liebte mich, und er allein war mir eine Art von Anhalt. Ihm bei ſeiner Arbeit zuzuſehen, mit ihm zu ſchwatzen, von ihm allerlei Sächliches zu erfahren, war mein beſter Zeitvertreib, auch ließ er ſich wohl herab, an meiner Papier- und Wachsbildnerei Theil zu nehmen. Von dem, was wir ſprachen, durfte ich vor den Andern nie etwas erwähnen, eben ſo wenig von dem Naſchwerk, das bisweilen er und öfter ich anzuſchaffen wußte, und das wir dann gemeinſam verzehrten. Nach ihm ſchien die alte Jungfer mir noch am meiſten gewogen, wenigſtens half ſie mir über manche Verlegenheit hinweg, und that mir oft zärtlich, aber ich empfand grade dann den unwiderſtehlichſten Abſcheu gegen ſie, und ging ihr aus dem Wege, wo ich nur konnte. Von dem ältern Sohn und der Mutter fühlt' ich die entſchiedene Feindſchaft, nie hatten ſie einen freundlichen Blick, eine gutmüthige Bewegung für mich, immer nur bösartig begegneten ſie mir, immer ſetzten ſie auch in mir alles Bösartige voraus, und oft entſtanden mir aus ſolcher Vorausſetzung die ungerechteſten Anklagen, welche die Mutter bei meinem Vater gehäſſig anbrachte, und dadurch mir harte Strafe zuzog, an deren Vollziehung ſie ſich weidete. Gewöhnlich war es ihr Ehrgeiz, den ich beleidigt haben ſollte, und ich wunderte mich nur, daß ſie auf meine Kindereien ſo großen Werth legen mochte, ſo daß ich mir faſt etwas darauf einbildete, wenn ich ihretwegen geſtraft wurde. Ich verachtete dieſes Weib gründlich, hegte ihr aber keinen Haß, war ihr im Gegentheil gern gefällig, und dachte nur immer wie ich es wohl anfangen könnte, ſie zufrieden zu ſtellen.

Ich entſchloß mich in dieſer Abſicht ſogar zu einer Heuchelei, bei deren Ausübung ich indeſſen jedesmal Gewiſſensbiſſe fühlte. Es war, ich weiß nicht welche Zeit eingetreten, wo die Kirche zu ſtrengerer Andacht mahnte. Die Familie wäre hierin um keinen Preis zurückgeblieben,

und unter andern wurden regelmäßig jeden Abend zwei Stunden zum Beten beſtimmt. Die Litanei wurde von Allen gemeinſchaftlich laut hergeſagt, und ich, aufgefordert, daran Theil zu nehmen, wagte nicht es abzuſchlagen, wiewohl grade das mir eine Sünde däuchte, dergleichen ohne Glauben bloß äußerlich mitzumachen. Indeß trieben jene mit ihrem Glauben die Sache ebenfalls äußerlich genug. Man plapperte die Worte, und dachte und that dabei alles Mögliche. Mitten in das Gebet fielen plötzlich Worte der Wirthſchaft, ein Scherz über zufälliges Verſprechen, lautes Gähnen, die Abfertigung eines Kunden, der für ein paar Stüber Waare kaufte und über die Pfennige, die er herausbekommen ſollte, ſtritt; ja bei der Fürbitte für Verſtorbene kam es zu böſen Anmerkungen, ob der oder die es verdiene, daß man ihn aus dem Fegefeuer losbitten helfe, und andre ſolche Frevel und Rohheiten, die mir ſo bösartig als pöbelhaft erſchienen. Der Gelehrte machte das alles mit, war aber ſtets der ungeduldigſte, den Abendſegen endigen und das Abendeſſen beginnen zu ſehen. Als ſie mich in dieſe Uebungen etwas eingeſchult hatten, dünkten ſie ſich damit ein neues Verdienſt um den Himmel erworben zu haben, denn ging ich ihm auch wieder verloren, ſo mußte er ihnen doch ihr Bemühen anrechnen. Meinem Vater etwas davon zu ſagen, wurde mir ſehr verboten; ich wiſſe wohl, hieß es, er ſei oft allzuſtreng und leide auch ganz unſchuldige Sachen nicht. Daß ſie nun gar die Strenge des Vaters tadelnd gegen mich erwähnten, die ſie doch oft genug ungerecht aufgeregt hatten, ſchrieb ich ihnen in meinem Herzen als den Gipfel der Schlechtigkeit an. Nicht wegen ihrer Warnung unterließ ich, dem Vater alles zu ſagen, ſondern aus eigner Ungeſchicklichkeit und Scheu, denen ich ja ſchon öfters mich hatte fügen müſſen. Während jene aber ſelbſtgefällig wähnten, mich auf ihren Glaubensweg liſtig zu leiten, führten ſie mich in Wahrheit durch eine Schule, die mir im ſprechendſten Beiſpiele zeigte, was mich von jenem Wege entſchieden abſchrecken mußte.

Noch in einer andern Richtung war mir das Benehmen dieſer Leute merkwürdig. In unſrer Nachbarſchaft wohnte

ein fremder Baron, der zu Wagen oder zu Fuß oft die Straße daher kam, und jedesmal viele Gaffer an die Fenster zog, weil seine Pferde, oder, wenn er zu Fuß war, seine Stiefeln und Sporen auf dem Steinpflaster nicht geringen Lärm machten. Er galt für aufgeblasen, hart und rauh, man erzählte viel Arges von ihm, und ich konnte nicht anders als Widerwillen gegen ihn empfinden. Wenn er aber vorüberging, und meine Leute etwa vor der Thür saßen, erhoben sie sich demüthig, und waren sehr erfreut, durch ihre tiefe Verneigungen ihm ein verdrossenes Kopfnicken abzugewinnen. Wie vor den Pfaffen wollten sie mich auch vor dem Baron zu erschrockener Ehrerbietung einschüchtern, aber es gelang ihnen hier eben so wenig wie dort. Ich wunderte mich nur über die freiwillige Unterwürfigkeit gegen einen Mann, den sie nicht achteten, sondern schmähten, von dem sie nichts Gutes zu hoffen hatten, und der ihnen nichts Böses anthun konnte; es war die ihnen eingeborne Kriecherei gegen das äußerlich Glänzende, die niedrige Hoffahrt, in irgend einen Bezug mit ihm zu treten, welche diesen scheinbar lohnfreien und doch nur eigensüchtigen Respekt erzeugte. Ich mußte hiebei noch hören, daß man meinen Trotz, den Herrn Baron nicht mitgrüßen zu wollen, meinem Vater zum Vorwurf machte, man sehe schon, hieß es, in welchen Gesinnungen ich erzogen würde, und daß ich nicht vergebens mit dem Gifte der Freiheit und Gleichheit genährt worden! Von Freiheit genoß ich leider nicht gar viel, Gleichheit aber konnt' ich mir mit diesen Menschen durchaus keine finden. —

Einiger Umgang mit Knaben meines Alters wurde denn doch allmählig erlaubt, nach Maßgabe der Sicherheit, welche mein Vater aus eignem Augenschein dabei zu entnehmen meinte. Ein Geschwisterpaar in unsrer Nachbarschaft war mir besonders lieb, das Mädchen und der Knabe machten mir einen angenehmen Eindruck von edler und feiner Sitte, das ganze Haus hatte etwas Stilles und Ehrbares, und alles was dort vorging, war mild und erfreuend. Der Gegensatz mit meinen Hausleuten hätte auch einen rohern Sinn, als der meinige war, empfindlich treffen müssen; ich

war zu ungeſchickt, als daß ſie nicht etwas von der Vergleichung, die ich anſtellte, hätten merken ſollen, und mir erwuchs daraus natürlich neue Ungunſt und Störung. Mein Vater kannte die Kinder und billigte ſie, aber die Eltern kannte er nicht, und ließ mich daher dieſen Verkehr nicht ſo eifrig betreiben, als ich es gewünſcht hätte. Einer ſeiner Freunde, ein angeſehener Beamter, hatte einen Sohn, der gutgeartet und fleißig war, ſchon tüchtig Latein wußte, und mir daher ſehr zum Umgang und Nacheiferung empfohlen wurde; er gefiel mir auch ganz gut, und wir hatten angenehme Spiele mit einander, nur wurde mir das Vergnügen durch etwas verleidet, das mit jedem Tage mich abſchreckender berührte. Mein Kammerad war nämlich gewöhnt worden, daß ſein Vater, wenn er ihn haben wollte, dies durch Pfeifen andeutete, und wenn der bekannte Pfiff ertönte, ließ er alles ſtehen und liegen, um ſich einzuſtellen und zu hören, was verlangt werde. Daß man einem Menſchen wie einem Hunde pfiff, dünkte mich äußerſt herabwürdigend, und ich meinte, das ſollte jener ſich nicht gefallen laſſen. Der Knabe folgte willig und arglos, aber mir erregte er mehr als Mitleid, er wurde mir verächtlich, und ich empfand einen Widerwillen gegen ihn, den ich bei Jungen geringeren Standes, die ich doch viel gemeiner gehalten und oft roh mißhandelt ſah, nicht gleicherweiſe fühlte. Beſſer ging es mir mit einigen Kammeraden, die einen ſchönen Garten auf der Karlſtadt hatten, und bei denen es wilde Spiele und nicht ſelten Verletzungen gab, deren wir aber gar nicht achteten, wenn ſie glücklicherweiſe nur Haut und Haar, nicht aber die Kleider mittrafen.

Nicht lange war ich aus meiner bisherigen Enge zu ſolcher friſchen Jugendluſt aufgelebt, als eine neue Wendung eintrat. Ich hatte ſchon oft gehört, daß nun das Lateinlernen bald anfangen würde, doch lag alles, was nicht unmittelbar den Tag betraf, mir viel zu fern, als daß die Ankündigung mich ſonderlich bekümmert hätte. Nun aber kam ich eines Nachmittags munter vom Spielen, um einige begehrte Sachen zu holen, und wollte ſchon eifrigſt wieder forteilen, als mir die Wittwe den Weg vertrat, ein neues

Buch hervornahm und mir ſagte, das ſei ein anderes Spielzeug, eine lateiniſche Grammatik, und der Lehrer, der ſchon einmal da geweſen, werde gleich wiederkommen. Ich war wie vom Donner gerührt, ließ meine Sachen fallen und fing bitterlich zu weinen an. Die dicke Frau ſah mit Wohlgefallen meinen Schrecken, und dachte mir die Gemüthsbewegung erſt recht wirkſam zu machen; denn ſie ſprach mit mir ſo, als ſei mein bisheriges Leben gleichſam in Laſter und Verbrechen hingegangen, von nun aber werde Leid und Buße anheben, und machte mir wirklich ſo bange, daß ich nicht begriff, wie mein Vater, der mich doch ſo ſehr liebte, einer ſolchen Hölle mich könne überliefern wollen. Unterdeſſen kam der Lehrer, ein noch junger, ärmlich ausſehender Mann, der ſich faſt ſchüchtern benahm, aber, ſo wie er das Buch aufgeſchlagen hatte, gleich einen pedantiſchen Ernſt und eine ſtrenge Unbeholfenheit zeigte, von denen ich wenig zu hoffen hatte. Nachdem die erſte Stunde noch leidlich genug abgethan war, empfing ich meine Aufgabe zum Auswendiglernen, mit dem Bedeuten, wenn ich am nächſten Tage nicht alles gehörig wüßte, ſo würde es dem Vater geſagt werden und dann die Strafe nicht fehlen. Alſo lag auch außer der Lehrſtunde das Joch mir auf; alle meine Fröhlichkeit, mein Muth, meine Unbefangenheit waren dahin. Mit dem Spielen ſchien es für immer aus, ich hatte ſchon alle Luſt verloren, und ſchlich betrübt mit meinem Buche auf den Boden, um ungeſtört das drohend Auferlegte, das mir als ein noch Unbekanntes doppelt furchtbar erſchien, mit doch angeſporntem Pflichteifer zu bezwingen.

Ich lernte zum Glück aber ſehr leicht; zu meiner eignen Verwunderung konnte ich das erſte Deklinirexempel und eine Anzahl Vokabeln in kurzer Zeit auswendig; nur beruhigte mich das noch nicht, denn ich hatte keine Sicherheit, daß dies ganz richtig und genug ſei. Mein Zweifel ſchwand erſt am folgenden Tage, da mein erſter Fleiß allerdings gelobt, aber auch die Aufgabe ſogleich vergrößert wurde; ſo ging es nun fort und fort, ich wurde in Athem erhalten, ohne das geringſte Vergnügen an der Sache zu gewinnen, ohne irgend ſolche Beihülfe und Ermunterung, die meinem Alter

und meiner Faſſungskraft gemäß geweſen wäre. Immer mußte ich hören, es ſei eine Schande, daß ich ſchon ſo groß und im Lernen noch ſo zurück ſei, aber was ich denn hätte thun ſollen, das erfuhr ich nicht. Die Stunden umfaßten außer dem Latein auch noch andre Gegenſtände, beſonders Leſe- und Schreibübungen im Deutſchen, wozu mir Luſt und Anlagen nicht fehlten, bald aber dennoch gänzlich zu mangeln ſchienen, ſo verkehrt und troſtlos wurden die Sachen angegriffen. Nach und nach lernt' ich mich dem neuen Zuſtande bequemen, trug Noth und Qual, ſo weit ich mußte, und ſuchte in den noch immer reichlichen Freiſtunden mich ſchadlos zu halten, ſo gut es gehen wollte. Ich fand mich wieder zu Spiel und Luſtbarkeit ein, ich war ſogar wilder und unbändiger als vorher. Aber die Friſche und der Glanz meiner Kindheit war dahin, das Gefühl harmloſen unzerſpaltenen Daſeins in mir getrübt, ein erſtes Ueberkommen rauher Forderungen ſchwer empfunden! —

In dieſer Zeit ungefähr war es, daß ich eine Hinrichtung mit anſah, die erſte und einzige, der ich in meinem Leben beigewohnt. Ein alter Bauer hatte, wie es hieß im Wahnwitz, einen Mord begangen, und war dafür zum Schwert verurtheilt worden. Mein Vater beklagte, daß er nicht mehr amtlich einwirken konnte, denn er meinte, er würde die Anwendung der Todesſtrafe verhindert haben; was er aus freiwilligem Eifer zu dieſem Zwecke verſucht, war fruchtlos geblieben. Er mied das gräßliche Schauſpiel, und dachte nicht, daß ich es ſehen würde, aber die Hausleute wollten mir ein ſo ſeltnes Ereigniß doch nicht entgehen laſſen, fanden es auch unthunlich, daß ich allein daheim bliebe, und nahmen mich mit hinaus zur Richtſtätte. Ich ſah den Kopf herunterhauen. Bis dahin hatte ich Angſt und Traurigkeit empfunden, jetzt übernahmen mich Ekel und Unwillen. Ich riß mich los und eilte allein zur Stadt zurück. Als ich meinen Vater wiederſah, fiel ich ihm weinend in die Arme, und er ſchien meine Empfindung nicht nur zu billigen, ſondern auch zu theilen, denn auch ihm waren die Thränen nahe.

Der Krieg gegen die Franzoſen dauerte inzwiſchen fort,

und entwickelte ſich immer nachtheiliger für die deutſche Seite; der Eifer und Haß, in welchem ſich die beiden Hauptpartheien, nämlich die der Revolution feindliche und die ihr günſtige, in unſren Bürgerkreiſen gegenüberſtanden, trat ſichtbarer hervor, je mehr die Kämpfe ſich näherten. Hatten die Gegner der Franzoſen in unſern Ländern noch alle Vortheile der Macht und Formen, ſo war doch die große Mehrzahl der Einwohner den Franzoſen, oder vielmehr ihrer Sache geneigt, und die Siege und Fortſchritte der letztern galten auch uns zum Gewinn; der Augenblick ſchien nicht fern, wo die Waffen der Freiheit bis zu uns vordringen und die alten Zuſtände in ſich zuſammenbrechen würden. Jede neue Nachricht vom Kriegsſchauplatze, jedes Näherrücken deſſelben war ſogleich in den Geſichtern zu leſen, und dem Gange der Ereigniſſe nach war faſt immer die Reihe an den Vornehmen, den Regierungsbeamten und Geiſtlichen, Beſtürzung und Verlegenheit zu zeigen. In dem geringen Kreiſe, auf den ich beſchränkt war, hörte ich keine eigentlichen Erörterungen, man begnügte ſich, auf die Vorgänge zu ſchimpfen, und zugleich Nutzen von ihnen zu ziehen. Für letzteres war durch Flüchtlinge und Emigranten vielfacher Anlaß gegeben, ſie mußten ſich unterbringen, ſich weiter ſchaffen, und neben dem baaren Gelde war ſchon mancher Gegenſtand von Werth, manches aufgeſparte Kleinod hiebei vortheilhaft in die Taſchen meiner Hausleute geſchlüpft. Sie beherbergten ab und zu einige Emigranten, und wenn dieſe ordentlich zahlten, ſo ſtieg wohl gar ein Dankgebet zum Himmel, der den Seinen etwas Gutes zufließen laſſe. Bald aber nahm dieſer Zug der Dinge ſo überhand, daß auch das Beten darüber vergeſſen wurde. Bisher nämlich waren die Emigranten nur truppweiſe erſchienen, ihre Anzahl war noch zu überſehen, im Guten und im Schlimmen machte ſich der Einzelne bemerkbar; plötzlich aber, in Folge eines unerwarteten ſcharfen Andranges franzöſiſcher Heeresmacht, fluthete die Hauptmaſſe vom linken Rheinufer herüber, und der ganze Schwall warf ſich nach Düſſeldorf, wo er ſich zunächſt wieder in Sicherheit glaubte. Die Stadt war wie überſchwemmt, alles wimmelte von Emigranten, zu Hunderten

zogen ſie durch die Straßen, ſpazirten ſie auf dem Markt, am Rhein, und ſprechen hörte man faſt nur Franzöſiſch. Meine Hausleute waren ſchnell bei der Hand, jede Bodenkammer wurde als Zimmer vermiethet, jeder kleinſte Dienſt angerechnet, an Eßwaaren und andern Sachen oft der ſechsfache Werth gewonnen. Um noch größern Vortheil zu ziehen, richteten ſie einen Mittags- und Abendtiſch ein, und ſo groß war die Ueberfüllung der Stadt, daß Herren und Damen von höchſtem Stande und üppigſter Gewöhnung ſich in den engſten Hinterſtuben, bei ſchlechtem Geräth und geringer Küche, zuſammenpferchten und behalfen, und ihr Mißbehagen nur dadurch etwas zu lindern ſuchten, daß ſie darüber lachend ſcherzten.

Eigentlich ſah ich die Emigranten als meine Feinde an, fand mich aber unwillkürlich zu ihnen hingezogen. Ihre freundliche Lebhaftigkeit ergänzte zuvorkommend meine dürftigen Worte und halben Redensarten, wegen deren ich für einen völlig Franzöſiſchredenden erklärt wurde, und mit einigen Knaben wußt' ich mich in der That bald leidlich zu verſtändigen. Geſellig unter allen Umſtänden, ſuchten ſie ſogleich Anknüpfungen, und fanden ſie beſonders bei hübſchen Mädchen und Frauen, auch wo die Vermittlung der Sprache fehlte. Der Uebermuth, der in Koblenz widerwärtig auffiel und empörte, war hier wenig mehr zu ſehen, grauſam getäuſchte Hoffnungen und andringende Noth hatten ihn nur zu ſehr ſchon niedergebeugt; um ſo mehr traten wieder einſchmeichelnde Artigkeit, gefällige Sitte und muntrer Scherz hervor. Mir gewährte das ganze Weſen die angenehmſte Zerſtreuung, und ich lernte mancherlei dabei, ſowohl in Sprache als in Manieren, ich ſah Waffen und Koſtüme aller Art, prächtige Hofkleider, elegante Jagdanzüge, Uhren, Doſen, Kreuze und Ringe, deren man ſich größtentheils um ein Billiges zu entledigen wünſchte, ich ſah mit Erſtaunen von feinen Herren Speiſen bereiten und Betten überziehen, in einer freilich ſo ausgeſuchten und ſorgfältigen Weiſe, daß kein Andrer es ihnen zu Dank thun konnte. Mein Vater ſah mich in dieſem Verkehr und ließ mich gewähren, er ſelber war in dieſer Zeit ſehr beſchäftigt, und auch die Emigranten

gaben ihm zu thun; denn so sehr ihm der Grund ihrer Sache zuwider war, so gern war er den Einzelnen förderlich, und die Anlässe zum Vermitteln, zur Fürsprache und zum Verständigen erneuerten sich immerfort, weil die Kenntniß der französischen Sprache in Düsseldorf, mit Ausnahme des Adels, noch eine Seltenheit war, und sogar die Behörden sich bei der Ueberzahl welscher Fremdlinge nicht mehr zu helfen wußten. Für mich ergab sich hierin die schlimme Erfahrung, daß übertriebenes Lob eine mißliche Gabe sei, indem meine gepriesene Kenntniß des Französischen von den Hausleuten nur allzu eifrig in Anspruch genommen wurde, immerfort sollte ich das Gesagte erklären, das zu Sagende dolmetschen, und nie wollte das fließen, oft mißrieth es in ärgster Art; da war denn kein Zweifel an meinem Können, sondern einzig an meinem Wollen, ich sei boshaft, hieß es, verstockt, und wenig fehlte, so hätte man mich bei meinem Vater deßhalb verklagt.

Einen gewaltigen Eindruck machte in der ganzen damaligen Welt die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten. Unter den Emigranten herrschte Schrecken und Wuth. Ich sah deren, welche sich die Haare rauften, Gesicht und Hände mit den Nägeln aufrissen, Fluch und Verwünschung über die Mörder, über die ganze Nation, als des Mordes mitschuldig, ausriefen. Andre lachten krampfhaft, ließen Ludwig den Siebzehnten hochleben, wollten aufbrechen, wenigstens diesen jungen König den Henkern und der Haft entreißen. Es gab aber auch Wüthende, die das Ereigniß priesen, das Loos des Königs ein verdientes nannten, er habe doch die meiste Schuld an allem Unglück Frankreichs, er habe die Revolution gebilligt, ihr nachgegeben, die Sache der Krone und des Adels verrathen, jetzt würde alles gut gehen, jetzt würden die Prinzen in ihren Unternehmungen nicht mehr gelähmt sein, jetzt die Verbündeten keine falsche Schonung mehr üben. So, während einige das Bild des Königs weinend küßten, warfen andre es auf die Erde und zertraten es mit Füßen, in demselben Zimmer, in derselben Familie! Das Entsetzen, einen König auf dem Schafotte sterben zu sehen, ergriff die Deutschen nicht weniger tief, als

die Franzoſen, und beſonders mein Vater betrauerte den unglücklichen Ludwig mit innig menſchlicher Theilnahme. Die Sache der Emigranten trennte ſich von der des Königs ganz, und es fehlte nicht an Beſchuldigungen, daß er als Opfer ihrer tollen Anſchläge gefallen ſei.

Unſer Wohnen in dieſem Hauſe dauerte nur noch kurze Zeit. Man konnte für unſre Zimmer, wenn man ſie wochen- oder tageweiſe vermiethete, dreimal ſo viel bekommen, und ließ deutlich merken, daß man durch unſre Anweſenheit Schaden leide; mein Vater willigte ein, vor der beſtimmten Zeit auszuziehen, wozu mancherlei Ungebühr, die er aus meinen Erzählungen nebenher vernahm, nicht wenig mitwirken mochte. Er hatte ſich in den Leuten, wie er nun einſehen mußte, gänzlich getäuſcht, ſie waren ihm als frommeifrige und abergläubiſche bekannt, aber er hatte ſie als redliche und ehrbare vorausgeſetzt, jetzt entdeckte er ſchamloſe Gewinnſucht und niedrige Prellereien, und außerdem hatte er allen Grund, meine Sitten, die glücklicherweiſe noch bewahrt geblieben, bei längerem Aufenthalt in Gefahr zu glauben. Unſer Umzug wurde daher leicht beſchloſſen und raſch ausgeführt. Ich war im Innerſten erfreut, denn ſo ſchlecht hatte ich mich noch nie befunden, als unter dieſen Leuten.

Wir zogen in eine Wohnung, die vom Grunde eines tiefen Hofes her nach dem Markte ſah. Unſer Hauswirth war ein Tanzmeiſter, der ſich zur Ruhe geſetzt hatte, ſeine bejahrte Frau beſorgte unſre Aufwartung und Koſt. Dieſe Leute waren auch nur ganz gewöhnliche, aber ohne Verderbniß und falſche Anſprüche. Ich fühlte mich wie befreit, als ich der Spannung und der immer neuen Zerrungen ledig war, in denen mich jene Gemeinheit gehalten hatte, und deren ich mir jetzt erſt recht bewußt wurde. Die Ordnung und Ruhe um mich her wirkte günſtig, meine Aufgaben wurden mir leichter, und mein Lehrer war eine Zeit lang ſehr zufrieden. Er rieth nun, die Stunden zu verdoppeln, und da ich ſo gute Fortſchritte machte, ſo hoffte er noch beſſere zu erzwingen. Bei mehr Talent und Einſicht von ſeiner Seite wäre dies vielleicht gelungen, doch ſeine ſtumpfe Pedanterei

konnte einer ſo gewagten Anſtrengung nicht vorſtehen. Es geſchah mir, was nachmals mir ſich im Leben oft genug wiederholte, daß ich ſchnell, und auch wohl mit Ueberſpringung einiger Stufen, ein gewiſſes Ziel erreichte, dann aber, anſtatt eben ſo fortzufahren, auch nicht einmal mit gewöhnlichem Schritte weiterkam. Meine Faſſungskraft verlangte Muße, um ſich auf der gewonnenen Stufe zu erholen und für neue zu reifen, und weil ihr dieſe nicht gewährt wurde, ſo verſagte auch die Ausdauer. Beſonders im Lateinſchreiben, in welchem ich ernſtlich geübt wurde, kam es zum Treffen zwiſchen der Unzulänglichkeit des Lehrers und der des Schülers; ich hatte die leichtern Arbeiten bald weg und machte ſie mit Vergnügen, für die ſchwereren hätte es nur der richtigen Erklärung einiger grammatiſchen Formen bedurft, da dieſe jedoch nicht erfolgte, und nicht erfolgen konnte, ſo mußt' ich auf Gerathewohl im Dunkel tappen, wobei keine Freude und wenig Erfolg war. Daß ich mitten drin eine neue, angeblich beſſere Grammatik bekam, mit deren Einrichtung ich doch nicht ſogleich wieder bekannt ſein konnte, wirkte auch als Erſchwerniß. Genug, ich empfand und erregte Unzufriedenheit, ohne daß ich mir ſagen konnte, wie ſo und woher? denn in mir fühlte ich keine Veränderung.

In der That hatte ich zum Lernen Eifer genug, und ſaß auch außer den Lehrſtunden gern über Büchern, ſo daß ich öfters der Spielkammeraden vergaß und ihren Umgang vernachläſſigte. Mein Vater hatte mir Raff's Naturgeſchichte, eine Fabelleſe von Gellert, Gleim und Hagedorn, das Becker'ſche Noth- und Hülfsbüchlein, Schröckh's Weltgeſchichte in ſechs Bänden und einige andre, damals empfohlne Kinderbücher angeſchafft, in denen ich mit großer Begierde las. Zur Naturgeſchichte war mir der Anblick lebender fremder Thiere und wiederholter Beſuch in Beuth's Naturalienkabinet ſehr erwünſcht, ſo wie auch das Durchblättern eines Herbariums förderlich. Am meiſten aber erfreute mich Schröckh, beſonders der erſte Band, in welchem die Geſchichte der Griechen und Römer mich in Entzücken ſetzte; die Darſtellung in dieſem Buche hat gewiß hohes Verdienſt, und ich kann mich nicht überzeugen, daß ähnliche Verſuche ſpäterer Zeit

hierin den Vorzug verdienten; aber auch mein von Natur für dieſe Gegenſtände früh geweckter Sinn trug unſtreitig viel dazu bei, daß ich aus dieſem Leſen unausſprechliches Vergnügen und unberechenbaren Ertrag ſchöpfte; mir war, als ob ich Griechen und Römer vollſtändig kennte, nichts dünkte mich fremd, und ich hatte ein richtiges Gefühl von dem großen Unterſchied in dem Weſen beider Völker, wobei ich den düſtern Ernſt der Römer dem heitern Lebensmuthe der Griechen weit vorzog. Hierin leitete mich kein fremder Einfluß, denn der Lehrer fragte nach ſolchen Dingen nicht, und mein Vater, der ſich im Allgemeinen meines Leſens freute, half mir doch dabei nur mittelbar, indem er mir auf Landkarten den Schauplatz der Geſchichten zeigte, und ſomit wohl die Vorgänge verdeutlichte, aber meinem Urtheil und meiner Neigung vorzugreifen vermied.

Noch andre Bücher, wie der Zufall ſie mir in die Hände führte, las ich nebenher, alte Kriegs- und Heiligen-Geſchichten, die verſtäubt und vergilbt in einem Winkel lagen, und politiſche Flugſchriften, die mein Vater ganz neu mit nach Hauſe brachte. Beſonders war ich auf Schauſpiele begierig, und raffte der Art zuſammen, was ich nur habhaft werden konnte; ein Ritterſchauſpiel, Günther von Schwarzburg, und einen italiäniſch-deutſchen Operntext, Dido von Metaſtaſio, lernt' ich faſt auswendig. Hiemit aber noch nicht zufrieden, wollt' ich die Stücke auch aufführen, und verſuchte mich in allen Rollen, ganz für mich allein, denn für ſolch hohe Dinge konnt' ich keine Geſpielen auftreiben. Da mir die Schwierigkeiten, ſo vielerlei Anſprüchen ohne die nöthigen Erforderniſſe zu genügen, bald unerträglich fielen, ſo beſchloß ich, mir Stücke zu ſchreiben, und dieſe lediglich nach den Hülfsmitteln einzurichten, die ich ſchon beſaß, und die in einem Mantel und Schwert beſtanden — dem ſpaniſchen Namen gemäß recht eigentlich Stücke de capa y espada! Bei den Aufführungen überraſchte mich mein Vater bisweilen, und lachte dann herzlich über mein Pathos, wodurch ich aber nicht aus der Faſſung kam, ſondern vielmehr ermuthigt wurde, denn ich ſah es noch immer als eine Art Beifall an, den ich nicht gehofft, an deſſen Stelle ich eher ein Verbot gefürchtet hätte.

So kamen denn auch meine dramatiſchen Entwürfe bald an den Tag, und fanden ſchon deßhalb einige Gnade, weil ſie doch jedenfalls Schreibübungen waren, nur kränkte mich, daß auch an dieſe freiwilligen Erzeugniſſe die Forderung einer ſchönen, geordneten Handſchrift gemacht wurde, ich dachte, es wäre ſchon vollkommen genug, daß meine gebotene Schreiberei immer als häßliches, unleſerliches Geſchmier geſcholten wurde.

Nicht ſo lebendig, aber doch ebenfalls bedeutend wirkte auf meine Einbildungskraft das Anſchauen der Gemählde, wozu die berühmte Düſſeldorfer Bildergalerie die ſchönſte Gelegenheit gab. Sehr oft wurde ich in dieſe Säle mitgenommen, welche wegen des Zuſtrömens der vielen vornehmen, auch in Drangſal und Flucht nicht ganz der Kunſt vergeſſenden Fremden jetzt häufiger als ſonſt geöffnet waren. Jeder Düſſeldorfer wußte von dieſem Schatz und rühmte ihn, der allerdings nicht ſowohl dem Hof als vielmehr der Stadt und dem Lande eigen gehörte, aus deren Mitteln er auch angeſchafft worden. Oft war die Rede davon, dieſes koſtbare Beſitzthum zu flüchten, da der Feind in ſeinem Vordringen leicht einmal den Rhein überſchreiten konnte, und dann die Gemählde dem Raub oder der Zerſtörung ausgeſetzt waren; aber immer widerſprachen einflußreiche Stimmen, und fürchteten, der Schatz könnte der Stadt ohne Noth entzogen werden, und geflüchtet ihr noch gewiſſer verloren ſein, als durch die Feindesgefahr; die Folge hat gezeigt, daß dieſe Beſorgniß nicht ohne Grund gehegt wurde. Man erklärte mir die Gegenſtände, man machte mich ſogar auf den beſondern Werth und das eigenthümliche Verdienſt der einzelnen Bilder aufmerkſam, und mein Sinn öffnete ſich willig den Eindrücken der Farben, den Wirkungen der Lichter. Doch an ein eigentliches Kunſtintereſſe war nicht zu denken, und die Fülle der Geſtalten und die Pracht der Farben dienten mir nur wie ein großes Bilderbuch, an dem ſich die begehrliche Phantaſie weckt und nährt, wie ich denn auch, anſtatt die erzählten Geſchichten ruhig hinzunehmen, deren gern neue zuſammenſetzte, und im Anblicke der bunten Scenen doch wieder nur dramatiſche mir vorſtellte.

So war ich, im Gegenſatz des vorigen Zuſtandes, mit meinen ernſten und ſpielenden Beſchäftigungen ganz in ein ideales Gebiet verſetzt, und lebte den größten Theil des Tages in romantiſcher Stimmung, abgewendet von geringer Umgebung und durch gemeine nicht geſtört. Ich vermißte hiebei den Umgang mit andern wohlgezogenen Knaben nicht ſehr, da ſich ohnehin keiner mit mir auf gleicher Höhe halten mochte, und höchſtens hatte ich einiges Begehren, an den wilden Spielen der ungezogenen Knaben auf dem Markte Theil zu nehmen, was aber ſtreng verboten war. Sehr verſtohlen nur kam ich bisweilen mit einem ſtillen Jungen aus der Nachbarſchaft zuſammen, der den Tag hindurch ſeinen armen Eltern arbeiten half, in der Dämmerung aber ſich zur Theilung meines Abendbrodes vor der Hausthüre einzufinden pflegte, und mir die herrlichſten Mährchen von Rieſen und Drachen und Prinzeſſinnen, und Einmal auch ganz umſtändlich den trojaniſchen Krieg erzählte, und da er nicht leſen konnte, ſo war es wunderbar, wie dieſe Ueberlieferung mündlich ihn gefunden und ſich in ſeinem Innern befeſtigt hatte.

Einen neuen Schwung erhielt mein erwecktes romantiſches Intereſſe durch die ſtatthabende Wiedereröffnung des Theaters. Die Seitenmauer des Schauſpielhauſes lief längs unſres Hofraumes hin, und nichts zur Bühne Gehöriges konnte ſich meinen Augen entziehen. Aber das Theaterweſen rückte mir noch ganz anders nah. Unter den umherziehenden Truppen war eine von dem Direktor Nuth gebildete und beherrſchte, die aus Kindern beſtand. Er hatte aus dem unterſten Volke theils arme Waiſen, theils von ihren Eltern aus Noth ihm überlaſſene Kinder in hinreichender Anzahl zuſammengebracht, ſie für die Bühne und ganz beſonders für den Tanz abgerichtet, und führte mit dieſen zugeſtutzten, mitunter wirklichen, meiſt aber nur erzwungenen Talenten alle möglichen Schauſpiele und Ballette auf. Von den Knaben war keiner über zwölf Jahre, von den Mädchen nur zwei etwa vierzehn, die andern Kinder jünger, bis zu ſechs Jahren hinab. Nuth und ſeine Frau ſtellten die Eltern dieſer großen Familie vor, aber gleich im Aeußern von ihr ſehr unterſchieden, denn die

kolossalen, wohlgenährten Figuren stachen gegen die blassen, magern, meist auch im Wachsthume zurückgebliebenen Kleinen auffallend ab. Eiserne Zucht und unbedingter Gehorsam waren die Triebfedern, welche das Ganze in Ordnung und Thätigkeit hielten; der Direktor vereinigte in seiner Person wirklich alle Arten von Gewalt, jeder Wink war ein Gebot, der Schüler zugleich ein Knecht, ein Sklave. Natürlich sollte die Schaar so viel als möglich verdienen, so wenig als möglich kosten, sie wurde daher so karg und eng zusammengehalten, als es bei der Nothwendigkeit, beide Geschlechter doch zu trennen, nur irgend geschehen konnte. Ruth faßte das nächst am Theater so bequem und vortheilhaft gelegene Haus in's Auge, unternahm es sich mit seiner Gesellschaft in dem wenigen Raume, der noch nicht genommen war, mit Hülfe zweier großen Bodenkammern einzurichten, und der Wirth, erstaunt und froh, ein bisher gar nicht vermiethbar erachtetes Gelaß mit anzubringen, nahm die ganze Schaar von mehr als dreißig Köpfen auf. Mein Vater war unwillig, konnte jedoch die Sache nicht hindern; ich dagegen freute mich lebhaft des jungen Völkchens, das meine Neugier reizte, und von dem ich mir außerordentliche Dinge versprach.

Wir wohnten Wand an Wand und Thür an Thür mit den Fremden, die Nähe schien unerträglich werden zu müssen. Allein die verschiedenen Erwartungen schlugen gänzlich fehl; wir merkten nicht, daß wir Nachbarn hatten, mein Vater empfand keine Störung, und für mich zeigte sich kein Gewinn; selten daß man auf der Treppe oder in der Hausthüre sich einen Augenblick in flüchtiger Eile sah, und kaum tauschte man einen Gruß dabei. Hatte mein Vater vorsichtig mir jeden Verkehr mit den Ankömmlingen untersagt, so war auf der andern Seite, aus begreiflicher Klugheit, ein gleiches Verbot erlassen. Es bestand also die vollkommenste Absonderung, und hüben und drüben blieb jeder ruhig in seinen Gränzen. Die Stille war musterhaft; bisweilen wurde wie von fernher Musik gehört, welche den Tanz begleitete, bisweilen einiges Klirren von Fechtübungen, selten ein gedämpftes Deklamiren. Die ununterbrochene Aufsicht und nie nachlassende Strenge ersparten die Anwendung außerordentlicher

Zucht- und Strafmittel. Das abentheuerlichſte, leichtfertigſte Gewerbe war ſolchergeſtalt von ſtarker Fauſt an der Kehle gepackt, und aus dem ſtarren klöſterlichen Zwange ging doch Abends wieder die bunteſte, fröhlichſte Erſcheinung hervor.

Das Vergnügen, dieſe jugendlichen Schauſpieler auftreten zu ſehen, gehörte nicht zu denen, die mein Vater mir hätte verſagen wollen. War er ſelber verhindert oder nicht gelaunt, das Theater zu beſuchen, ſo gab er mir die wenigen zum Einlaß nöthigen Stüber, und ich durfte auf eigne Hand hineingehen. Die Anſicht, daß die Schaubühne eine Schule der Bildung und Sitte ſei, war damals gäng und gäbe, Autoren und Schauſpieler ſuchten das Publikum in dieſer guten Meinung zu erhalten, die aufgeführten Stücke dienten größtentheils einer moraliſchen Abſicht, den Zwecken der Aufklärung, der Menſchenliebe. Die Nuth'ſche Truppe hatte beſonders Urſache, ſich dieſes vortheilhaften Scheines nicht zu entäußern, und man ſagte laut, daß dieſe Jugend nichts aufführe, was nicht die Jugend auch ſehen dürfe. Eine umſichtige Kritik hätte vielleicht doch manches gegen dieſe Behauptung einwenden mögen, denn man gab eigentlich alles durcheinander, aber die Leute beruhigten ſich bei den vorausgeſchickten Grundſätzen, und es war ganz in der Ordnung, daß man der Jugend ein ſo fruchtbares Vergnügen gönnte. Ich war nicht wenig ſtolz auf meine Selbſtſtändigkeit, und genoß die Theaterluſt in vollen Zügen. Vollkommnere Schauſpieler, als dieſe Kinder, glaubte ich nicht möglich, und ihre handgreiflich eingelernten, von eignem Verſtändniſſe ſelten begleiteten, aber in ihrer Aeußerlichkeit allerdings beinahe fehlerloſen Leiſtungen dünkten mich der Gipfel der Kunſt. Mich dieſen ausgezeichneten Menſchen häuslich ſo nahe zu wiſſen, und ſie dabei nur von der Bühne zu kennen, ſchien mir ſo unleidlich als verkehrt, ich ſuchte und fand einige Annäherung, und hatte ſie in keiner Weiſe zu bereuen. Beſonders zwei Brüder Gerſtel wurden mir bald vertraut, ſie waren gut und brav, und unſere mit einiger Vorſicht geführte Bekanntſchaft erlitt keine Trübung. Mein Vater ſprach wohl ſelbſt mit den Kindern, und das mir gegebene Verbot erloſch nach und nach; Nuth war ſeinerſeits geſchmeidig, und

meinte ſcherzend, ſeine Truppe ſtände mir gern offen. Mit Neugier und Staunen blickte ich in das Innere dieſer Wirthſchaft, die Kinder waren ſtreng und kurz gehalten, aber doch ſehr vergnügt und ſogar luſtig, Nuth war im Grunde ein guter Mann, und weil er ſich in ſeinem Reiche als unbedingter Herrſcher fühlte, ſo geſtattete er auch manche Freiheit. Nur ſeine Frau flößte immer Furcht und Schrecken ein, auch mir, und ihr ſcharfer Geierblick ſchmerzte mich im Innerſten. Jetzt wurde mir auch die Bühne ſelber zugänglich, anſtatt im Parterre ſitzend bequem zu ſehen und zu hören, ſtand ich viel lieber im Hintergrunde der Kuliſſen oder hinter den Dekorationen, wo mir die Vorſtellung größtentheils verloren ging, ich aber den höheren Reiz empfand, den geweihten Ort ſelber zu betreten, und die Spielenden bei ihren Ein- und Abgängen dicht neben mir zu ſehen. Nur Einmal gab es Verdruß, ich neckte einen der ältern Knaben wegen der Worte, mit denen er eben abgegangen war, das wollte er nicht dulden, und meinte, was er draußen vor dem Publikum ſage, darauf gelte hinter der Kuliſſe keine Anſpielung, und als er im Aerger mich verklagte, mußte ich mein Unrecht beſtätigt hören. Uebrigens hatten die Kinder all ihre Aufmerkſamkeit zuſammenzuhalten, denn ſie ſpielten immer ohne Souffleur; ſie mußten folglich im Auswendiglernen das Unglaubliche leiſten, und ihr Beiſpiel diente mir zum Sporn, auch meine Aufgaben friſcher und zuverläſſiger zu lernen, ſo daß mein Lehrer in dieſer Zeit mein Gedächtniß und meinen Fleiß mehr als ſonſt zu loben fand.

Unter ſolchem Wechſel von Stille und Geräuſch, ſolchem Zuſammengehen von Vergnügen und Lernen, verlebt' ich einen Winter, der im Ganzen nur eine glückliche Erinnerung gelaſſen hat; doch drängen ſich in mitten derſelben auch zwei Begegniſſe gemiſchten und widrigen Eindrucks hervor, in welchen ſich bezeichnende Gemüthsrichtungen abbilden, und die deßhalb in perſönlichen Denkwürdigkeiten wohl zu erwähnen ſind. Der eine Vorgang erfreut mich noch heute. Die Frau des Theatermeiſters beſorgte unſre Wäſche, und brachte bisweilen einen Sohn meines Alters mit, den ich auch auf dem Theater zu ſehen pflegte. Eines Tages betrachtete ſie einen

ſchönen warmen Ueberrock, der für mich ſchon lange im Schranke hing, den ich aber faſt gar nicht anzog, weil es grade nicht ſehr kalt und ich lieber leicht bekleidet war; ſie meinte, da ich das Stück gar nicht gebrauchte, ſo möchte ich es ihr für ihren Jungen ſchenken, mein Vater würde wohl nichts dawider haben. Ich verſprach deßhalb anzufragen, und als mein Vater nach Hauſe kam, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als ihm das Geſuch vorzubringen. Er hörte mich verwundert an, ſagte nur: „Freilich, freilich!“ und ſprach gleich von andern Dingen. Am andern Morgen, als die Frau eintrat, ſprang ich ihr entgegen, meldete ihr jubelnd, daß der Vater eingewilligt, und überlieferte ihr den Rock. Voll Freude ſagt' ich darauf meinem Vater was geſchehen war. Auf die Frage, ob ich bei Sinnen ſei, und wer mir das erlaubt habe? erwiederte ich mit aller Seelenruhe, er ſelbſt habe es ja erlaubt, und rief ihm ſein geſtriges Wort zurück. Er beſann ſich einen Augenblick, und lachte dann laut auf; ich begann ein Mißverſtändniß zu ahnden, und erfuhr auch alsbald, daß jenes „Freilich“ keine Bejahung, ſondern nur ein Spott über die Dreiſtigkeit der Forderung geweſen, dergleichen nenne man Ironie, und für die Unkenntniß dieſer Redefigur hatte ich mit meinem Ueberrocke gebüßt; denn weggegeben blieb er, und das freute mich noch immer; ich bekam durchaus keine Schelte, wiewohl auch keinen andern Rock wieder, und trug nur die natürliche Folge meiner Uebereilung, womit ich völlig zufrieden war. Als aber die Hausleute den Vorfall erfuhren, jenen Jungen, da auch grade ſcharfe Kälte eintreten mußte, in meinem Rocke warm daherkommen, mich aber in dünnem Jäckchen frieren ſahen, da war des Lachens und Spottens kein Ende; das mochten ſie haben, ich nahm es ihnen nicht übel; ich geſtand meinen Mißgriff, und verſicherte nur, daß er mir gar nicht leid ſei. Dies hielten ſie für unmöglich, ſie ſahen in meinem Vorgeben nur tiefe Beſchämung und freche Verſtellung, und ſchrieen mehrmals verwundert auf, was für ein böſer Gleißner ich ſein müſſe. Dieſe falſche Beſchuldigung, von der ich den Grund wohl fühlte, nämlich daß die Leute von meinem Innern keine Ahndung hatten, vermocht' ich ihnen

nicht auszureden, und trug ſie als tiefe Kränkung lange auf dem Herzen.

Die zweite Geſchichte iſt ähnlicher Art, ich nahm ſie aber ſchon leichter. Unſre Wirthin brachte uns Mittags das Eſſen, und wenn ſie daſſelbe hingeſtellt, und mein Vater etwa noch ſchrieb oder las, ſah ſie mich ſogleich am Tiſche und eilig bemüht, die Suppe abzuſchöpfen. Ich hatte ſchon bemerkt, daß die Frau alsdann mit funkelnden Augen lächelnd bald mich bald meinen Vater anſah, ich wußte aber nicht, was dies bedeutete. Eines Nachmittags erfuhr ich es, und mußte hören, wie man mir Schande machte, ich ſei doch gar nichtsnutzig, und es ſei nicht zu begreifen, wie mein Vater es leiden könne, kaum ſtehe die Suppe auf dem Tiſche, ſo ſei ich der Erſte dabei, ſchöpfe mir das Beſte ab, und der Vater bekomme nur die magere Brühe. Mir war wunderlich zu Muthe bei dieſem Vorwurf, ich erröthete vor Unwillen, und hätte faſt laut aufgelacht! Jenen Frevel nämlich verübte ich auf meines Vaters Geheiß, der das Fett als ungeſund fortgeſchafft wiſſen wollte. Hier hätte ich mit Einem Worte mich rechtfertigen können, zur Beſchämung der Frau, die dabei erfahren hätte, daß ihre Suppenbereitung uns nicht behagte; allein mir wäre nicht möglich geweſen, dieſes Wort zu ſagen, nicht aus Schonung für die Frau, ſondern aus Verachtung; ihr falſches Urtheil traf mich nicht, ſondern war nur ein Zeugniß gegen ſie ſelber; wer das Schlechte ſo gern vorausſetzt, dacht' ich, der kann wohl im Einzelnen berichtigt werden, wird aber bei nächſtem Anlaſſe wieder in jene Neigung fallen. Ich fühlte, daß man verkannt werden könne, ohne dabei weſentlich zu verlieren. Freilich war ich diesmal durch das Mitwiſſen meines Vaters geſichert, und das war mir die Hauptſache, gegen die alles Andere verſchwand. —

Die Gefahren des Krieges hatten ſich wieder etwas abgewendet, dagegen drangen ſeine Forderungen überall fühlbar ein. Jederman klagte über die Theurung, die ſchweren Abgaben, über die Stockung der öffentlichen Zahlungen. Eine Abtheilung pfälziſcher Truppen verließ uns, um zu dem Reichsheere zu ſtoßen, man wehklagte über dieſen Abmarſch,

und meinte, warum nicht lieber die Emigranten gegen den Feind geſchickt würden, ihre Sache ſei es doch eigentlich, für die der Krieg angefangen ſei, und auf ihre falſchen Verſprechungen hin habe man ihn unternommen. Man ſah ſie täglich auf dem Markte zuſammenkommen, in langen Frontreihen auf- und niederwandeln, und oft die ganze Breite des Platzes einnehmen, wobei ſie Kinder, Mägde, und wer ſonſt hier gehen wollte, ſchnöde zurückwieſen und zum Umwege nöthigten. Doch ſolchem Trotze begegneten die Bürger bald mit entſchiedenem Uebergewicht, es gab harte Zuſammenſtöße, mehrere Emigranten wurden übel zugerichtet, einige waren in Gefahr, in den Rhein geworfen zu werden. Sie benahmen ſich hierauf etwas beſcheidener, doch dies hinderte nicht, daß die Stimmung gegen ſie täglich übler wurde. Die meiſten hatten ihre Geldmittel ſchon erſchöpft, lebten höchſt eingeſchränkt, blieben ſchuldig, oder ſuchten mehr ſinnreich als löblich ihren Tagesunterhalt zu friſten. Die Stadtbehörde fing ſchon an, manche auszuweiſen, einige wurden wegen Unfugs, den ſie im Innern von Familien angeſtiftet, durch Polizeibeamte über die Gränze gebracht, wobei der Ruf einheimiſcher Namen nothwendig mit zu leiden hatte. Alles dies wirkte günſtig für die Freiheitsparthei, welche das Haupt mehr und mehr emporhob. Wie früher Lafayette und Dumouriez, ſo wurde jetzt Pichegru gefeiert, an öffentlichen Orten ſein Wohl getrunken, das Heil der franzöſiſchen Freiheit ausgebracht. Vergebens eiferten die Ariſtokraten, widerſetzten ſich die Beamten, ergingen Verbote von Seiten der Behörden; die freie Meinung war zu lebenskräftig, empfing aus den Umſtänden immerfort zu reichliche Nahrung, als daß ſie ſo leicht einzuſchüchtern geweſen wäre. Dies zeigte ſich auffallend bei Herſtellung einer Schützengeſellſchaft, die in jener Zeit erneut zuſammentrat; ſie beſtand aus den angeſehenſten, vermögendſten und rüſtigſten Männern, und als ihre Uniformirung zur Sprache kam, durfte der Vorſchlag gemacht werden, Blau, Roth und Weiß dafür anzuwenden! Mein Vater, der nicht zu der Geſellſchaft gehörte, aber mit den meiſten Theilnehmern befreundet war und ihren Verſammlungen gern beiwohnte, hatte den Einfluß, jenen

Vorſchlag zu vereiteln, und zur Uniform wurden blaue Leibröcke mit gelben Unterkleidern gewählt, worin eine frühere deutſche Zeitſtimmung, die doch auch etwas revolutionaire Epoche von Werther's Leiden, noch ſo ſpät ſich abbildete. Nun hatte die Freiheitspartei gleichſam ihre Bewaffneten, deren öffentliche Auszüge und Uebungen im Scheibenſchießen dem Volke ſo werth als bedeutend waren.

Meinen Vater ſah ich gewöhnlich ſchwarz gekleidet, in Schuh und Strümpfen, mit gepuderter Friſur und einem Haarbeutel, bei manchen Anläſſen auch mit ſilbernem Degen an der Seite; jetzt, um der Freunde willen, trug er auch bisweilen jene Schützenkleidung, obſchon er, wie geſagt, zu der Körperſchaft nicht gehörte. Ein ſolch freier Antheil war ſeiner Sinnesart am meiſten gemäß; er war ein Gegner von geheimen Geſellſchaften, aber auch ſchon allen geſchloſſenen abgeneigt, er haßte Ränke und Liſten, welche ſich ſo leicht in jenen anſiedeln, und er fürchtete den Zunftgeiſt, der in dieſen heimiſch zu werden pflegt, offne und ſelbſtſtändige Wirkſamkeit war ſeine Loſung. Er hatte ſich in der That von allen Einflüſſen des Partheiſinnes, der Genoſſenſchaft und Verabredung frei erhalten und konnte jeden Tag rückſichtslos der Ueberzeugung folgen, welche der Tag brachte, mochte es nun dieſelbe von geſtern, oder eine ganz neue ſein, die aus neuen Nachrichten oder Ueberlegungen hervorging. Da jedoch in den Hauptſachen ſeine Meinung nicht wechſelte, ſondern im Gegentheil mit ſeltener Treue beharrte, ſo gab ihm ſeine Selbſtſtändigkeit ungemeines Anſehen, und ſein Urtheil hatte bei ſeinen Mitbürgern außerordentliches Gewicht. Er konnte in dieſer Stellung als ein Mann des Volkes wirken, und wirkte in der That ſo. Hätte er Haß und Unwillen gegen jemanden aufregen wollen, ſo wäre ihm das leicht geworden, gleichwie er auch gegen jene ſchützen konnte. Ein vornehmer Mann, der ſchon lange in ſeiner Amtsführung zweideutig erſchien, und Ausbrüche der öffentlichen Meinung fürchtete, wußte kein beſſeres Mittel, als ſich möglichſt an meinen Vater anzuklammern, ihn häufig einzuladen, ſich mit ihm zu zeigen, er hoffte auf dieſe Weiſe den Widerwillen abzuſtumpfen, das Urtheil ſtutzig zu machen; auch ſein Söhnchen mußte

mich fleißig aufſuchen, und ich ſtaunte nicht wenig, den ſtolzen, vornehm gekleideten, mit goldner Uhr und Kette prangenden Knaben, dem zu Hauſe die Fülle der Spielſachen und Leckereien war, ſich zu unſern dürftigen Spielen einfinden zu ſehen; noch mehr aber ſetzte mich in Verwunderung, als mein Vater den Beſuchen ein Ziel ſetzte, und mir erklärte, dieſer Umgang ſei zu ſchlecht für mich! Ein ſchönes Zeichen der Liebe ſeiner Mitbürger wurde meinem Vater auch zu Theil, als einſt ein Emigrant Gefahr lief, das Opfer eines Auflaufs zu werden, den er unvorſichtig gegen ſich aufgereizt hatte; mein Vater drang durch die Menge vor, wechſelte mit dem Geängſteten einige Worte, ſprach darauf zu dem Volke beruhigend, und führte den Franzoſen an der Hand unter Beifalls- und Leberuf ſicher von dannen. Von einem ſolchen Manne war kein ungeſetzliches Beginnen, keine Theilnahme an Umtrieben und Verſchwörungen zu fürchten. Aber freilich ſchärfte dieſe Tadelloſigkeit nur den Haß, den manche Leute ſeinem Einfluſſe hegten. Durften am Orte ſelbſt ſeine Feinde nicht wagen, jetzt offen gegen ihn zu wirken, ſo wußten ſie doch Wege, ihm von anderwärts beizukommen, und verſäumten nicht, ihre Sache gehörig anzubringen.

Ueber München und Mannheim wurden die Fäden geſpannt, mit denen man in Düſſeldorf ziehen und fangen wollte. Von der kurpfälziſchen Oberbehörde gelangte unerwartet ein Befehl nach Düſſeldorf, gegen meinen Vater von Amts wegen eine Unterſuchung zu eröffnen, in wie fern er in Straßburg ſich einer Theilnahme an den revolutionairen Bewegungen ſchuldig gemacht habe. Die erſte Mittheilung hiervon empfing er mit Gleichgültigkeit, und meinte, die Sache würde nicht viel auf ſich haben. Aber einige ſeiner Freunde, denen der Zuſammenhang vermöge ihrer Stellung genauer bekannt wurde, gaben ihm Winke, daß ein mächtiger Einfluß im Spiele und namentlich der Miniſter von Oberndorff ſein entſchiedener Feind ſei, daher alle Vorſicht und Klugheit nöthig werde, dem wohlberechneten Angriffe zu begegnen, ja ſie riethen dringend an, ebenfalls in München und in Mannheim auf Nebenwegen zu wirken, wozu die Mittel theils dargeboten, theils zu finden waren. Zur letztern Aushülfe war

mein Vater ſchlechterdings nicht zu bereden; er ſchrieb vielmehr ſeine Vertheidigung mit aller Wahrheit und Offenheit eines Mannes, der ſich nicht fürchtet, zugleich aber mit einer Schärfe und Derbheit, die den Gegner nicht bloß abweiſt, ſondern auf deſſen eignes Gebiet zu verfolgen wagt. Die Freunde hatten an der Schrift großes Wohlgefallen, hielten aber eine ſolche Sprache nicht für rathſam, ſondern drangen auf Mäßigung und auf Benutzung der Vortheile, welche ſich aus den Zeitumſtänden ziehen ließen; der alte Graf von Neſſelrode gab ſelber wohlwollend die Punkte an, auf welche er die Vertheidigung hauptſächlich zu ſtützen rieth. Mein Vater gab nach, aber nicht genug, er mäßigte ſeine Verantwortung, ließ indeß noch immer zu viel Scharfes darin ſtehen, reichte ſie der Behörde ein, und lebte nach ſeiner Weiſe fort, ohne weiter an den ſchwebenden Handel viel zu denken. Ich hörte viel von der Sache reden, ſie wurde oft in meiner Gegenwart auch von Fremden beſprochen, und ich ſtellte mir anfangs die ſchrecklichſte Verfolgung, Gefangenſchaft und ſelbſt Todesſtrafe vor, weil immerfort erzählt wurde, daß politiſcher Haß die trefflichſten Männer um Leben und Freiheit bringe, und die Macht keine Schonung kenne. Als ich aber meinen Vater wohlgemuth ſah, und er auf meine ängſtlichen Fragen erwiederte, ihm werde kein Haar gekrümmt werden, ließ auch ich mich gern wieder beruhigen.

Meine Aufmerkſamkeit war ohnehin während dieſer Zeit in anderer Richtung ſehr in Anſpruch genommen. Die Ruth'ſche Geſellſchaft machte ihre letzten Anſtrengungen, und räumte dann das Feld, welches durch die Koberwein'ſche Truppe alsbald wieder beſetzt wurde. Die erwachſenen, geübten Schauſpieler, unter denen ſchätzbare Talente waren, ließen mich nun doch den ungeheuren Abſtand gewahr werden, der zwiſchen jener erzwungenen, ſchülerhaften Dreſſur und einer freien, fertigen Ausübung beſtand, und ich ſchämte mich, daß ich jene ſo ſehr bewundert, mich von ihr ſo lange hatte bethören laſſen. Ganz andere Stücke kamen nun auf die Bühne, Ritterſchauſpiele in aller Pracht der Rüſtungen, und mit allem Sturm der Gefechte, die Familiengemählde von Iffland und Kotzebue rührten das innerſte Herz, und Ballette

und Pantomimen entzückten durch raſchen Zauber und groß-artige Kühnheit; durch letztere glänzte vor allen der Kraft-tänzer Horſchelt, deſſen Name ſich auf der Wiener Bühne, wie auch der Koberwein'ſche, rühmlich forterhalten hat. Ich beſuchte nach wie vor das Theater, und mein Vater hatte ſo gütige Fürſorge, daß er mir nicht nur das Eintrittsgeld, ſondern auch noch etwas darüber gab, um mir in den Zwiſchenakten ein Gebäck oder Obſt dafür zu kaufen. An-fangs ging alles recht ſchön, ich hatte glückliche Tage, der Schauſpielbeſuch war zugleich Belohnung des Lernfleißes, und ſetzte daher in dieſem Betreff Zufriedenheit voraus, ſo daß ich ein ungeſtörtes Behagen empfinden konnte.

Ein Uebermaß von Begünſtigung wurde mir zu Theil, als eines Abends der Direktor, der mich ſchon als fleißigen Theatergänger bemerkt und meinen Namen erfahren hatte, mein Geld nicht mehr annehmen wollte, ſondern ſeine Leute anwies, mich immer frei eintreten zu laſſen. Aber ſo viel Glück hatte auch ſogleich ſeine Gefahr im Gefolge, und leider mied ich ſie nicht. Mein erſter Gedanke war, wie ich das Unerwartete nach dem Theater freudig dem Vater ſagen, und was er wohl für Augen dazu machen würde; doch bald fuhr mir auch der andre Gedanke durch den Kopf, ich brauchte es ihm wohl gar nicht zu ſagen, und könne für das mir verbliebene Geld um ſo mehr Kuchen kaufen. Gedacht, ge-than; die Kuchen ſchmeckten vortrefflich, und mein Gewiſſen ſprach nicht allzu laut. Ich hatte nicht über den einen Abend hinaus gedacht, nicht daran, daß ſich der Fall wieder-holen würde, und als nun am nächſten Schauſpielabende daſſelbe ſich wieder ereignete, und ich zu demſelben Mißbrauche gleichſam ſchon gezwungen war, da wurde mir unheimlicher zu Muth, und mein Gewiſſen ſprach lauter. Doch ſetzt' ich das Vergehen tapfer fort, immer mit dem Vorhaben, dies-mal alles zu ſagen, was doch nachher zu ſchwer wurde, und daher unterblieb. Beim viertenmale wurde ich nicht wenig überraſcht, plötzlich meinen Vater, als das Stück ſchon an-gefangen hatte, eintreten zu ſehen; er nahm neben mir Platz, und war liebreich wie immer. Da fiel es mir unmöglich, länger an mich zu halten, ich ſagte ihm alles. Sein Er-

ſtaunen war groß, aber ohne Zorn, er machte mir nur begreiflich, daß ich ſeine Liebe und ſein Vertrauen mißbraucht, und mich ſelber durch Unmaß des Genuſſes in Gefahr gebracht habe. Nun ging für mich nichts mehr auf der Bühne vor, kein Ritter, kein Korſar als Held des Ballets lockte mich mehr, ich verging in Schmerz und Reue. Dabei fragte ich mich insgeheim, wie ich denn dazu gekommen? ich fühlte mich in aller Schuld noch unſchuldig, denn ich hatte mein Vergehen nicht gewollt, nicht ausgedacht, es war über mich gekommen wie ein Unglück, einem Regen gleich, der naß macht und die Kleider verdirbt, ohne daß man dafür kann. Mein Vater ſcheint dieſe Seelenſtimmung in mir erkannt und folglich gemeint zu haben, es ſei am beſten, mich ihrer Wirkung allein zu überlaſſen; denn es erfolgte keine weitere Strafrede, keine Verwarnung, nie wurde des Vorgangs wieder gedacht, und am nächſten Schauſpieltage erhielt ich das gewöhnliche Geld ohne weitere Bemerkung, als daß ich den freien Eintritt nicht annehmen dürfe, ſondern mein Billet zu bezahlen habe, wie ich denn auch fortan unverbrüchlich that. Ich muß geſtehen, daß mir das milde Verfahren meines Vaters damals unbegreiflich war, ſpäterhin aber als ſehr richtig einleuchtete. Denn glaubte ich auch die ſtrengſte Strafe verdient zu haben, ſo würde in ihr doch zugleich mein Vergehen mir größtentheils entſchwunden ſein, und ich würde unfehlbar allerlei zu meinen Gunſten, was ſich ja ſchon genugſam regte, fortgeſponnen haben, anſtatt daß jetzt durch die Güte mein Herz gewonnen und befeſtigt wurde, der Fehler hingegen ſchwer auf meiner Seele liegen blieb. In der That wirkte das Ereigniß lange nach, und warf in meine nächſten Jahre einen Schatten, der mich beſſer warnte und wahrte, als es jede andre Behandlung würde gethan haben. Es dauerte auch einige Zeit, ehe ich im Schauſpiel das gewohnte Vergnügen wieder fand; allzu lange doch nicht, denn welches Leid kann der Jugend dauernd widerſtehen? —

Mittlerweile war die Unterſuchung gegen meinen Vater vorgeſchritten, und ſchneller, als es der ſonſt langſame Geſchäftsgang vermuthen ließ, erfolgte der Schluß, der dahin lautete, daß meinem Vater, weil er an der franzöſiſchen Re-

volution Theil genommen und den franzöſiſchen Bürgereid geſchworen, in den kurpfalzbaieriſchen Staaten kein Aufenthalt zu geſtatten ſei. Dies war alſo eine Landesverweiſung, und zwar eines Heimiſchen aus ſeinem Geburtsort; die Maßregel war in den Geſetzen nicht begründet, und den Kaiſerlichen Erlaſſen geradezu entgegen, daher mein Vater mit allem Nachdruck dawider einſprach; allein von Mannheim erfolgte die Beſtätigung, und die ſtrenge Vorſchrift, den Spruch ohne Zögern auszuführen. Die Freunde waren außer ſich, wollten heftige gemeinſame Schritte thun, es erfolgten Drohungen. Der Graf von Neſſelrode beklagte den Ausgang, welchen die Sache genommen, und verſicherte, er habe alles gethan, um ihn abzuwenden, allein die Vertheidigung, welche mein Vater eingereicht, habe in den höchſten Regionen nur noch mehr erbittert, und es ſei zu verwundern, bei der Stimmung die dort herrſche, daß der Spruch auf Verbannung nur einfach beſtätigt und nicht noch Haft und Gefängniß angeordnet worden, wenigſtens habe man großen Tadel ausgeſprochen, daß das Verfahren nicht gleich von Anfang ſchärfer geweſen ſei. Hier wäre nun jeder weitere Widerſtand nur thöricht und fruchtlos geweſen, mein Vater ſah es ein, und beredete ſeine Freunde, von allen Schritten abzuſtehen, die für ihn doch nichts mehr ändern, ihnen ſelbſt aber nur Nachtheil bringen könnten. Als er aber nun wirklich ſcheiden ſollte, und man ihm ſogar einige Tage Friſt unbillig verſagte, fühlte er den ſonſtigen Muth doch erſchüttert, und ein Abſchiedsblatt an ſeine Mitbürger, welches er drucken ließ, ſprach ſeine bewegte Stimmung lebhaft aus. Nicht ohne tiefe Wehmuth ging er, von zahlreichen Freunden begleitet, und mich an der Hand führend, dem Rheinufer zu, wo wir das Brückenſchiff betraten, das uns bald am jenſeitigen Ufer abſetzte. Hier waren wir ſchon in fremdem Gebiet, in kurkölniſchem, und ein bereit gehaltener Wagen, dem mehrere von Freunden beſetzte folgten, brachte uns raſch nach Neuß.

In dieſer heitern kleinen Stadt fanden wir den beſten Empfang, es waren Freunde vorausgeeilt und hatten ein Gaſtmahl beſtellt, viele achtbare Bürger von Neuß nahmen daran Theil, mein Vater ſchien den meiſten wohlbekannt, und

die Meinungen und Ansichten, um derentwillen er den Haß und die Verfolgung der Mächtigen trug, waren allgemein so geehrt und beliebt, daß wir auch aus diesem Grunde nur Zuvorkommenheit und Beeiferung erfuhren. In dem besten Gasthofe herrlich bewirthet und von allen Seiten gepriesen und geliebkost zu werden, dünkte mich kein übles Loos, und wenn dies Verbannung heiße, dachte ich, so dürfe man sich nicht so sehr beklagen.

Ungeachtet dieses guten Anscheins befand sich aber mein Vater in wirklich peinlicher Lage. Außer den schmerzlichen Gefühlen, die ihn durchdringen mußten, der Schmach, der Beschämung, des Unwillens, hatte er die Schwierigkeiten zu bekämpfen, welchen seine Zukunft, ja schon der nächste Augenblick bloßgestellt war. Das Ereigniß hatte ihn überrascht, und er sah sich plötzlich aus allen Verhältnissen herausgerissen, ohne daß er die geringste Fürsorge hatte treffen können. Er stand in mancherlei Verpflichtungen, hatte Zahlungen zu empfangen und zu leisten; sich mit den nöthigen Geldern zu versehen erforderte Zeit, erforderte persönliche Gegenwart, die nicht gestattet war. Wohin er sich weiterhin wenden, was er beginnen sollte, war eine Frage von nicht leichter Lösung. Auf der einen Seite beengten die Fortschritte der Franzosen, in deren Schutz er sich nicht begeben wollte, so sehr seine Gegner dies auch erwarteten, ja wünschen mochten: auf der andern lag die verschloßne Heimath; sein Auge mußte sich auf die Ferne richten, aber vorher war in der Nähe noch vieles abzuthun. Um Geschäfte und Freunde bequemer abzureichen, und zugleich wohlfeiler zu leben, vertauschte er den Aufenthalt in Neuß mit dem in Herdt, einem Dorfe zwischen Neuß und Düsseldorf. Von hier führte ein leichter Spazirgang nach den Dörfern Ober- und Nieder-Kassel, wohin die Düsseldorfer täglich in großer Anzahl zu kommen pflegten, und ein zweiter Gang bis an den Rhein, wo die fliegende Brücke den Verkehr zwischen beiden Ufern immerfort unterhielt.

In dieser Zwischenzeit, die sich noch gar nicht berechnen ließ, war es für meinen Vater eine der größten Sorgen, mich in angemessene Obhut zu geben. Mein Unterricht war

plötzlich abgebrochen, er mußte fortgeſetzt werden, ich durfte nicht allen Zufälligkeiten dieſer wirren Tage bloßgeſtellt bleiben, ich mußte irgend einer häuslichen Ordnung angehören. In dieſer Verlegenheit ſchien ein Vorſchlag nicht abzulehnen, der ſchon früher zur Sprache gekommen war. Zwei Schweſtern, ältliche, wohlhabende Fräulein, von guter Herkunft und feinem Anſtand, welche urſprünglich aus Ungarn ſtammten, ihre Einkünfte aber aus Holland zogen, wünſchten mich auf einige Zeit in ihr Haus zu nehmen, welches ſie ganz allein bewohnten; ſie verſprachen mütterlich für mich zu ſorgen, und was den Unterricht beträfe, ſo ſollte der beſtmögliche ſowohl im Hauſe, als auch in der Schule der Lutheriſchen Gemeinde mir ertheilt werden, denn dieſer gehörten die Schweſtern an, und der Zuſtand der Schule durfte mit Recht gerühmt werden. Die beiden Fräulein erneuerten ihren Antrag mehrmals dringend, und mein Vater ging endlich auf einen Verſuch ein.

Als ich vernahm, daß ich meinen Vater verlaſſen ſollte, glaubte ich das Leben zu verlieren; ich dachte wirklich, nun ſei es aus mit mir, von Mutter und Schweſter war ich getrennt, kaum hörte ich noch zuweilen, daß ſie am Leben, nun ſollte es mit dem Vater auch ſo werden, ich ſollte dahin zurückkehren, wohin er nie mehr kommen durfte, ich war überzeugt, ich würde ihn ſo wie jene nun nie mehr wiederſehen. Ich ſchmiegte mich an ihn und wollte ihn nicht laſſen, ich fragte ſchmerzlich, ob er mich denn nicht mehr lieb habe? Seine Zärtlichkeit beruhigte mich, ſein Zureden brachte mich zum Schweigen, ich unterwarf mich, halb aus Gehorſam halb aus Ohnmacht, aber mein Inneres blieb voll Traurigkeit und Widerſtreben. Der Augenblick des Scheidens war mild, über ihn kam ich leichter hinweg, als über die Anordnung des ganzen Verhältniſſes, ich empfand es fortwährend als eine Härte, wegen deren ich doch meinen Vater zu beſchuldigen nicht wagte, ich klagte dunkle Gewalten an, für die ich den Ausdruck Schickſal noch nicht hatte.

Aeußerlich war indeß alles auf's beſte für mich eingerichtet, die beiden Fräulein bezeigten mir liebevolle Güte,

von dem Dienſtboten erfuhr ich die größte Aufmerkſamkeit, das ganze Haus war nett und behaglich, die Zimmer geſchmackvoll und reich ausgeſtattet, ich bekam eines für mich allein mit allerlei mir bisher ungewohnten Bequemlichkeiten und vielen Spielſachen verſehen, ſogar das Arbeiten mußte neuen Reiz empfangen an dieſem Schreibtiſche, mit dieſem zierlichen Geräthe, denn man hatte allen Luxus eines Damenſchreibkäſtchens hier ausgeſchüttet. Alles was die Nahrung betraf, war auserleſen und reichlich, nie hatte ich für alle Tage ſo gutes Eſſen genoſſen. Auf beſſerem Lager hatte ich nie geſchlafen, auch in Kleidung und Wäſche war ich vortrefflich gehalten. Dabei war das Haus nicht einſam, es kam Beſuch von Damen und Herren, und gleich die erſten Tage wurde ich zu Spazirgängen und Schauſpiel mitgenommen. Genug, alles war auf das wünſchenswertheſte beſtellt, und ſchien meine Anſprüche überbefriedigen zu müſſen. Ich erkannte den Werth von allem willig an, ich freute mich ſogar der Einzelheiten und äußerte mein Wohlgefallen aufrichtig und lebhaft; allein das Ganze befriedigte mich keineswegs, es lag wie ein beengender Druck auf mir, und ich ſehnte mich zu meinem Vater, nach ſeiner Art von Freundlichkeit, in die freie Luft, auf den Bauerhof in Herdt, nach Garten und Feld.

Was mein Inneres zuerſt wohlthätig berührte, war grade das, wovon die Andern einen mißlichen Eindruck befürchtet hatten, der Beſuch der Schule. Hier fand ich Leben, Thätigkeit, Ergötzen, wie ich es wünſchte und brauchte! Die Lutheriſche Gemeinde in Düſſeldorf beſtand von alten Zeiten her in wohlbegründeten Gerechtſamen, hatte aber, als ſchwache Minderheit, gegen die katholiſchen Einflüſſe der Ueberzahl und Macht ſtets eine gewiſſe Streitbarkeit zu behaupten, und ſetzte dieſe mit richtigem Takte vorzüglich in die Trefflichkeit ihres Kirchen- und Schulweſens. Der damalige Inſpektor Hartmann konnte für ein Muſter eines frommen und aufgeklärten Predigers gelten, er verſtand ſeine Zeit, wußte was den Menſchen noth that, und vereinigte religiöſe Strenge mit ſo freundlicher Liebe, daß die guten Früchte ſeines Wirkens überall ſichtbar wurden, beſonders auch in dem Schul-

weſen, deſſen er ſich thätigſt annahm. Der unteren oder deutſchen Schule ſtand ein Lehrer vor, deſſen Namen ich leider nicht mehr weiß, der aber, ſo muß ich noch heute urtheilen, in dieſem Beruf und in dieſen Verhältniſſen nicht beſſer zu wünſchen war. Kenntnißreich, beſcheiden, gutmüthig, mit faßlichem Vortrag und ſicherer Behandlungsart ausgerüſtet, übte er auf ſeine Schüler eine liebreiche Gewalt, neben der eine ſtrenge ſelten nöthig wurde; Fleiß und Sittſamkeit herrſchten allgemein. Ich war kaum in dieſe Schule aufgenommen, ſo fühlte ich mich auch ſchon ganz heimiſch in ihr. Die Mitſchüler wurden mir liebe Kammeraden, der Lehrer beſchäftigte mich auf anziehende Weiſe, ich lernte leicht und gern unter ſeiner Führung; die Geſchichten, die wir laſen, die Gedichte, die wir abſchrieben, die Uebungen im Rechnen, die Anfangsgründe der Naturgeſchichte, der Erdbeſchreibung, alles gefiel mir ungemein. Den Religionsunterricht ertheilte der Prediger Hartmann ſelbſt, und ich wohnte mit Eifer ſeinen Vorträgen bei, obſchon mir noch vieles darin unverſtändlich blieb. Es folgte von ſelbſt, daß ich auch Sonntags ſeine Predigten hörte, welche mir, wie überhaupt der Lutheriſche Gottesdienſt, den beſten Eindruck machten. Der Prediger war ſo heiter, hatte ein ſo nahes menſchliches Verhältniß zu ſeinen Zuhörern, ſprach deutſch zu ihnen, alles das bildete einen erwünſchten Gegenſatz der Eindrücke von Fremdheit und Scheu, welche der katholiſche Gottesdienſt durch die lateiniſche Meſſe, durch das feierliche Prieſterthum und durch die vielfachen Andachtsgebräuche mir gegeben hatte. Ueberdies war mir der Gedanke angenehm, durch die Lutheriſche Kirche auch wieder mit Mutter und Schweſter näher zu ſtehen, deren Verwunderung und Freude darüber ich mir lebhaft vorſtellte.

Die mit mir vorgegangene Veränderung wurde bald ruchbar und erregte nicht wenig Aufſehen. Die Gegner nahmen daraus neue Beweisſtärke gegen die Religion meines Vaters, der in ſeinem Kinde die Abtrünnigkeit von der katholiſchen Kirche offen darlege, eine dieſer Kirche durch Geburt und Taufe angehörige Seele dem Unterrichte der Ketzer, dem ewigen Verderben Preis gebe. Heftig ſchalt man auf den

Prediger Hartmann, auf die beiden Fräulein, welche zu dergleichen Aergerniß die Hand böten, ja wohl gar es hervorriefen, erzwängen. Ich hörte den Wiederhall ſolcher Reden in den Geſprächen, welche die beiden Fräulein mit den Beſuchenden über dieſen Gegenſtand hatten; dagegen vernahm ich auch, daß Katholiken meinen Vater vertheidigten, indem ſie bekannten, auf die Glaubensunterſchiede komme wenig an, die Moral ſei doch überall dieſelbe, nur habe die der Proteſtanten den Vorzug, reiner und einfacher vorgetragen zu werden, die Predigten Hartmann's könne auch ein aufgeklärter Katholik mit Erbauung anhören, und mein Vater habe ganz Recht, nicht um einiger Lutheriſchen Gebete und Lieder willen ſeinen Sohn die übrigens anerkannt beſte Schule der Stadt meiden zu laſſen, er könne dabei noch immer katholiſch genug bleiben. Dies letztere war mir doch angenehm zu hören, denn die Vorſtellung eines Uebertrittes hatte mir aus früheren Aeußerungen des Vaters etwas Abſchreckendes, und ein dunkles Gefühl ſagte mir, man müſſe ſich frei machen, aber nicht neu binden. —

Die Leichtigkeit, mit der ich lernte, und der Eifer, mit dem ich die Schule beſuchte, geriethen mir nicht zum Vortheil. Denn kaum waren ein paar Wochen vergangen, ſo fand man, daß ich höheren Aufgaben entſprechen, und mit der deutſchen die lateiniſche Schule vertauſchen könne. Dies war ehrenvoll genug, und mein Stolz war bei der Ankündigung ſehr geſchmeichelt; auch miſchte ſich in die Wehmuth, mit der ich von den bisherigen Mitſchülern ſchied, eine Art von Selbſtzufriedenheit, aber die unmittelbaren Folgen dieſes Wechſels zeigten ſich keineswegs zufriedenſtellend. Der Vorſtand der lateiniſchen Schule, Rektor Reiz, war ein gelehrter Mann, aber ſtolz auf ſeine Würde und ſchroff in ſeinem Benehmen. Er that nichts, mir den Uebergang in ein Lehrverfahren, das mir ganz neu war, zu erleichtern; ich ſaß, der jüngſte und kleinſte, auf der unterſten Bank, die neuen Bücher vor mir aufgeſchlagen, und während der Lehrer mit den ältern Schülern — auf den obern Bänken ſaßen ſiebzehn- und achtzehnjährige — laut und heftig verhandelte, ſollte ich meine Lektion lernen, die ich noch gar nicht begriff;

als ich einen Knaben, der mir zunächſt ſaß, fragen wollte, machte er erſchrocken mir verneinende Zeichen, und der Lehrer, der es ſchon geſehen hatte, blickte mich mit böſem Lächeln an, und ſagte ſpöttiſch, es ſcheine mich nach der Bekanntſchaft mit dieſen da — auf zwei neben ihm liegende Stöcke deutend — zu verlangen. Natürlich war mir Luſt und Faſſung zum Lernen geſtört, und als ich das Aufgegebene herſagen ſollte, ging dies nicht ohne Fehler ab. Zur Strafe mußt' ich eine halbe Stunde länger bleiben, als die Andern, und als ich nach Hauſe kam, galt das mir Widerfahrene als entſchiedenes Zeichen meiner Schuld. Nun mußt' ich eilen, das Nöthige für den Nachmittag zu lernen, und Abends bracht' ich große Aufgaben für den nächſten Vormittag mit. Der Rektor lehrte nach Lange's Grammatik und der Angehende Lateiner diente als Hülfsbuch; die Reime des letztern, die Geſpräche der erſtern, die Vokabeln, die Regeln, alles wurde zugleich getrieben, das Leichte und Schwere durch einander, und ſcharf auswendig lernen war das höchſte Verdienſt. Dieſe Methode, der beim Schwimmenlernen vergleichbar, wo man auch damit anfängt, ſich kopfüber in das Element, das man beherrſchen will, zu ſtürzen, mochte ihr Gutes haben, und konnte bei gehöriger Ausdauer nach und nach ihr zerriſſenes Stückwerk von ſelbſt in ein gleichmäßiges Ganze zuſammenfügen; aber der Anfang war ſchrecklich, und auf keine Weiſe konnten die gewaltſame Anſtrengung und die barbariſche Zucht, mit denen dies Lernen betrieben wurde, irgend gerechtfertigt werden.

Ich verlor alle Munterkeit. In beſtändiger Angſt, meine Lektionen nicht gehörig zu wiſſen, wiederholte ich ſie immerfort, und da ſie über meine Kräfte und beſonders über mein Verſtändniß gingen, ſo gelang es mir doch nur ſelten, ſie völlig zu bezwingen, ja ich erfuhr mit Entſetzen, daß beim Herſagen in der Schule, vor dem ſtrengen Antlitze des Rektors, mein Gedächtniß ſtockte, wenn es noch eben vorher alles wie am Schnürchen gehabt. Ich hatte nun gar keine Muße mehr, kein Spiel, keine Erholung fand Statt, die Angſt des Lernens nahm jeden Augenblick in Beſchlag, und da meine beiden Fräulein von dieſen Sachen nichts ver-

ſtanden, an meinen Fähigkeiten aber nicht zweifelten, ſo glaubten ſie nicht anders, als es liege an meinem ſchlechten Willen, an meinem Leichtſinne, daß ich nun auf Einmal ſo ſchlecht lernte, und ſie hielten es für ihre Pflicht, mir auch ihrerſeits Mißvergnügen und Unwillen dafür zu zeigen. Ich mußte mir den einzigen Troſt, den ich noch hatte, den meinen Jahren ſo nöthigen und heilſamen Schlaf abbrechen, und ſtand mit der Tagesfrühe auf; der Helle wegen ſaß ich mit meinem Buche am Fenſter, doch als einesmals die Sperlinge heranflogen, konnt' ich mich nicht enthalten, ſie mit Brodkrumen zu füttern; in ſolchem Augenblicke ſtürzte das ältere Fräulein herein, die ebenfalls früh aufgeſtanden war, mich zu belauſchen, und da hieß es denn, nun ſehe man wohl, daß ich, anſtatt fleißig zu ſein, nur Thorheiten triebe. Ich war wie vernichtet; der Schein war gegen mich, doch ſprach mein Inneres mich frei, und verklagt und ſchuldbeladen mußt' ich zur Schule abgehen.

Wie oft gedacht' ich nun mit Sehnſucht an die glückliche, kurze Zeit, wo ich die deutſche Schule beſucht hatte! Da war alles in gutem Verhältniß, der Tag zwiſchen Beſchäftigung und Muße wohlgetheilt, beides meinen Kräften und meinem Sinne gemäß; ich wurde gelobt, wenigſtens nicht geſcholten, ich ſah die Andern zufrieden und war es ſelber. Mit noch größerer Sehnſucht blickt' ich auf die Tage zurück, die ich zuletzt an der Seite des Vaters verlebt; doch dieſe ſchienen mir ſchon in weiter Ferne und ihre Wiederkehr durft' ich nicht hoffen. Dieſes Sehnen, dieſe Rückblicke mußt' ich ſorgfältig in mein Herz verſchließen, denn ſie wären nur als neue Strafwürdigkeiten angeſehen worden, und ich fühlte, daß ich unter lauter Mißverſtehen dahinlebte. Dies zeigte ſich in jeder Kleinigkeit; ich war während einer Nachmittagspredigt eingeſchlafen, und man lobte mich, daß ich diesmal ſo andächtig zugehört; ich hatte mein Taſchengeld einem Bettler gegeben, und man nahm es als unzweifelhaft an, daß ich es vernaſcht habe; ſogar mein offenbarer Fleiß wurde mißkannt, ich überhörte mich im Stillen und hatte das Buch deßhalb zugemacht, aber eben dies mußte als Zeichen gelten, daß ich müßig geweſen. Die

Unzufriedenheit der beiden Schweſtern, die einen Ehrgeiz darein ſetzten, daß ich unter ihrer Obhut raſch und glänzend gediehe, wuchs mit jedem Tage, und ging bisweilen in Erbitterung über. Nur Eines verſöhnte ſie wieder und führte auch immer auf's neue ihre Freundlichkeit zurück, die Hoffnung nämlich, daß ich dem Lutheriſchen Glauben nun für immer würde gewonnen ſein; denn dieſe ſtille Bekehrung zu vollbringen, ſchien ihnen die wichtigſte Angelegenheit. Freilich war mir der Religionsunterricht angenehm, ſchon an ſich wegen ſeines Inhalts, in ſo weit ich ihn faſſen konnte, und ſodann auch wegen der milden Lehrweiſe, mit der ſich nie Verdruß oder Strafe verband, auch gereichte die Predigt mir zur Erholung, wiewohl dieſe nur jenes einemal bis zum Entſchlummern ging; aber die Frömmigkeit im Hauſe ſelbſt konnte mich keineswegs eben ſo befriedigen. Mir entging nicht, daß vieles auch hier nur Schein und Aeußerlichkeit war, daß die Geſinnungen ſich oft ganz anders verhielten, als wie man ſie ausdrückte, und daß bisweilen die Handlungen mit den Lehren in vollem Widerſpruche ſtanden. Ich würde dies wohl wenig beachtet und vielleicht gar nicht bemerkt haben, wäre nicht jeden Augenblick ſo großes Gewicht auf das Wort gelegt, und dadurch in mir mit Gewalt der Gegenſatz hervorgerufen worden. Denn der Menſch iſt von Natur geneigt, über Ungleichheiten leicht hinzugehen, und, wie es im Sprichwort heiße, fünf grade ſein zu laſſen, ſobald man es ihm nur nicht eigends dafür aufdringen will, denn alsdann widerſetzt er ſich und behauptet das Recht der Vernunft und der Wahrheit, die er vielleicht eben ſelbſt im Begriff war, außer Acht zu laſſen. So ging es auch mir, man drängte mir das Maß auf, das ich von ſelbſt nicht geſucht hätte, nun aber fand und anlegte; freilich, da mir das Ergebniß auszuſprechen nicht geſtattet war, ſo ſtand ich in Gefahr, mit der Zeit vielleicht mich dem Widerſpruche in Gewohnheit doch zu fügen, und ihn gar nicht mehr dafür zu erkennen, ein an der Seele zehrender Schaden, vor dem ich doch bewahrt blieb. —

Noch ein Umſtand erhöhte den Mißmuth und die Pein dieſer Lage. Die beiden Fräulein waren Widerſacherinnen

der Franzoſen, ein Bruder von ihnen diente als Offizier im öſterreichiſchen Heere, ihre ſonſtigen Verbindungen und Uebereinkommniſſe lagen alle auf dieſer Seite. Dies hatte ihr gutes Vernehmen mit meinem Vater nicht geſtört, beſonders da auch er die Gräuel, welche ſich im Verfolg der Revolution entwickelten, von Herzen verabſcheute, und in ſeinen geſellſchaftlichen Bezügen die politiſchen Anſichten nie vorherrſchen ließ. Aber ich war keineswegs ſo gemäßigt oder ſo klug, ſondern ließ eine entſchiedne Partheinahme für die Republikaner blicken, wünſchte ihren Waffen alles Heil und Untergang den Gegnern. Da war denn großes Entſetzen über die ſchlechten Grundſätze, die man bei mir hatte einwurzeln laſſen, ſchweres Seufzen über das böſe Beiſpiel, das ich bisher immer vor Augen gehabt, und ſtrenger Eifer, mich zur Einſicht zu bringen, wie falſchen Meinungen ich bisher gefolgt ſei. Zum Unglück trafen in dieſer Zeit auch ungünſtige Nachrichten aus Holland ein, wo die drohenden Fortſchritte der Franzoſen mancherlei Stockungen verurſachten, die Zinszahlungen wurden ungewiß, und die beiden Schweſtern ſahen nicht allzu fern ihren Wohlſtand gefährdet, woran natürlich nur die Franzoſen Schuld ſein konnten. Ihr Widerwillen erſtreckte ſich auf die ganze Nation, auf die Sprache, und ſogar ein paar Emigranten, die ſich dem Hauſe angeſchmeichelt hatten, wurden verabſchiedet. Ich mußte jeden Morgen die Zeitung vorleſen, wobei ſich denn reichlicher Anlaß zu unterbrechenden Anmerkungen und verwünſchenden Ausrufungen fand, die geduldig anzuhören mir nicht immer gelang. In manchen Einzelheiten ließ ich mich aber auch überreden, und glaubte wirklich, die Sache der Franzoſen ſei ſchlecht, und man müſſe wünſchen, daß ſie geſchlagen würden; dann aber kamen wieder andre Fälle vor, wo ich innerlich ganz auf ihrer Seite ſein mußte; die Verwirrung, in welcher mein Urtheil ſchwankte, ließ mich die Löſung aller Zweifel durch meinen Vater wünſchen, deſſen Ausſpruch, wie er auch ausfallen möchte, im voraus mein ganzes Vertrauen hatte. Als ich dergleichen harmlos äußerte, traf mich das Härteſte, was mir begegnen konnte, nämlich das Anſehen meines Vaters wurde angegriffen, ſeine Lehre

und beſonders ſein Beiſpiel verdächtigt, ihm zumeiſt, hieß es, müſſe ich mißtrauen, ihm zumeiſt nicht folgen, denn er ſei auf den ärgſten Irrwegen, und ich könne dem Himmel nicht genug danken, frühzeitig beſſere Leitung gefunden zu haben. Das ging zu weit; den Vater ließ ich mir nicht nehmen; mein Herz empörte ſich, und blieb fortan allem verſchloſſen, was man mir einreden wollte. Gegen die beiden Schweſtern verhärtete ſich mein Gefühl, alle Neigung und Dankbarkeit für ſie erloſch in mir. Ich nenne ſie beide immer gemeinſam, denn wiewohl mir die ſanftere Gemüthsart der jüngeren nicht entging, und ich zu ihr mich anders geſtellt fühlte, als zu der älteren, ſo herrſchte doch dieſe ganz über jene, und im Benehmen beider war kein Unterſchied.

Mein Vater hatte, zur großen Unluſt meiner Pflegerinnen, darauf beſtanden, daß ich ihn ein paarmal beſuchte. Als ich das erſtemal über den Rhein zu ihm geſchickte wurde, nach Ober-Kaſſel, wo er mich erwartete, fand er mich wohlausſehend, heiter, ganz erfüllt von allem Guten der deutſchen Schule, und was ich von meinem Leben erzählte, konnte für ihn nur befriedigend ſein. Der übertriebene Eifer, mich zum Lutheraner zu machen, ließ ihn zwar den Kopf etwas ſchütteln, aber alles Uebrige war ſo guten Anſcheins, daß daneben jener Umſtand weniger in Betracht kam. Aber bei dem zweiten Beſuche, kaum vierzehn Tage ſpäter, war das alles verändert, ich war blaß, mager, traurig, und meine ſparſamen Mittheilungen erregten ſeine ſchärfere Nachfrage. Es war dies die Zeit der lateiniſchen Schule und all des Unglücks, das für mich mit ihr zuſammenhing. Sein Geſicht verdüſterte ſich im Verlauf des mir abgedrungenen Berichts immer mehr; ich bemerkte dies nicht ohne Sorge, und wollte nun das, was ich ihm mißfällig glaubte, lieber verſchweigen oder beſchönigen, allein gegen ſein Uebergewicht konnt' ich nicht Stand halten, und bald geſtand ich unter vielen Thränen, daß ich vollkommen unglücklich ſei. Wir wandelten am Ufer des Rheins noch lange auf und ab, endlich kam die Stunde, wo ich zurückkehren mußte. Mein Vater entließ mich, aber nur, daß ich von den beiden Fräulein Abſchied nähme, am

andern Tage ſollt' ich wiederkommen, und dann für immer bei ihm bleiben. Den beiden Fräulein war die Nachricht nicht ganz unerwartet, ſie wußten ſchon, daß mein Vater eine weite Reiſe vorhatte, und daß er mich nicht zurücklaſſen würde. Sie waren beim Abſchiede zärtlich und ſorgſam, und ermahnten mich beſonders, doch nur das begonnene Lutherthum eifrig weiter zu pflegen; ſie wollten ſich durchaus ein Verdienſt um ihren Glauben an mir erwerben.

Ich war bald überglücklich an der Seite meines Vaters. In dem unſtäten Gewoge, das meine Jugend nun ſchon ſo lange hin- und herwarf, in allen Proben und Einflüſſen, die ich zu beſtehen, in den wechſelnden Elementen, die ich zu durchſchwimmen hatte, war er allein mein feſter Halt, in der ſchwindelnden Bewegung mir das einzig Sichere, Treue, Unwandelbare. Die überſtandene Trennung war in der That nicht nur hart, ſondern auch gefährlich geweſen, ſie drohte jenes einzige Band wirklich zu löſen, und hätte ſicherlich kein andres mir dafür geben können; jetzt aber zog daſſelbe ſich nur um ſo feſter und treuer wieder zuſammen. Das Ueberſtandene war bald vergeſſen, ich athmete wieder frei, die liebende Innigkeit erfriſchte meine Seele, wie die Landluft meinen Körper. Leicht und gern widmete ich ein paar Stunden täglich dem Lernen, unter Anleitung des Vaters, der mich nicht wollte aus der Uebung kommen laſſen; die übrige Zeit ging in glücklicher Muße dahin, die mir für Sinn und Denken noch immer genug Beſchäftigung gab, und im Grunde fruchtbarer war, als die Lernſtunden ſelbſt. Die Geſchäfte der Landwirthſchaft, das Leben der Bauern, das Wachsthum auf dem Felde und die Viehheerden auf der Weide, alles vergnügte und belehrte mich durch anſchauliche Gegenwart. In dem ländlichen Mitleben hatte der frühe thätige Morgen, die heiße Stille des Mittags, der ſpäte ruhige Sternenabend und die dunkle ſchweigende Nacht, jedes hatte ſeinen eignen Reiz und Werth, und gab dem Gemüth ahndungsvolle Eindrücke. Wir wanderten öfters nach Neuß, längs der rauſchenden Erff, durch das hohe Gras ihrer üppigen, vom dunklen Herdter Buſch begränzten Wieſen, am hellen Mittag ſo völlig einſam, daß der Weg ſogar für unſicher galt. Da ſchwanden

die traurigen Bilder der Stadt in Nichts dahin, und ich fühlte in mir alle Schauer eines unendlichen Daſeins, für das ich keine Worte haben konnte, das aber in der glühenden Natur zu mir mit tauſend Stimmen ſprach.

Die Beſuche der Freunde aus Düſſeldorf wiederholten ſich täglich, an den ſchönen Nachmittagen ſtrömten ohnehin die Städter zahlreich über den Rhein, und ließen ſich in den ländlichen Gaſtwirthſchaften zu Ober-Kaſſel nieder, ſo daß der nähere Verkehr mit meinem Vater nicht einmal beſonders merkbar zu werden brauchte, was manchen Aengſtlichen allerdings lieb war, obſchon die Mehrzahl keine Zurückhaltung bewies, ſondern ſich offen und trotzig als ſeine Freunde zeigten. Mit den vertrautern fand auch eifrige Berathung ſtatt in Betreff der Entſchlüſſe, welche mein Vater zu nehmen hätte. Den Gedanken, irgendwie den Franzoſen ſich zuzuwenden oder auf ſie zu hoffen, ſchloß er ſogleich aus, und hieraus folgte, daß er auch ſeinen Aufenthalt in Köln, Bonn oder ſonſt einer nahen Stadt nicht nehmen mochte, weil hier über kurz oder lang dieſelben Mißverhältniſſe zu befürchten waren, die er ſchon in Straßburg von der einen und in Düſſeldorf jetzt von der andern Seite erfahren hatte. Die verſchiedenen Meinungen und Rathſchläge vereinigten ſich zuletzt dahin, er ſolle nach Hamburg gehen, als welche Stadt in jeder Art alles darbiete, was ihm wünſchenswerth ſei, deutſches und großweltliches Leben, freies Bürgerthum und völlige Sonderung von allen Widrigkeiten und Ränken der bisherigen engen Kreiſe. Beſonders ein junger Mann, Namens Saſſen, von ausgezeichneten Geiſtesgaben und vielfacher Welterfahrung, der in großen und wohl auch bedenklichen Handelsgeſchäften weit herumgekommen war, machte von Hamburg die vortheilhafteſte Schilderung, und ſetzte das dortige Leben über das aller andern großen Städte, in denen er geweſen. Er dachte nicht, daß wir ihn grade dort in für ihn ſehr üblen Umſtänden wiederſehen ſollten! Was aber meinen Vater zumeiſt beſtimmte, ſich dorthin zu wenden, war die ſchon beſtehende Verbindung mit Freunden und Landsleuten aus Weſtphalen, die ſich dort niedergelaſſen hatten. Kaum war ſein Entſchluß bekannt, ſo kamen von allen Seiten

Glückwünſche und Empfehlungsſchreiben; auch Perſonen, die ihm bisher fern geſtanden, wollten ihm förderlich ſein, ihm ihren guten Willen, ihre Achtung beweiſen. Schwieriger war es, die nöthigen Geldmittel aufzubringen, an denen es meinem Vater nicht gefehlt hätte, wenn er früher einer ſolchen Schickſalswendung gewärtig geweſen, nicht durch ſie überraſcht worden wäre; ein namhafter Mann, der ihm eine anſehnliche Summe ſchuldete, benutzte leider die Umſtände, und entzog ſich der Zahlung. Dagegen traten die näheren Freunde jetzt aushelfend herzu, und mit ſo treuem, herzlichen Eifer, daß es beiden Theilen zur ſchönſten, erhebendſten Befriedigung gereichte. Von Mitbürgern und Landsleuten, aus Billigung und Anerkennung unſres öffentlichen Strebens, in Noth und Bedrängniß, die wir deßhalb erleiden, unterſtützt und getragen zu werden, iſt ein Ruhm und ein Stolz, den nur unedle Seelen nicht mitempfinden; mein Vater war beglückt, die Liebe ſeiner Gleichgeſinnten auf dieſe Weiſe zu erfahren, ſie konnte ihn nur erhöhen in ſeinen eignen Augen. Was unſere Tage in dem bedeutenderen Beiſpiele der Sieben von Göttingen geſehen, das hat meine Kindheit in näheren Eindrücken früh erlebt, und nie dünkte mich eine Ehre größer, als eine ſo erworbene.

Unſre Abreiſe war ſchon nahe, als noch zuletzt einige Verhältniſſe die perſönliche Anweſenheit in Düſſeldorf dringend erforderten. Mein Vater glaubte nicht viel zu wagen, wenn er Abends in der Dämmerung über den Rhein ſetzte, und in der dunklen Stadt die nöthigen Gänge machte, wobei ich ihn begleitete, und auch nochmals von meinen geweſenen Pflegerinnen Abſchied nahm. Es ging alles ohne Gefährde glücklich ab, nur unſer Heimweg wurde von einem Abentheuer bedroht, das doch nicht zur Entwickelung kam. Mit der letzten Ueberfahrt in ſchon dunkler Abendſtunde brachte das Brückenſchiff außer uns auch noch zwei Männer auf das linke Ufer, die ſich gegen Wind und Regen in ihre Mäntel dicht eingehüllt hatten. Der eine, zu Fuß, redete meinen Vater an, fragte nach Weg und Unterkunft, und bemerkte dann, jener Andre, der finſter zu Pferde da hielt, ſehe ihm verdächtig aus, er ſcheine ein Emigrant, und dieſe

machten jetzt allerlei Anſchläge, wenn dieſer Mann ebenfalls den Weg nach Herdt einſchlüge, ſo thäten ſie beide wohl gut, zuſammenzubleiben und auf ihrer Hut zu ſein. Dies wurde weder angenommen noch abgelehnt. Wie von ungefähr aber näherte ſich der Fußgänger jetzt dem Reiter und flüſterte ihm verſtohlen eine Silbe zu, wobei dieſer aber ohne Regung blieb, und nichts zu hören noch zu ſehen ſchien. Konnte der Mann allenfalls verdächtig ſein, ſo war es jetzt entſchieden das heimliche Einverſtändniß, und mein Vater beſchloß, dieſe Geſellſchaft abzuſtreifen. Bis nach Ober-Kaſſel war keine Gefahr, erſt von da nach Herdt wurde der Weg einſam; bei jenem Dorfe angekommen, trennte ſich mein Vater von dem läſtigen Gefährten, der nicht wenig verwundert und faſt ärgerlich war, und lenkte mit mir zu dem bekannten Schenkwirth ein, der uns gern beherbergte, und wo wir die Nacht auf der Streu vortrefflich ſchliefen. In derſelben Nacht aber wurde die Kirche zu Herdt durch Einbruch beſtohlen und im Herdter Buſche, nahe bei Neuß, eine Kutſche durch Räuber geplündert, die nach der Beſchreibung nur jene beiden Genoſſen ſein konnten.

Bald nach dieſem Vorgange traten wir die große Reiſe nach dem Norden an. Das nächſte Ziel war Duisburg, wo mein Vater einige Freunde zu beſuchen hatte; wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, ſo war unter ihnen der ſpäterhin von Goethe erwähnte Profeſſor Pleſſing. Im Duisburger Walde zeigte man mir Pferde, die ſich aus dem Dickicht hin- und wieder hervorwagten, und ich wurde belehrt, hier ſeien die einzigen in Deutſchland noch vorhandenen wilden Pferde aus der germaniſchen Urzeit; ſie blieben ziemlich fern, ſo viel ich aber erkennen konnte, waren ſie unanſehnlich, von ſchmutzig grauer, etwas in's Bläuliche ſpielender Farbe, wegen ihres geringen Anſehns und ihrer Unbändigkeit gab man ſich wenig Mühe, ſie einzufangen; ſie verminderten ſich aber von Jahr zu Jahr, und man ſah ihr nahes Erlöſchen voraus. Der Krieg, der im folgenden Jahre ſich in dieſe Gegenden zog, beſchleunigte ihr Verſchwinden, und bald nachher war keine Spur mehr von ihnen übrig. Mir aber blieb die Erinnerung, dieſe Spätlinge Germaniens zu-

letzt noch geſehen zu haben, in der Folgezeit immer werth. Wir ſetzten unſre Reiſe nach Münſter fort, von hier nach Osnabrück, dann nach Nienburg, wo wir überall einen oder mehrere Tage weilten, und kamen endlich ohne weiteres Abentheuer glücklich an der Elbe in Haarburg an. —

Vierter Abſchnitt.

Hamburg.

(1794—1800.)

Mit günſtigem Winde fuhren wir von Haarburg zwiſchen den grünenden Inſeln der fluthenden Elbe hin, hatten ſchnell Hamburg und den vor ihm liegenden Wald von Maſten vor Augen, lenkten vorſichtig in den Binnenhafen ein, arbeiteten uns durch das Gedränge hoher Schiffe, ſchwerer Ewer und leichter Jollen allmählig durch, und landeten endlich am Baumhauſe, wo dichte Schaaren Geſchäftiger und Neugieriger uns aufnahmen. Man hielt uns für franzöſiſche Emigranten, und machte uns als ſolchen ſchiefe Geſichter und für das Weiterſchaffen des Gepäckes unbillige Forderungen; allein mein Vater, der holländiſchen Sprache kundig, verſtändigte ſich bald mit den hamburgiſchen Arbeitsleuten, deren Mundart mir hingegen völlig fremd klang, und wir nahmen unſern Weg zu einem herrlich auf den Butenkaien gelegenen Gaſthofe; ich ſah, daß mein Vater und der Karrenſchieber in guter Zufriedenheit von einander ſchieden und letzterer freundliche Entſchuldigungen machte, über die jener lachen mußte; ſo viel verſtand ich davon, daß es hart über die Emigranten herging, die ſich dem gemeinen Mann in Hamburg, wie faſt aller Orten, durch ihr anſpruchsvolles Benehmen ſehr verhaßt gemacht hatten.

Der Eindruck der neuen Gegenſtände, dieſer gewaltigen

Seeschiffe und des thätigen Hafenlebens, das durch viele Kanäle tief in das Innere der Stadt sich verzweigte; des endlosen Gewirres dieser volksbewegten, geschreivollen und engen Straßen, in denen doch ansehnliche hohe Häuser prangten; der mir neuen, in ihrer ausdrucksvollen Derbheit doch weichen und angenehmen Sprache; der auffallenden, höchst mannigfachen Trachten, in welchen viele Gewerbe hier eigenthümlich auftraten und die umliegenden Landschaften und Inseln ihre absonderliche Weise darstellten: dieser Eindruck überbot alles, was mir bisher noch vorgekommen war. Der Rhein mit seiner schon dem Seewesen anstreifenden Schiffahrt, das altehrwürdige große Köln, das lebenvolle prächtige Brüssel, die schönen Städte Mannheim und Straßburg, alles mußte gegen diese neuen Bilder im Schatten stehen. Gleich bei dem ersten Ausgange, den ich mit meinem Vater machte, war ich nicht wenig überrascht, nachdem wir durch das Innere der Stadt gedrungen waren, jenseits derselben abermals eine Wasserwelt vor uns ausgebreitet zu sehen, hier von der Alster gebildet, die in weitem Becken aufgestaut als Binnenalster die schöne Straße des Jungfernstiegs bespülte und von allerliebsten, zu Lustfahrten bestimmten Ruder- und Segelbooten wimmelte, denen die außerhalb des Walles zur See erweiterte große Alster den weitesten Spielraum öffnete. Wir bestiegen sodann den die Stadt rings einschließenden, hohen, mit herrlichen Schattenbäumen bepflanzten Wall, und hatten die volle Uebersicht sowohl des Innern der Stadt, aus dem damals sechs stolze Kirchthürme mächtig emporragten, als der reichen von Gärten und Landhäusern erfüllten Umgegend, und, indem wir uns von der Alster ab- und der Elbe wieder zuwendeten, bald auch den Anblick Altona's und des mächtigen Elbstromes, bedeckt mit Schiffen jeder Art und Größe.

Vielleicht möchte man dem Sinn eines noch nicht zehnjährigen Knaben kaum zutrauen, auf solche Einzelheiten mit Bewußtsein zu merken, und noch weniger, sie in einen Gesammteindruck zusammenzufassen; ich kann jedoch versichern, daß jedesmal, wenn in der Folgezeit, unter den verschiedenartigsten Lebensumständen und in reifstem Alter, mir der

Anblick dieſer eigenthümlichen hamburgiſchen Welt in die Seele drang, jener erſte Jugendeindruck darin vorherrſchend und jede ſpätere Betrachtung von ihm gehoben blieb. Alles wachſende Verſtändniß, alle geſteigerte Theilnahme, alle perſönlichen Bande dankbarer Zuneigung konnten jenen Eindruck nur ſchärfer beſtimmen und fortſetzen, aber nie verändern oder gar auslöſchen.

Den Knaben beſchäftigten aber auch jugendliche Anziehungen genugſam! Wir waren im Sommer 1794 in Hamburg angelangt, Tag und Monat kümmerten mich nicht, und ich weiß ſie auch heute nicht anzugeben; aber ein köſtliches Wahrzeichen iſt mir von jenen Tagen als Zeitbeſtimmung verblieben: es war nämlich die Zeit der Kirſchen, deren ungewohnte Namen Morellen und Kasbeeren mir ſchnell vertraut wurden. In den herrlichſten Sorten ſtanden ſie überall feil, die artigen Vierlanderinnen brachten ſie anbietend bis in die Häuſer und Zimmer, die Preiſe waren überaus gering, und nie vorher hatte ich dieſe labenden Früchte ſo reichlich genießen dürfen! Eine andere Luſt gewährte das vor dem Hauſe lagernde Schiffsgeräth, Anker, Taue, Tonnen und Zimmerholz, auf dem ich in Geſellſchaft eines Knaben des Hauſes, der mir an Jahren wenig überlegen war, ſtundenlang herumkletterte, auch wohl in die Fahrzeuge ſtieg, welche dicht an der Kaie angelegt hatten; in einem kleinen Boote ſchaukelten wir uns einmal ſo lange, bis uns die Ebbe überraſchte, und wir nun mitten im Schlamme feſtlagen, eine Verlegenheit, die wir bald als verzweiflungsvolle Noth empfanden, denn bis zur Wiederkehr der Fluth hier auszuharren, war uns ein entſetzlicher Gedanke; ein gutmüthiger Holländer des nächſten Schiffes half uns aus unſerer Gefangenſchaft, die leider vom Hauſe her ſchon geſehen worden war, und nun das ſtrenge Verbot zur Folge hatte, je wieder die Schiffe zu betreten. Unſere Spiele dauerten aber fröhlich fort, und ich hatte den Gewinn, von meinem Geſellen ſehr ſchnell das Plattdeutſche zu erlernen; als ich mich aber vor dem Vater mit dem Erworbenen groß machen wollte, empfing ich mit Erſtaunen die Verwarnung, mich nie vor ihm ſo redend hören zu laſſen, es ſei dies die

Sprache der gemeinen Leute, ich dürfe nur Hochdeutſch reden. Ich fühlte bald etwas Schmeichelhaftes in dieſem Unterſchied und ließ meinen Spielgeſellen gelegentlich merken, daß ich der Sprache wegen mehr als er ſei; jedoch kam ich damit übel an, er wies meinen Dünkel mit Hohn und Drohungen kräftig zurück, und ich bequemte mich gern, damit der Umgang friedlich fortdauerte, mit ihm in ſeiner Sprache zu reden, wobei nur vermieden wurde, daß mein Vater es hörte.

Schöneres Sommerwetter als das jener Tage habe ich kaum wieder erlebt. Beſonders waren die Mondſcheinnächte herrlich; die laue, ſich ſtill abkühlende Luft erfriſchte mit lieblichem Hauch, alle Fenſter waren geöffnet, der jetzt tief ruhige Hafen lag im hellſten Schimmer vor uns, die mächtigen Schiffe als dunkle Schattenklumpen darin. Niemand wollte ſich ſchlafen legen, man ſprach aus den Fenſtern mit den Nachbarn, bald wurde man einig herabzukommen, ſtellte vor dem Hauſe Stühle, und ſaß nun in lebhaftem Geſpräch und im Genuſſe der freien Luft bis gegen den Morgen hin; franzöſiſche Emigranten waren die Mehrzahl der Gäſte, man ſprach über die politiſchen Angelegenheiten, doch ohne Heftigkeit, man ſchien der Partheiſucht zu vergeſſen wie auch der Sorge, die Manchen noch genug bedrängen mochte; eine der Damen ſang mit ſchöner Stimme italiäniſche Lieder in die Nacht hinein, aus der Nähe antwortete eine friſche Männerſtimme; „Sommes nous donc à Naples ou à Venise?“ hörte ich ausrufen. Ein paar junge Leute, welche ſpät über die Straße gingen, und wahrſcheinlich einem Schiff angehörten, an dem wir ſchon bei Tage die franzöſiſche Freiheitsflagge bemerkt hatten, mochten die Emigranten wittern, und riefen: „À bas les Aristocrates!“ Wir hörten bald die Ruder des Bootes plätſchern, das auf ſie gewartet hatte und ſie an Bord brachte, und die Herausforderung, welche bei Tage ſchwerlich ſo ſtill abgelaufen wäre, ging in dem Friedensgefühle der ſchönen Nacht ungerügt vorüber.

Dieſe gute Zeit währte leider nicht lange. Die Beſchränktheit der Mittel meines Vaters nöthigte ihn, den

Aufenthalt im Gaſthofe abzukürzen, und ſich bei ſchlichten Bürgersleuten wohlfeiler einzurichten. Dies gelang bald, und wir zogen in die Neuſtädter Neuſtraße, welche damals durch das ſtarkbeſuchte Ramke'ſche Vauxhall und einige neuerbaute ſchöne Häuſer in Aufnahme kam. Hier begegnete uns gleich ein Karakterzug, der ächt hamburgiſch genannt werden kann. Ein Vermittler hatte für meinen Vater mit dem Hauswirth ein paar Zimmer beſprochen, und die geforderte Jahresmiethe konnte für ſehr billig gelten. Als wir aber einziehen wollten, ſagte der Wirth unerwartet, er habe es ſich überlegt, wir könnten für die benannte Summe hier nicht wohnen, und fügte hinzu — bevor noch mein Vater der aufſteigenden verdrießlichen Empfindung Worte geben konnte, — der Freund habe ihn ſo ſehr beeilt, und er daher in der Haſt mehr ausgeſprochen, als er jetzt finde, daß die Zimmer werth ſeien, er laſſe ſie um ein Drittheil wohlfeiler. Der Mann war ein Handwerker, und nur eben wohlhabend, aber keineswegs reich; auch beabſichtigte er nicht uns eine beſondere Güte zu thun, ſondern genügte nur dem eignen Billigkeitsgefühl.

Für mich trat nun eine neue Lebensart ein; die unbeſchränkte Muße, die ich während der Reiſe und des Aufenthalts im Gaſthofe genoſſen, hörte ſogleich auf, meine Stunden wurden eingetheilt, und meinem Fleiße beſtimmte Aufgaben geſtellt. Da mein Vater mein einziger Lehrer war, und ich ſein einziger Schüler, auch keine ſonſtigen Lerngenoſſen ſich in meiner Nähe befanden, ſo hatte dieſes einſame Beſchäftigtſein etwas Trauriges und Schwermüthiges, und ich muß hinzuſetzen Unbehülfliches; ich entbehrte ſchmerzlich die Mittheilung, den Wetteifer, die Gemeinſamkeit, welche das Lernen ſo förderlich beleben; ich hörte die lateiniſchen und franzöſiſchen Worte und Redensarten, die hiſtoriſchen und geographiſchen Namen, die ich mir einzuprägen hatte, nie aus anderm Munde, als aus dem meines Vaters. Doch über dieſen Gegenſtand wird ſpäter umſtändlicher zu ſprechen ſein. Durch mein Alleinſein gezwungen, auch meine Spielſtunden größtentheils mit Leſen auszufüllen, empfand ich nur zu bald den Mangel an Büchern, wenigſtens an

ſolchen, die mein Alter reizen und anſprechen konnten, und ich wiederholte unzähligemal die ſchon geleſenen, z. B. Goethe's Götz von Berlichingen und Leſſing's Nathan den Weiſen, die ich zum Glück eigen beſaß, oder griff auch zu ſolchen, die meinen Jahren keineswegs angemeſſen ſchienen. Dieſe unfreiwillige Einſamkeit war für mich traurig, aber doch nicht unfruchtbar; ich lernte nachſinnen und dachte mir vieles aus, was Andern erſt in reiferen Jahren klar wird, und gegen mancherlei Schlechtes blieb ich abgeſchloſſen und bewahrt.

Indeß that mein Vater alles Mögliche, um mich nicht verſtocken zu laſſen. Wenn es nur irgend thunlich war, durfte ich ihn auf ſeinen Wanderungen begleiten, oder ich mußte im Freien, auf dem Wall oder im Jungfernſtieg, ſeiner warten, bis er von ſeinen Geſchäften abkommen und mich dann zu weiteren Spazirgängen mitnehmen konnte. Oft auch begleitete ich ihn zu Beſuchen, und er verfehlte dann nicht, mir zu ſagen, wer die Leute wären, zu denen wir gingen, und wie ich mich bei ihnen zu benehmen hätte. So erinnere ich mich, mit ihm bei dem trefflichen Arzte Albert Heinrich Reimarus geweſen zu ſein, dem das ſeltene Loos geworden war, ſchon in der dritten Geſchlechtsfolge denſelben Namen durch perſönliche Auszeichnung zu verherrlichen. Nikolaus Reimarus, der aus Pommern nach Hamburg gezogen war, hatte als Schulmann und Philolog einen großen Ruf erlangt, ſein Sohn Hermann Samuel war durch Forſchungen im Gebiete der natürlichen Religion und beſonders durch die von Leſſing herausgegebenen Fragmente berühmt geworden, deſſen Sohn Albert Heinrich aber ſtand als Arzt und als wiſſenſchaftlicher und patriotiſcher Schriftſteller in größtem Anſehen. In ihm war etwas von Juſtus Möſer und von Benjamin Franklin, die zarteſte Menſchenfreundlichkeit und der glücklichſte praktiſche Sinn, verbunden mit gründlicher Wiſſenſchaft und leichter, fröhlicher Mittheilung. Seine kleinen Schriften, meiſt für augenblickliche Wirkung, zum Nutzen der Mitbürger, raſch hingeworfen, beſprachen, theils Gegenſtände der mediziniſchen Polizei, theils andres Gemeinnützige, wie den Blitzableiter, und ſelbſt den

Getreidehandel. Seine Verdienſte hat Dr. David Veit in einer beſondern Schrift gründlich und anmuthig gewürdigt. Mir ſei erlaubt hier aus eignem frühen Eindrucke hinzuzufügen, daß er auch ſchon dem Knaben als ein durchaus liebenswürdiger Mann erſchien. Die Art, wie er mit meinem Vater ſprach, heiter, ſtreitend, freundlich und doch feſt, wie er ſich dann voll Güte auch zu mir herabließ, ſeine Beachtung aller kleinen Umſtände, welche das Zuſammenſein behaglich machen, die belehrende Unterhaltung, die ſich mit der Vorzeigung ſeiner ſchönen Naturalien verknüpfte, alles fiel mir ſchon damals an ihm ungemein auf, und ich fühlte zu ihm die lebhafteſte Hinneigung; es bedurfte nicht erſt der Verſicherung meines Vaters, daß ich dieſen Mann hoch zu ehren habe, für ihn war das beglückende Gefühl der Ehrfurcht in meiner Bruſt ſchon von ſelbſt rege! Eliſe Reimarus, die ausgezeichnete Schweſter des Arztes, die Freundin Leſſing's, habe ich leider nie geſehen.

Ein anderer Gelehrter von ganz hamburgiſcher Art und Nutzbarkeit kam mir in dem berühmten Profeſſor Büſch vor Augen. Seine gründlichen Kenntniſſe hatte er den Bedürfniſſen und dem Beſten ſeiner Mitbürger zugebildet, und durch die Leitung einer Handelsakademie, durch ſeine ſtaatswirthſchaftlichen Vorleſungen, und beſonders auch durch ſeine vielgeleſenen Schriften über den Geldumlauf und den Welthandel, ſich um die hamburgiſchen Angelegenheiten weſentlich verdient gemacht, ja ſogar politiſch günſtig eingewirkt; denn wie in Hamburg ſeine Ausſprüche faſt unbedingt galten, ſo ſtand auch auswärts ſein Wort in gutem Anſehen, und half manches Vorurtheil bekämpfen, das den Intereſſen der Stadt gefährlich werden konnte. Wo ſich der würdige, ſchon bejahrte Mann zeigte, beeiferte ſich alles um ihn her mit Achtſamkeit und Ehrenbezeigung. Er war recht eigentlich ein Mann bei der Stadt, deſſen Namen auch der geringſte Bürger kannte, und von deſſen Wohlmeinung und Tüchtigkeit jeder überzeugt war. Ich fand aber zwiſchen ihm und Reimarus einen großen Unterſchied; Büſch hatte wenig Anſprechendes, er war trocken und ſchien kalt, auch gefielen ſein Ruhm und ſein Anſehen ihm allzuſehr, und

man vermißte die wohlthuende Lebendigkeit, in welcher der höhere Geiſt von Reimarus ſich bewegte.

Mit Büſch in nächſtem Zuſammenhange ſtand der Profeſſor Brodhagen, ſein Schüler und Nachfolger, aber an friſcher Thätigkeit und wirkſamer Lehrgabe ihm weit überlegen. Er hielt unentgeltliche Vorträge für Handwerker und Gewerbsleute über die ihrem Bereiche nothwendigen mathematiſchen und techniſchen Kenntniſſe. Größere Klarheit und Eindringlichkeit konnte nicht gefunden werden, und ſein Eifer war gränzenlos, denn er floß aus einem Herzen, das für Menſchenwohl und Menſchenveredlung glühte. Sein Hörſaal war immer gedrängt voll, und unzähligen Menſchen hat er auf beſſere Wege des bürgerlichen und auch ſittlichen Gedeihens geholfen. Unglücklicherweiſe befiel ihn während der beſten Ausübung ſeines großen Talents eine unheilbare Geiſtesſtörung, und hemmte ſeine ſchöne Wirkſamkeit, die darauf von Andern mit wechſelndem Erfolge fortgeſetzt wurde. Nicht vergeſſen darf ich hier den zu ſeiner Zeit berühmten Ludwig von Heß, der früher ſchwediſcher Offizier geweſen, aber jetzt mit Leib und Seele hamburgiſcher Bürger war. Seine „Durchflüge durch Deutſchland“ hatten ihm den Ruf großer Freimüthigkeit und feuriger Darſtellung erworben, ſeine gründliche „Beſchreibung von Hamburg“ verdiente den Dank ſeiner neuen Mitbürger. Ich habe ihn ſpäter im verhängnißvollen Frühjahr 1813 genauer kennen lernen, das Alter hatte ſeine Kraft nicht geſchwächt, aber ihren Aeußerungen etwas Grillenhaftes und Ungelenkes gegeben, das ſeiner früheren Zeit nicht anhaftete; das einemal, daß ich in dieſer ihn geſehen zu haben mich erinnere, machte er auf mich einen ganz guten Eindruck, ungeachtet ſein Geſicht, weil ihm ein Stück der Naſe fehlte, etwas Abſchreckendes hatte, ein Umſtand, der bei ſeiner ſpäteren Rolle als Anführer der hamburgiſchen Bürgergarde doch gar ſehr als ein hinderlicher von ihm verſpürt wurde!

Von bedeutendem Namen war auch der ehemals preußiſche Hauptmann von Archenholz, der die Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges für die große Leſewelt geſchickt bearbeitet hatte, und jetzt als Herausgeber der Zeitſchrift „Mi-

nerva" ſich in politiſchen Dingen gewichtig vernehmen ließ. Der preußiſche Offizier war in ihm wenig mehr zu erkennen, er hatte eher das Ausſehen eines holſteiniſchen Pächters, der auf gute Marktgeſchäfte ſinnt; in den Schwierigkeiten der Zeitläufte wußte er ſich klug zu winden, und wenn er nachdrücklich zu verſichern pflegte, „Ich gehe meinen Weg gerade durch", dabei aber mit dem Stocke bald zur rechten bald zur linken Seite vor ſich her ſchlenkerte, ſo war man geneigter, ſeiner ſymboliſchen Gebärde zu glauben als ſeinem klaren Worte.

Der glänzendſte Stern der hamburgiſchen Geiſteswelt war unzweifelhaft Klopſtock; allein er lebte ſehr zurückgezogen, und ſah nur einen kleinen Kreis älterer Freunde und Freundinnen bei ſich. Man zeigte mir ſeine Wohnung in der Königsſtraße, und auch ihn ſelbſt, da er eben aus dem Hauſe kam, um wie es ſchien ſpaziren zu gehen. Er hatte ein feierlich ehrwürdiges, dabei etwas leidendes und ſcheues Ausſehen; ſeine Züge waren nicht ſchön, man hätte ſie häßlich nennen müſſen, wäre nicht ein edler Ausdruck in ihnen ſichtbar geweſen. Still wandelte der unſcheinbare Mann durch die Straße dahin, wer ihn aber kannte, zog den Hut vor ihm ab. Das Volk von Hamburg bewies im Allgemeinen für die Männer, die ihm als geiſtige Würden und Zierden bekannt waren oder genannt wurden, die aufrichtigſte Ehrerbietung.

Alle dieſe Männer waren mehr oder weniger der franzöſiſchen Revolution zugewandt, und indem ſie die grauſamen Thaten, in welche der Verlauf ausartete, gehörig verabſcheuten, ſo billigten ſie doch fortwährend die Grundſätze, von denen die Bewegung ausgegangen war, und welche ſelbſt bei den gräuelhaften Ausſchweifungen im Weſentlichen noch immer verkündigt und verfochten wurden. Der eifrigſte Anhänger der neuen Dinge in Frankreich war aber der Syndikus Sieveking, ein Mann von ungemeiner Thatkraft und vielfachem Talent, der auch in Paris als Abgeſandter die guten Verhältniſſe zwiſchen der hamburgiſchen und der franzöſiſchen Republik mit kluger Umſicht gewahrt, und durch den mit Frankreich offen erhaltenen Handelsverkehr, von welchem

Kaiſer und Reich vergebens abmahnten, den Hamburgern außerordentlichen Gewinn aufgeſchloſſen hatte. Der Wohlſtand nahm unter dieſen Umſtänden ſichtbar zu, und man konnte derjenigen Seite, von welcher ſo viel Vortheil erwuchs, unmöglich gram ſein; indeß reichte dieſer Grund bei weitem nicht hin, um die entſchiedene Sympathie zu erklären, welche nicht nur der mittlere Bürgerſtand, ſondern auch die unterſte, ſonſt in urſprünglicher derber Deutſchheit feſt abgeſchloſſene Volksklaſſe überwiegend für die franzöſiſche Freiheit an den Tag legte. Jederman ſchien zu fühlen, daß es ſich dort in allen Wechſeln doch ſchließlich um das Bürgerthum handle, auf der Gegenſeite aber ſah man nur die Sache verbündeter Höfe; in dieſer auch eine deutſch-nationale zu ſehen, lag viel zu fern.

Zu dieſer vorherrſchenden Stimmung trugen aber beſonders die franzöſiſchen Emigranten bei. Vor den ſiegreichen Waffen ihrer Landsleute fliehend, in vielen deutſchen Ländern nicht mehr geduldet, in andere nur mit vorſichtiger Auswahl zugelaſſen, waren ſie in übergroßer Menge nach Hamburg zuſammengefloſſen, als nach einem letzten Zufluchtsorte, wo noch Sicherheit und mannigfaches Unterkommen ſich zeigte, und allenfalls zu weiterer Flucht oder Unternehmung die See offen war. Gewiß befanden ſich unter ihnen edle und ausgezeichnete Menſchen, auch außer denen, die ſchon als ſolche bekannt und namhaft waren; allein die Mehrzahl war ein heilloſes Geſchlecht, ſittenverderbt, unbeſcheiden, durch Eitelkeit und Prahlerei unerträglich. Dem ſchlichten, braven Sinne der Hamburger wurden dieſe überall ſich aufdrängenden, geſchwätzigen Müſſiggänger, die es an mancherlei Ungebühr nicht fehlen ließen, ſchnell verhaßt, und im Widerwillen gegen die Emigranten entſtand als Gegenſatz manche lebhaftere Theilnahme für die Republikaner, die man nur in wenigen und achtbaren Beiſpielen vor Augen hatte, in diplomatiſchen Perſonen von ſtrenger Haltung und in Handelsbeauftragten, die den beſten Häuſern empfohlen waren.

Die Emigranten ſah man täglich in Schaaren den Jungfernſtieg auf und ab wandeln, zu gewiſſen Stunden

hatten ſie ihn, der damals nur halb ſo breit war als jetzt, faſt ausſchließlich in Beſitz, und ihr heftiges Deklamiren, Parliren und Geſtikuliren war den Hamburgern ein auf öffentlicher Straße ungewohntes und ärgerliches Schauſpiel. Dabei zeigten ſich im Aeußern ſchon viele Merkmale der Noth und Sorge, man hörte von verzweiflungsvollen Entſchlüſſen, ſo wie im Gegentheil auch von klugen und ſinnreichen Auswegen, von raſch und leicht ergriffener bürgerlichen Thätigkeit, der ſich in den meiſten Fällen ein günſtiger Erfolg und freundliche Achtung zugeſellte.

Mit dieſen Emigranten war auch ich ſchon häufig in Berührung gekommen; ein Knabe, der des Franzöſiſchen etwas kundig war, hatte bei ihnen ſchon Anſpruch auf einige Beachtung; ich konnte jedoch dem Reize nicht widerſtehen, mich ihnen als Republikaner zu bekennen und mit den Freiheitsliedern, die ich von Straßburg her im Kopfe hatte, groß zu thun, worüber wohl Einige lachten, Andre hingegen ſich erboßten; ein Abbé, der ſich verächtlich abwendete, indem er hinwarf: „Il faut donner le fouet à ce garçon!“ würdigte mich keines Blickes mehr, ich aber ſah ihn um ſo trotziger an und erblickte nun einen perſönlichen Feind in ihm, an dem ich für jenes ſchimpfliche Wort Rache zu üben hatte, aber zu nehmen doch keinen Rath wußte. Eines Tages aber wurde mir anderweitig eine Genugthuung. Auf eines der Kaffeehäuſer, wo die Emigranten ſich häufig einſtellten, um bei dem Genuß einer mäßigen Erfriſchung die franzöſiſchen Zeitungen zu leſen, hatte mein Vater mich mitgenommen, und während auch er ſich in ſeine Blätter vertiefte, wurde mir die Zeit lang, ich ſtreifte in den Zimmern umher, und nahm endlich meinen Platz an einem Fenſter, um auf die Straße zu ſehen. Neben und hinter mir ſtanden einige Emigranten, deren Geſpräch ſich mehr und mehr erhitzte, zugleich aber leiſer wurde. Dies fiel mir auf, und erregte meine Neugier. Die Unterhaltung ganz aufzufaſſen, überſtieg meine Kräfte, doch konnte ich ſo viel verſtehen, daß die Herren heftig gegen die Generale und Truppen der Verbündeten loszogen, ſie der Dummheit und Feigheit, ja des Verraths beſchuldigten, und zuletzt ihre Schmähreden

auch gegen die Herrscher selbst richteten, denen sie das Loos wünschten, das der König Ludwig — nach ihrer Meinung auch nicht unverdient — erlitten; als nun gar die Schadenfreude ausbrach, daß es den Verbündeten im Felde so schlecht ging, daß sie vor den tapfern Franzosen nicht Stand hielten, und als man den Oesterreichern, Preußen und Engländern ferner alles Unglück wünschte, da konnt' ich mich des Lachens nicht enthalten, und verrieth dadurch, daß ich ihre Reden einigermaßen verstanden hatte. Die Emigranten stutzten, forschten, wem ich wohl angehören möchte, und als sie meinen Vater ausgefunden, nahm ihn einer von ihnen bescheiden in Anspruch, und bat, es möchte von einigen freien Aeußerungen, die vorgefallen, und die ein Knabe leicht habe mißverstehen können, nicht weiter die Rede sein. Mein Vater war kaum verständigt, was sich ereignet hatte, als er mit heitrem Freisinne die Leute bestens beruhigte, und ihnen versicherte, solche Widersprüche begegneten ihm nicht zum erstenmal. Mir jedoch war nicht ganz recht, daß er mit den Lästerern so freundlich that, und nun noch lange an ihren Gesprächen Theil nahm, ja sogar in der Folge mit zweien oder dreien in guter Bekanntschaft blieb.

Mir war übrigens schon längere Zeit auffallend, daß mein Vater, ein so eifriger Freund der Freiheitsgrundsätze, um derentwillen er die härteste Verfolgung erlitten und noch in Bann und Bedrängniß lebte, gleichwohl keine Anschließung an die jetzt siegende Parthei suchte, mit den republikanischen Franzosen, deren Kokarde ihm der erfreuendste Anblick war, keinen Verkehr anknüpfte, im Gegentheil seinen Umgang mit Franzosen fast nur, sei es Zufall oder Absicht, auf der Seite der verhaßten Emigranten hatte. Später habe ich mir diese Erscheinung wohl genugsam erklären können, und sie hat in meinem eignen Leben sich oftmals wiederholt. Es ist gewiß ein löblicher Zug im Menschen, wenn seine Anerkennung und Pflege guter Eigenschaften in Andern nicht davon bestimmt wird, ob diese auf seiner eignen Seite stehen oder auf einer gegnerischen; zwar ist dies nur Gerechtigkeit, aber eine in der Anwendung seltne, denn meist müssen die Grundsätze zum Deckmantel eigensüchtiger Zwecke dienen, und diese

fordern ſtets völlige und blinde Partheinahme. Mein Vater aber, indem er die franzöſiſche Freiheit von Herzen liebte, verabſcheute die Grauſamkeiten und Gräuel der Revolution, und betrauerte beſonders die Hinrichtung Ludwig's des Sechzehnten, von deſſen beſtem Willen er überzeugt war. Andrerſeits liebte er die Geiſtesbildung und feine Sitte der Franzoſen, und den Ariſtokraten war ein beſter Antheil hieran nicht abzuſprechen, den er ſtets ehrte und rühmte; denn ein wahrer Volksfreund, meinte er, müſſe die unteren Klaſſen zu erheben und zu veredeln ſtreben, nicht aber ſich ſelber zu ihrer Rohheit und Unwiſſenheit herabſtimmen; wer dies gern und befliſſen thue, ſei ein Volksverführer, und habe gewiß unedle Zwecke.

Glanz der Bildung und Ruhm des Geiſtes beſtachen aber meinen Vater nicht ſo ſehr, daß er weſentlichere Eigenſchaften darüber hätte vermiſſen mögen. Er war mißtrauiſch gegen die ſogenannten Berühmtheiten, und haßte die Ziererei der Gebildeten, wie die Pedanterei der Gelehrten. Seine wahre Neigung war für den biedern, tüchtigen Bürgerſtand, wo die nöthigen Kenntniſſe nicht fehlen, ein geſunder, heller Sinn waltet, und heitre Güte ohne viel Aufhebens das Rechte und Angemeſſene thut, um ſich und Andern das Leben froh zu machen. Konnte ſich hierin ſein Urſprung vom Rhein nicht verläugnen, ſo durfte in dieſem Betracht der Aufenthalt an der Elbe auch wieder am leichteſten ihm zur neuen Heimath werden. Ehrenwerther und gediegener kann nirgend ein Bürgerthum gefunden werden, als dasjenige iſt, welches in Hamburg die mittlern Stufen des Gewerbs und Handels einnimmt; im Verhältniſſe der Bevölkerung iſt gerade dieſe Klaſſe überaus zahlreich und für das Leben der Stadt von überwiegender Bedeutung. Viele der reichſten und angeſehenſten Kaufleute ſind aus dieſem Mittelſtande hervorgegangen, und gehören ihm, wenn auch durch großweltliche Stellung ihm längſt entwachſen und weit überragend, durch Geſinnung, Gewohnheit und Sitte fortwährend an. Ja ſelbſt im Beſitze der tiefſten und feinſten Bildung, wie in Ausübung der verſchiedenartigſten, von fremden Ländern und Verhältniſſen bedingten Lebensthätigkeit,

als Virtuos zum Beiſpiel oder als Krieger, bleibt dieſer Hamburger am längſten ſich und ſeiner Art getreu. Mit Männern ſolches Schlages hatte mein Vater bald Bekanntſchaft; die Orte, wo ſie zu finden waren, wurden auch ihm die liebſten.

Auf dem Baumhauſe, in einem für jederman offnen Gaſtzimmer, kam gewöhnlich Nachmittags eine Geſellſchaft zuſammen, die ganz das Vertrauliche eines geſchloſſenen Klubs hatte; doch vereinigte kein andres Band, als die freundſchaftlichſte Herzlichkeit, die ſonſt in Denkart und Anſichten ſehr verſchiedenen Theilnehmer. Hieher nahm mein Vater mich gewöhnlich mit, und es gefiel mir unter den Leuten von altem Schrot und Korn recht gut; doch eilte ich immer bald hinaus, um lieber im Freien, hinter ſchützendem Geländer, dem großartigen Hafengewühl zuzuſehen, das vor mir in verwirrendem Gedränge ſich bewegte. Es war damals die glänzendſte Zeit der hamburgiſchen Schiffahrt. Die größten Seeſchiffe aus Oſt- und Weſtindien, vom Kap und aus Nordamerika, aus Spanien, Portugal und Neapel, aus der Levante und dem Norden, am häufigſten aber aus England, Holland und Frankreich, zogen dicht vor mir vorüber, dazwiſchen hochbeladene Ewer, welche die gelöſchten Waaren in die Speicher ſchafften, und Ueberfahrtsboote mit Einem Ruder, kleine Kähne mit Zufuhr von Tagesbedürfniſſen, alles im engſten Raume zwiſchen einander, oft ſtockend, unter Geſchrei und Streit in allen Sprachen, dann doch wieder alles entwirrt und in Gang, und mit Kraft und Eile ſeinem Ziele zuſteuernd. Wie oft ſchien mir ein ſchwaches Boot, zwiſchen zwei ungeheuern, gegen einander ſchwankenden Schiffen ſich einklemmend, ſchon verloren, das gleich darauf aus der fürchterlichen Enge doch unzerquetſcht hervorſchlüpfte, und munter ſeinen Weg fortſetzte! Ich habe die glücklichſten Nachmittagsſtunden bei dieſem Hafenſchauſpiel erlebt, und wenn ich erwäge, was alles dieſe Bilder und Eindrücke in mir geweckt, zu wie vielem Verſtändniß und Nachdenken ſie mich geleitet, ſo muß ich dieſe ergötzlichſten Stunden auch zu den mir fruchtbarſten jener Zeiten rechnen.

Kam ich dann, erfüllt von dieſem großartigen, bei aller Wiederholung doch immer auch neuen Schauſpiele zur Geſellſchaft zurück, ſo brauchte ich nur hinzuhören, um aus zufälligen Aeußerungen manchen willkommenen Aufſchluß über die mir wichtig gewordenen Gegenſtände zu empfangen, über Ausrüſtung und Führung der Schiffe, Kaperei, Seerecht, Bezug und Verſchleiß der Waaren, und was ſonſt den Weltverkehr und ſeine Hülfsmittel anging. Auch Geſchichten kamen häufig vor, glückliche und unglückliche Abentheuer, Gefahren zur See, merkwürdige Gewinnſte, ſeltſame Verluſte; denn faſt alles, was geſprochen wurde, hielt ſich an das thätig-wirkſame Leben, wobei die Staatsſachen und der Krieg natürlich nicht im Hintergrunde ſtanden. Einen beſondern Gewinn zog ich aus dieſen Unterhaltungen auch durch die Kenntniß, die ich von der hamburgiſchen Verfaſſung allmählig erhielt. Hätte ich dieſe Kenntniß aus Büchern ſchöpfen ſollen, ſo würde ſie mir reizlos und mühſam geweſen ſein, wie die der Verfaſſungen von Athen und Sparta, mit denen ich mich ſchon hatte plagen müſſen; aber im lebendigen Verhandeln, im ſtreitenden Auseinanderſetzen und Folgern, bei oft lange ſchwebender Zweifelhaftigkeit des Ergebniſſes, empfing die Sache eine dramatiſche Spannung, an der auch ein Knabe mit Eifer Theil nehmen konnte. Ein beſondrer Reiz lag in der Behauptung, daß auch die franzöſiſchen Konſtitutionsarbeiten oft nahe mit den hamburgiſchen Formen zuſammenträfen, und dieſe letztern den Ruhm anſprechen dürften, der großen Nation ein durch Erfahrung bewährtes Muſter gegeben zu haben. Die Verfaſſung der Stadt war überhaupt der Gegenſtand, über welchen jeder Hamburger gern ſprach; ihre letzte ganz demokratiſche Geſtalt hatte ſie im Jahre 1710 erhalten, und das Volk wußte recht gut, wie ſehr es dabei im Vortheil ſtand. Schon durch Hausleute, Nachbarn, Mägde und Kinder auf bedeutſame Einzelheiten hingewieſen, war ich nun um ſo begieriger, zu einem Ueberblick des Ganzen aufzuſteigen, der mir denn auch bald in genügender Klarheit vorlag. Als ich ſpäter die hamburgiſche Verfaſſung in Ludwig von Heß trefflicher Darſtellung las, hatte ich das angenehme

Gefühl, alles Wesentliche schon aus lebendiger Mittheilung zu kennen, und nur weniges Erhebliche aus der Schrift hinzulernen zu dürfen. Von den Theilnehmern jenes Kreises sind mir noch viele markige Gestalten vollkommen gegenwärtig. Ich nenne einige Namen, an denen vielleicht hin und wieder noch ein Nachlebender sich freut. Ein Schiffsmakler Brödermann hatte neben seiner herzgewinnenden Biederkeit den durchdringendsten Scharfsinn, welche beide Eigenschaften in seinem unvergleichlichen Humor auf das glücklichste verwebt erschienen. Als eines überaus frohsinnigen, geistesregen und wohlthätigen Mannes erinnere ich mich des Kaufmanns Brüning, ferner des wunderlichen, zugleich streng- und weichmüthigen, in späterer Zeit mit Blücher befreundeten Weinhändlers Stintzing, sodann eines gewaltigen Schmiedemeisters, dessen Namen mir entfallen, nicht aber der Eindruck seiner Stentorstimme, mit der er sich leidenschaftlich für die Girondisten und diese für die edelsten Kerls erklärte, welche Frankreich je hervorgebracht habe! Unter Allen jedoch, mit denen ich meinen Vater in Verbindung sah, war mir niemand persönlich werther, als der gradsinnige, feingebildete und auch litterarisch unterrichtete Kaufmann Middeldorpf vom Rödingsmarkt, mit dessen Kindern ich bisweilen spielen durfte; und dann der spanische Konsul Kirchhof, von dem später noch die Rede sein wird.

Bei einem wackern Wirth auf dem Alten Steinwege war ein andrer Versammlungsort, der vorzugsweise den Abend in Anspruch nahm. Hier war größere Mischung, und auch ganz fremdartige Elemente fanden bisweilen Zugang. In einem Stadtwesen wie das hamburgische sind Ehre und Ansehn selten von äußerm Rang abhängig, sondern hauptsächlich durch die Wichtigkeit des Amtes und das Verdienst des damit Bekleideten bestimmt: daher fiel es nicht auf, daß ein Mann, der mit entschiedener Tüchtigkeit an der Spitze der Löschanstalten stand und in dieser Beziehung jeden Augenblick das Wohl und Wehe der Bürger in seiner Hand hatte, eines Ansehns und einer Achtung genoß, wie sie an andern Orten etwa einem sehr verdienten General gewidmet werden. Der Spritzenmeister Scharf, Lehrer und

Vorfahr des berühmten Repſold, war unter ſeinem beſcheidenen Titel in der That eine kriegsmänniſche Erſcheinung, eine grade und feſte Geſtalt, ſtets in Uniform, weil ſein Dienſt eine ſtete Bereitſchaft forderte; wenn er eintrat, richteten ſich alle Blicke auf ihn, und jederman bewies ihm Hochachtung und Zuvorkommenheit. Gewöhnlich ernſt und ſchweigſam, hatte er doch, wenn er ſprach, angenehm fließende Rede, und man hörte nur Verſtändiges und Gütiges von ihm. Er beſaß gründliche Wiſſenſchaften weit über ſeinen Beruf hinaus, und ſeine Urtheile hatten feſten Boden und Halt. Ich hing dieſem Manne, der auch ſeinerſeits mir beſonders freundlich war, mit größter Neigung an, und wenn zwiſchen ihm und meinem Vater, wie öfters geſchah, ſtreitige Meinungen verhandelt wurden, ſtand ich meiſt insgeheim auf ſeiner Seite, was bei keinem Andern mir je begegnete. Ich erinnere mich, daß einſt, bei plötzlichem Feuerlärm und hereinſtürzenden Schreckensnachrichten, als der Mann in größter Faſſung aufſtand, den Degen umſchnallte, nach Hut und Stock griff, und zum Orte der Gefahr hineilte, die ſtille Entſchloſſenheit ſeines raſchen Thuns mich mit Ehrfurcht durchſchauerte, und ich mit den Andern für ihn die lebhafteſte Beſorgniß fühlte, denn es war allgemein bekannt, daß er ſich nicht ſchonte, und wenn er nicht in ſeinem Beruf umgekommen iſt, wie der unvergeßliche Repſold, ſo war wenigſtens die Gelegenheit dazu von ſeiner Seite nie gemieden worden.

Auch in dieſem Kreiſe war die Vorliebe für die Franzoſen überwiegend, und ihre Fortſchritte wurden mit Beifall vernommen. Die entgegengeſetzte Meinung hatte aber auch ihre Vertreter, und durfte ſich beliebig ausſprechen, beſonders fand Englands Intereſſe und Pitt's Verwaltung beredte Vertheidiger. Als heftigſter Widerſacher alles Neuen und ſtrenger Anhänger alter Satzungen machte ſich der Lizenziat Albrecht Wittenberg geltend, ein Mann von ausgebreiteten Kenntniſſen und unermüdeter Vielthuerei, der alle Leute zum Leſen aufregte und ſie auch mit Büchern verſorgte, ein erſchrecklicher Verſtandesmann, ein choleriſcher, polternder Böttiger, wenn man die Vergleichung erlauben will. Früher hatte er ſich auch

in der Litteratur bemerkbar gemacht, Zeitſchriften herausgegeben, mit Goeze gegen Leſſing Parthei genommen, das hamburgiſche Theater kritiſirt, die franzöſiſchen Regeln des Drama's vertheidigt, und Shakſpeare's und Goethe's Stücke als geſchmackswidrig verworfen. Sein unwilliges Toben war den Andern ergötzlich, und man ließ ihn daher gewähren; er aber verlangte heftigeren Widerſpruch, und ging bald an andre Orte, wo er ſolchen beſſer zu finden hoffte. Mir war er nicht zuwider, obgleich mein Sinn ſeinen Worten nie zuſtimmen konnte.

Im Gegenſatze gedenk' ich eines Buchdruckers, der, trotz ſeines lauten Eifers für die Freiheit und aller ſchmeichleriſchen Ergebenheit für meinen Vater, mir ſtets den entſchiedenſten Widerwillen einflößte. Er zwang mich, ihn für bös und tückiſch zu halten, und in der That glaube ich noch, daß er jeden Augenblick bereit geweſen wäre, in der Rolle ſeiner Pariſer Vorbilder, der blutgierigſten Jakobiner, aufzutreten. Hart gegen die Seinigen, heimlichen Lüſten ergeben, treulos gegen jederman, wie er ſpäterhin erkannt wurde, hatte er freilich mit jenen ſchon Vieles gemein. Wohl dem Gemeinweſen, wo ſolche Anlagen unentwickelt im Dunkel bleiben! denn daß es überall ſolche Käuze giebt, müſſen wir wohl leider annehmen. —

Als beſondre Ausnahme, vielleicht einzige damals in Hamburg, hatte auch ein Jude den Zutritt in den ehrbaren Bürgerkreis erlangt; dies war der Juwelier Heckſcher, der nachmals in Leipzig während der Meſſe ſchrecklich ermordet wurde. Der redliche, kluge Mann fand auf dem bedenklichen Boden, den er betrat, leidliche Duldung und ſogar Anerkennung. Einige Vorurtheilsvolle verwunderten ſich wohl im Stillen, und mochten heimlich denken, es gehöre ſich nicht, daß ein Jude in ihre Geſellſchaften käme; allein ſie hätten doch um keinen Preis den guten Anſchein, der hiebei auf ihre Aufklärung fiel, durch offnen Widerſpruch verlieren wollen. Heckſcher ſelbſt übrigens befeſtigte durch ein beſcheidenes und haltungsvolles Benehmen das zarte Verhältniß beſtens. Die nach dieſer Seite hin ausgeübte Duldſamkeit wurde dagegen nach einer andern hartnäckig verweigert: kein

Emigrant wurde zugelaſſen; der Wirth hatte zu viel von ihrem Uebermuthe gelitten und wollte nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

Dieſe Unglücklichen ſchifften damals grade ſchaarenweiſe nach England hinüber, um dort an der kriegeriſchen Unternehmung gegen die Küſten der Bretagne Theil zu nehmen, zu der in den engliſchen Häfen eifrige Rüſtungen geſchahen. Man hat ſpäterhin oft geſagt, das engliſche Miniſterium habe dabei nur die Abſicht gehabt, ſich der theuern und nutzloſen Soldbezieher auf die kürzeſte Art zu entledigen, und die hülfloſen Emigrirten ſeien freventlich dem gewiſſen Tod überliefert worden. Dergleichen Verläumdung konnte bei mir nie Glauben finden; denn ich habe es ſelbſt erlebt, daß jederman den Untergang als unfehlbar vorherſagte, außer den Emigrirten ſelbſt, die in thörichter Verblendung auf den größten Erfolg rechneten, und immer ſagten, ihre Anführer brauchten nur den Boden von Frankreich zu betreten, und gleich würden Hunderttauſende den royaliſtiſchen Fahnen zuſtrömen; ja ſie beſchuldigten England, daß es zögere die geringen Mittel darzuleihen, die man von ihm verlange, nämlich Schiffe und Waffen, denn andre Hülfe ſei nicht nöthig. Mein Vater ſelbſt redete einigen Emigrirten, die ihm beſonders leid thaten, ernſtlich ab, und hielt ihnen das Geſchick, welches ihrer harrte, düſter vor Augen; allein ſie wollten keine Vorſtellungen hören, ſie eilten nur, um bei den Ehren und Vortheilen, die ſie als gewiß anſahen, nicht zu kurz zu kommen, und fürchteten bloß, Andre möchten vor ihnen das Beſte weggenommen haben. In dieſem Wahne ſegelten ſie nach England, und von da nach Quiberon. Am Ende des Juni geſchah die Landung, am Ende des Juli war alles vorbei. Ein Theil der Gelandeten war im kurzen Kampfe gefallen, eine große Zahl gefangen und in Folge kriegsrechtlichen Verfahrens erſchoſſen worden. Vor kurzem hatten wir dieſe Menſchen noch geſehen, waffenfreudig, vertrauensvoll auf ihre Sache und auf ſich ſelbſt; wir kannten viele von ihnen mit Namen, einige durch täglichen Umgang, und nach wenigen Wochen ſahen wir die Zeitungen von ihrem Unglück angefüllt, von ihrem Todeskampf,

ihrer Hinrichtung. Es war ein ſchaudervolles, troſtloſes Gefühl, das auch ihre ſonſtigen Gegner hiebei befangen mußte.

Eine traurige Zeit begann für mich mit dem Eintritt des Winters; ich verlebte ihn höchſt einſam, weil mein Vater bei zerſtreuender Thätigkeit mich weniger unter ſeinen Augen haben konnte, und viel beſſer fand, daß ich ganz allein bliebe, als in unzuverläſſiger Geſellſchaft irgendwie ſittlichem Schaden ausgeſetzt würde. Ein paar Theaterabende, an denen ich mit bewunderndem Entzücken den großen Schröder in Heldenrollen ſah, ſind aus dieſer Zeit die hellſten Punkte meiner Erinnerung. Auch einige traurige Sonntage, in dem Hauſe eines Bekannten auf dem Gertrudenkirchhofe, wurden mir als Vergnügen angerechnet; ich ſah mit einem jüngern Kinde des Hauſes den Begräbniſſen zu, die dort häufig Statt fanden, und die Unfreundlichkeit des Ortes wie der Jahreszeit ließ uns ſelten im Freien lange ausdauern. Munterer und behaglicher war es, den Schrittſchuhläufern auf der Alſter aus den Fenſtern eines nahen Kaffeehauſes zuzuſehen, allein ich fühlte dabei ſtets die Pein, daß ich ſelber das lockende Eis nie betreten durfte. Nach ſolchen kurzen Ausflüchten kehrte immer ſchnell wieder eine lange Abgeſchloſſenheit zurück.

Der Frühling jedoch brachte endlich eine erfreulichere Lebensweiſe wieder. Wir bezogen eine Wohnung in der Gorttwiete nächſt dem Hopfenmarkt, und hier, in der Mitte der Stadt, wurde Alles heiterer und geſelliger. In ſeinem Beruf und auch zur Luſt wanderte mein Vater nun oft in die Umgegend hinaus, und auf ſolchen Wanderungen begleitete ich ihn faſt immer. Wir waren häufig in Wandsbeck, wo mir Matthias Claudius bekannt wurde, von deſſen Berühmtheit ich wohl gehört hatte, dem ich aber weiter keine Aufmerkſamkeit ſchenkte, weil von den Poſſen und Luſtigkeiten, die ich von Asmus erwarten zu dürfen glaubte, gar keine Spur zu ſehen war. Ich kam hier auch öfters in ein Haus, wo der reiche Holländer Cappadoce wohnte und beinahe täglich die glänzendſten Gaſtmähler gab, derſelbe, von dem einer ſeiner eifrigſten Tiſchgenoſſen, der berühmte

Rivarol, geſagt, er habe kein andres Gewiſſen als ſeinen Magen und bringe ſein Leben zwiſchen der Angſt um ſeine Geſundheit und den Wagniſſen ſeiner Eßgelüſte hin. Wenn ſich nach aufgehobener Tafel der üppige Schwarm in den Garten ergoß, befand ich mich mitten in dem Getümmel der Fröhlichkeit und des Scherzes, hörte die Witzworte, die wie Blitze die Geſellſchaft durchfuhren und ſchallendes Gelächter oder laute Bewunderung erregten, mir aber bedeutungslos waren, wie der Name Rivarol ſelbſt, der mir damals ohnehin nur als ein haſſenswerther hätte bekannt ſein können. In Harvstehude war ich ſehr befriedigt, Hagedorn's Andenken durch manche ſeiner Verſe, die ich herzuſagen wußte, ehren zu können. In Poppenbüttel, höher hinauf an der Alſter herrlich gelegen, brachte ich glückliche Tage in freiem, bewegten Landleben zu, während eine gefährliche Kranke meinen Vater dort feſthielt. So wurde auch Eppendorf und Eimsbüttel, nach der Elbe hin Slavshof und der Garten von Köller-Banner — ſpäter Rainville —, Ottenſen, wo das Grabmal von Klopſtock's Meta nicht unbeachtet blieb, ſodann Neumühlen, das herrlich gelegene Landhaus des Syndikus Sieveking, und in Nienſtädten der Wohnſitz eines Herrn Leeke beſucht, wo ich als zehnjähriger Knabe die Bekanntſchaft des holländiſchen Geſandtſchaftsſekretairs Reinhold machte, der in ſpäterer Zeit einer meiner liebſten und zuverläſſigſten Freunde werden ſollte.

Gutmüthige Nachbarn, welchen mein Vater mich um ſo lieber anvertraute, als ſie faſt ohne Streben nach ſogenannter Bildung in ſtiller Frömmigkeit und redlichem Bürgerſinn dahinlebten, gewährten mir, auch wenn ich zu Hauſe war, einen erwünſchten Anhalt. Ich lernte durch ſie neue Seiten des Lebens und der Einrichtungen im Hamburg kennen. Sie beſtanden darauf, ich ſollte mit ihnen die Vierlande beſuchen, eine Elbfahrt nach Blankeneſe machen. Sie lenkten meine Aufmerkſamkeit auf die Kirchen und ſonſtigen öffentlichen Gebäude, — unter denen die ſogenannte Roggenkiſte mir ſchauerlich, wie eine zu ſtürmende Baſtille vorkam, — beſonders aber auf die neue Michaeliskirche, deren die Hamburger ſich um ſo ſtolzer freuten, als auch der Baumeiſter Sonnin, der

den prächtigen Thurm so hoch emporgeführt, ein geborner Hamburger war. Die Feuersbrunst, welche den alten Thurm verzehrt hatte, und die wiederholten Angriffsversuche der Dänen gegen die Stadt, waren die beiden Hauptereignisse, von welchen das Gedächtniß der alten Leute am liebsten und häufigsten überwallte. Im Ganzen genoß ich jetzt größere Freiheit und durfte auch ohne Begleitung mich in der Stadt umsehen. Mit der nächsten Umgebung wurde ich bald vertraut. Abends, wenn ich meine Lern- und Lesestunden beendigt hatte, streifte ich über den Hopfenmarkt, wo die reichsten Obstkräme waren und ich mir für ein Billiges die schönsten Früchte erhandelte, durch die Bohnenstraße, die Neueburg, bis zum Rathhaus und zur Börse, wo mir überall Merkwürdiges zu sehen und zu beobachten war. Eine der stärksten Anziehungen jedoch hatte ich ganz in der Nähe, auf dem Nikolaikirchhofe. Hier war ein Nebeneingang zur Kirche, der an Wochentagen immer geschlossen war; aber ein geräumiger Vorplatz stand offen, denn hier, nach der eifrigen Weise der Hamburger, Raum zu ersparen und zu benutzen, hatte sich eine Leihbibliothek eingemiethet, für eine mäßige Abfindung mit dem Küster war diese Gunst harmlos nachgesehen worden. Da befand sich denn ausgestellt, was nur mein Herz begehrte, Ritter- und Geistergeschichten, Räuberromane, Liebesabentheuer, Robinsone und Wundermärchen aller Art. Ich hatte daheim Bücher genug, und las viel und gern darin, aber solche Bücher, wie die bezeichneten, fehlten mir ganz und gar. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, und verschaffte mir den erwünschten, und leider auch verbotenen Genuß! Denn hatte mein Vater auch nicht den ihm fast undenkbaren Fall ausdrücklich untersagt, so wußte ich doch zu gut, daß er eine solche Leserei nicht gestatten würde. Ich las also heimlich, mit allem Eifer und aller Spannung eines jugendlichen Sinnes, und fühlte mich glücklich in dem phantastischen Leben, das neben dem wirklichen so zauberisch mir aufstieg. Ich gewann, dazu schon alt genug mich dünkend, die Eindrücke meiner Kindheit wieder, der schönen Zeiten, wo ich täglich das Theater besuchte, und gleichgültig den armen Tag hinnahm,

weil der Abend mich unfehlbar zu den Schätzen der Einbildungskraft entführte. War eine Geſchichte abgebrochen, etwa der zweite Theil nicht vorräthig, ſo empfand ich die lebhafteſte Unruhe, und konnte mich gar nicht zufrieden geben, als mein Leſen wirklich zum Schluſſe kam, bevor ich den einiger angefangenen Romane erlangt hatte! Noch lange Zeit nachher hafteten die Titel verdrießlich mahnend in meinem Gedächtniß, und das Unglück wollte, daß ſie ſonſt mir nie mehr vorkamen, denn höher ſtehende Leihbibliotheken hielten ſchon auf beſſere Auswahl. Erſt zwanzig Jahre ſpäter, in Böhmen, wo durch Zufall ſolcher Schund noch unverzehrt lag, konnte ich dem unvergeſſenen Anfang eines ſolchen Buches den unbekannten Schluß endlich anreihen, und ich geſtehe, daß ich mir dieſe Genugthuung nicht verſagte. Hier konnt' ich denn einſehen, welch zauberiſche Macht die Phantaſie iſt; ſie verwandelt das Gemeinſte in Koſtbarkeiten; die meinige hatte aus erbärmlichſten Stoffen ihre Nahrung gezogen; daß aber ſchwarze Kühe auch weiße Milch geben, iſt ein guter Spruch. Wirklich kann ich nicht ſagen, daß dieſe wüſte Leſerei, welche nach einem Vierteljahr mit ihrer Entdeckung endete, mir im geringſten geſchadet hätte; ich erkannte das Schlechte nicht als ſolches, und verzehrte, umgekehrt von Tiſchbein's Eſel, der die Ananas für Diſtel frißt, die Diſtel für Ananas. Aus eigener Erfahrung muß ich Rouſſeau'n beiſtimmen, daß, wer durch ſchlechte Bücher verdorben wird, ſchon vorher verdorben war. Mein Fleiß im Lernen hatte durchaus nicht gelitten, im Gegentheil ging mir alles leichter von der Hand, weil ich ſtets ein Vergnügen in Ausſicht hatte, und im Bewußtſein hiebei doch Tadel zu verdienen, nicht auch in andrer Richtung mir Vorwürfe häufen wollte.

Während ich in Hamburg dieſer Leſewuth nachhing, war meine Schweſter von einer ähnlichen Ereiferung in Straßburg ergriffen, nur war dabei beſſere Wahl und keine Heimlichkeit. Uns in dieſer Zeit einander fern zu ſein, des geſchwiſterlichen Vertrauens und der innigen Mittheilung zu entbehren, empfanden wir beiderſeits als einen wahren Schmerz, der uns das Mißgeſchick, unſre Jugendjahre getrennt zu ver-

leben, unaufhörlich vorhielt. Wir liebten uns zärtlich, und hatten als ſo junge Kinder, ohne daß eine Verabredung deßhalb geſchehen war oder eine äußere Anmahnung Statt fand, immer nur unſer Wiederſehen zum Augenmerk, und wollten alles inzwiſchen Erlebte feſt im Gedächtniſſe bewahren, bloß um der künftigen treuen Erzählung willen. Daß ein ſolcher Vorſatz gleichmäßig auf jeder Seite, ohne Wiſſen des andern, als ein geheimer Lebensreiz beſtanden und gewirkt, erfuhren wir ſelbſt erſt bei ſpäter wirklich erfolgtem Zuſammenkommen, wozu ſich die Ausſicht endlich eröffnete.

Eines Tages nämlich überraſchte mich mein Vater durch die beglückende Nachricht, daß meine Mutter und Schweſter, von denen ich nun ſchon jahrelang getrennt lebte, und die ſtets der Gegenſtand meiner heißeſten Sehnſucht waren, nunmehr Straßburg verlaſſen und zu uns nach Hamburg kommen würden! Mir ging das Herz auf, und ich ſah einem neuen Leben entgegen. Leider jedoch dauerten die widrigen Umſtände, welche ſie ſo lange dort zurückgehalten hatten, und in denen die Revolution und der Krieg ſtark mitzählten, noch weit länger fort, als wir gerechnet hatten. Es verging noch ein volles Jahr, bevor unſre Wiedervereinigung erfolgen konnte, und dieſes Jahr lieferte die Keime mancher Entwicklung.

Ein wiederholter Aufenthalt in Poppenbüttel, wo mein Vater ab und zu einſprach, und ich in der Familie Baſſe wohl aufgehoben war, brachte mir, neben dem Genuſſe froher, kräftigender Tage, auch noch beſondern Gewinn. Ein Engländer war in dem gaſtfreien Hauſe eingekehrt, ein Handelsfreund, wie es ſchien, der durch ſein Geſchäftsverhältniß, noch mehr aber durch ſeine Perſönlichkeit, in großem Anſehen ſtand. Er führte einen Atlas vortrefflicher Reiſekarten mit ſich, deren Illuminirung er nach ſeiner Zuſtändigkeit angeordnet hatte; ſo waren z. B. alle Reiſewege, die er je gemacht, in rothen Linien angemerkt, und Abbildungen von Gegenden, Trachten und andern Merkwürdigkeiten lagen beigefügt. Bereitwillig wurde mir dieſer

anlockende bunte Bilderſchatz eröffnet, und meine Neugier auch durch Erzählung angeregt; der ernſte, gutmüthige und in der ländlichen Muße nach Thätigkeit umſchauende Mann fand eine Befriedigung darin, dem Knaben nützlich zu ſein, den er ohnehin zu wenig beſchäftigt glaubte. War mir bisher der Unterricht in der Geographie, den ich gelegentlich von dem Vater bekommen, nur ein todtes Wortgewirr und auch das Betrachten der Landkarten wenig ergötzlich geweſen, ſo zeigte ſich mir derſelbe Gegenſtand nun plötzlich belebt und anſprechend. Die bunten Blätter zu ſehen und die fremden Namen zu hören, mit jemanden zur Seite, der ſich rühmen konnte, dieſe Meere beſchifft, dieſe Länder und Städte beſucht zu haben, z. B. Weſtindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und auch wieder Stockholm und St. Petersburg, und der durch einzelne, treffende Züge die Einbildungskraft unmittelbar dorthin verſetzte, das war allerdings ein Reiz, der meinen Eifer mächtig ſpornen mußte. Ich machte bald Fortſchritte, welche meinen Vater überraſchten, er wollte, nachdem der Engländer abgereiſt, auf dem ſo gut gelegten Grunde weiter bauen, ſchaffte mir nach und nach einen großen Vorrath Homann'ſcher Spezialkarten an, erklärte dieſelben in raſchen Ueberblicken, und verwies mich für das Genauere auf das Handbuch von Fabri. Da ſaß ich denn wohl ſtundenlang mit beſtem Willen vor Buch und Karte, ſuchte mir Niederſachſen oder Baiern einzuprägen, und wenn die Namen und Geſtalten endlich einigermaßen in meinem Gedächtniſſe hafteten, ſo fand ich mit Verwunderung und Mißmuth, daß ich eigentlich nichts daran hatte, und ſuchte vergebens einiges Leben für dieſe Umriſſe. Mein Engländer fehlte mir, mein Vater konnte ihn nicht erſetzen, und wollte es auch nicht, denn ſein Grundſatz war, bei allem Unterrichte ſei es genug, daß man die Anleitung empfange, alles Weitergehen ſei dem Selbſteifer zu überlaſſen, und nur von dieſem zu fordern. So weit nun Reiſebeſchreibungen mir aushalfen, ging es noch leidlich; aber da dieſe nur ſpärlich, und ohne Wahl und Folge, nach bloßem Zufall an mich gelangten, ſo reichte dieſes Mittel nicht weit. Eine ſtarke Sammlung aus dem Holländiſchen überſetzter Reiſen, auch

die Geſchichte der vornehmſten Seehelden, las ich mit großer Begier, nur fehlte mir auch hier allzu oft das rechte Verſtändniß; ferner las ich wiederholt eine ältere Reiſe in die Krim, in deren Schilderung freier Tataren ich mich ſo hineinlebte, daß ich ſie nachahmend wieder hervorzubilden ſtrebte. Doch das blieb alles Einzelwerk, und verband und ergänzte ſich nicht. Daß ich über Deutſchland und Italien lateiniſche Itineraria, über Frankreich ein ſolch franzöſiſches, die grade zur Hand waren, und Zuſtände früherer Jahrhunderte ſchilderten, leſen ſollte, war zu viel verlangt, ich begnügte mich, die eingehefteten Bilder anzuſehen, und auch die waren mir ſchon zu ſchlecht. So ging denn der friſche Anlauf eines reichen und verſprechenden Studiums bald in ein dürftiges Aufnehmen trockner Notizen über.

Doch war mir in dieſer Richtung noch eine Ergötzung zugedacht, die ich nicht unerwähnt laſſen kann. Ebenfalls in Poppenbüttel, bei dem Münzmeiſter Lüders, in deſſen Hauſe ich nicht weniger heimiſch war, als bei Baſſe, fand ſich eine artige Bücherſammlung, und eines Tages fiel mir eine Reiſebeſchreibung mit Bildern in die Hände, von der ich mir viel Unterhaltung verſprach. Der Hausherr fragte meinen Vater, und dieſer bewilligte ſpöttiſch, daß mir das Buch gegeben würde. Ich eilte mit meiner Beute in eine dichte Schattenlaube, und begann zu leſen. Viel Wunderbares und Abentheuerliches hatte ich bisher in ſolchen Büchern gefunden, auch Zweifelhaftes und durch ſpätere Erkenntniß längſt Verworfenes, ich wußte, daß nicht alles zu glauben ſei, was erzählt wurde. Aber hier traf ich die ſeltſamſten, nach meiner Faſſungskraft nicht unmöglichen, doch der Ueberlegung ganz unglaublichen Geſchichten in ruhiger Natürlichkeit ſo einfach und ſchlicht erzählt, daß die unbefangene Aufrichtigkeit des Erzählers in demſelben Grade mein Zutrauen gewann, als der Inhalt des Erzählten mir Staunen und Zweifel weckte. Ich vermochte dieſen Zwieſpalt allein nicht zu überwinden, und nachdem ich lange mit mir gekämpft, ging ich erregt und verwirrt aus meiner Laube hervor, und fragte bekümmert meinen Vater, ob denn das, was in dem Buche ſtehe, wahr ſein könne? Das

Lachen, welches ich verurſachte, klärte mich vollſtändig auf, es hätte der hinzugefügten Worte nicht erſt bedurft, ich ſchämte mich und freute mich, denn ich wollte nicht glauben, und hatte mich geängſtet, ich würde ſollen; nun dieſer Laſt ledig, las ich mit erhöhtem Wohlgefallen weiter, mit dem Stolz eines Losgeſprochenen, der die verlornen Wunder gern für die gewonnene Einſicht hingiebt; das hübſche Buch wurde mir, da ich es ſo ſehr goutirte, nun gar geſchenkt, und „des Herrn von Münchhauſen abentheuerliche Reiſen zu Waſſer und zu Lande“ blieben mir lange ein Lieblingsbuch, von deſſen verführeriſchem Vortrage ich mich noch oft gern bethören ließ; denn die Sprache klingt ſo harmlos, daß man unwillkürlich immer wieder in das Glauben wie in eine Schläfrigkeit einnickt, aus der man ſogleich doch wieder lachend ſich aufrichtet. Das kleine Buch iſt in der That ein Meiſterſtück deutſcher Satire, den alten, in ihrem Latein grade ächt deutſchen „Briefen der dunklen Männer“ und den „Reiſen des Herrn von Schelmufsky“ beizugeſellen, mit welchen Schriften es neben der großen Wirkung auch den zweifelhaften, nicht ganz ausgemachten Urſprung gemein hat; denn man hat zwar in neuerer Zeit Lichtenberg als Verfaſſer genannt, aber doch nicht als alleinigen, und ſo würdig hier ſein Geiſt und ſeine Feder ſich zur Autorſchaft bekennen dürften, ſo ſteht doch dieſe noch gar nicht feſt. Iſt aber die unvergleichliche Einkleidung von Lichtenberg, ſo hat er doch den Stoff ſchon vorgefunden. Denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gab es wirklich einen Herrn von Münchhauſen, der ſeinen Humor darein ſetzte, unglaubliche Jagdabentheuer zu erzählen, ſo wie die Aufſchneidereien der Reiſebeſchreiber zu verſpotten, und der hiezu in Perſon ihre Rolle zu ſpielen unternahm; ſtundenlang ſaß der bejahrte hannöverſche Edelmann in der Allee zu Pyrmont, und hielt den Zuhörern, die ſich um ihn verſammelten, die ausführlichſten Erzählungen von ſeinen Fährlichkeiten und Abentheuern, wobei, wie ausſchweifend und toll ſeine Mittheilungen auch werden mochten, doch ſein treuherziges Ausſehen und ſein ruhiger trockner Ton ſich nie veränderten. Ich habe in Hamburg alte Leute geſprochen, die in Pyrmont

den wunderlichen Erzähler in all seiner Herrlichkeit noch gesehen hatten.

Wir besuchten von Poppenbüttel auch Jersbeck und das entferntere Oldesloe, wo die Salzwerke meine Wißbegierde sehr anregten. Ein besondrer Vorfall, der sich hier mit mir ereignete, wirkte auf meine folgenden Jahre sehr unerwünscht. Bei meinem Vater hatte sich die Meinung festgesetzt, ich sei in körperlichen Dingen leichtsinnig, und er hatte in dieser Voraussetzung bisher eifrig gewacht, mich vor Gefahr und Beschädigung zu hüten. Unter seinen Augen durfte ich manches wagen, desto weniger aber in seiner Abwesenheit, warnende Beispiele und strenge Verbote schreckten mich genugsam. Das Baden im Flusse fand häufig Statt, aber nie kam es zum gefährlichen Schwimmenlernen; eben so wurde mir das Spielen mit Feuergewehr untersagt, und von Pferden hatte ich mich fern zu halten. Der jugendliche Trieb indeß war schwer zu bändigen. Auf einer schönen Wiese bei Oldesloe wurden muntre Pferde besichtigt, man setzte mich auf eines, das eben an der Halfter vorbeigeführt wurde, und ich vergaß die Warnung meines Vaters, der sich etwas abgewendet hatte. Kaum saß ich im Sattel, so wünschte ich allein zu reiten, riß unvermuthet dem Führer die Halfter aus der Hand, und das Pferd, erschreckt durch die Bewegung, sprang mit mir fort. Im Nu war ich über die Wiese in ein dichtes Gehölz verschwunden, und ich konnte hier allerdings übel fahren. Mein Vater war eben wieder herzugetreten, sah mich verschwinden und befürchtete das Aeußerste. Jedoch das Pferd war in das Dickicht kaum eingedrungen, so sah es sich nach den Gefährten um, und da diese nicht nachfolgten, so kehrte es gleich in muntrem Trabe zu ihnen zurück. Mir war nichts geschehen, und ich wäre vergnügt gewesen, hätte ich nicht die finstre Miene meines Vaters erblickt. Ich wurde zwar nicht gescholten, aber das Schweigen war mir härter als Strafworte, und ich konnte mir nun selbst sagen, daß jetzt um so weniger für mich vom Reiten die Rede sein würde.

Einer andern Vorsicht meines Vaters wurde in dieser Zeit ebenfalls übel mitgespielt. Ich durfte keine Bekannt-

ſchaften machen, noch Umgang und Geſpräche mit Leuten haben, die er nicht vorher gut geheißen hatte. Auf die Art der Menſchen kam es ihm nicht ſo ſehr an, als darauf, daß ich ſie durch ihn im rechten Lichte ſehen ſollte. So nahm er mich ohne Bedenken zu einem Düſſeldorfer Landsmann öfters mit, der auf dem Winſerbaume gefangen ſaß, und den er als Arzt beſuchte. Der Mann hieß Saſſen, und war mir noch von Düſſeldorf her vollkommen erinnerlich; er hatte ein ſchönes, heitres Geſicht, ein gefälliges, vornehmes Betragen, eine gewinnende Liebenswürdigkeit und große Anmuth der Rede. Seine Geiſtesgaben waren nicht gering, ſeine praktiſchen Kenntniſſe und Talente außerordentlich. Er hielt es für erlaubt, von ſeinen Fähigkeiten jeden Vortheil zu ziehen, und ſteckte grade jetzt in einem bedenklichen Handel, zu welchem er ſich von Engländern hatte bereden laſſen, und der zu einer ſchlimmen Strafe führen konnte, es galt nämlich eine große Schwindelei, die ſich nach Weſtindien und den vereinigten Staaten erſtreckte, und durch einen Zufall entdeckt worden war. Saſſen's Mitthätigkeit bei der Sache war erwieſen, aber nicht ſeine Mitwiſſenſchaft um den Betrug; die hamburgiſche Behörde neigte ſich dahin, ihn für unſchuldig zu halten, der die Unterſuchung als Prätor leitende Senator Adami war ganz für ihn eingenommen, und hatte ihm, als einem Manne von guter Herkunft und Bildung, die gelinde Haft überaus erleichtert. Wir brachten bei Saſſen einige vergnügliche Abende zu, ſein Erzählen, ſein Witz und Scherz unterhielten auch den Knaben, und die ausgeſuchteſte Bewirthung fehlte nie. Er war gar nicht beunruhigt, und ſeine Sache ſchien täglich ein beſſeres Anſehen zu gewinnen, der Prätor ſprach ſchon von naher Freilaſſung; doch mußte der Gefangene andern Wind haben, und in einer dunklen Nacht wußte er ſeine Wächter einzuſchläfern und entfloh. Am andern Morgen empfing der Prätor die unerwartete Botſchaft, und faſt in demſelben Augenblicke liefen aus London neue Inzichten gegen den Entflohenen ein, und die Aufforderung, ihn ſchärfer zu verhören und jedenfalls ſeine Entweichung zu verhüten. Die Bedrängniß war groß. Der Prätor hoffte, vielleicht von

meinem Vater etwas zu erfahren, und ſandte zu ihm. Dieſer war ſchon ausgegangen, und der Bote fand nur mich; er ſagte mir, Saſſen ſei die Nacht entſprungen, und als ich eine kindiſche Freude über das Geſchehene nicht verhehlte, ſchoß jenem plötzlich der Gedanke durch den Sinn, mein Vater könne wohl gar von der Flucht gewußt haben, und dies durch mich an den Tag zu bringen ſein; er meinte daher, ich ſolle ihm auf die Prätur folgen. Ich that es unbedenklich, und wurde eingeführt. Der Prätor ſchien verlegen, ſo weit hatte ſein Auftrag ſich nicht erſtreckt; da ich aber einmal gekommen war, ſo begann er ſeine Fragen. Ein hamburgiſcher Senator flößte mir die größte Ehrerbietung ein, doch antwortete ich ohne Scheu. Als aber der beiſitzende Schreiber aus mir herauslocken wollte, was ich von meines Vaters Verbindungen und Gängen etwa wiſſe, wo er den vorigen Abend zugebracht, wie ſpät er nach Hauſe gekommen, da verſetzte ich dreiſt genug, das ſolle er meinen Vater ſelber fragen. Der Senator winkte, es ſei genug; trocknete den Schweiß von der Stirn, und ſagte mir begütigend, ich könne nun gehen. Als ich zur Prätur hinging, kam ich mir wichtig vor und fühlte mich faſt geſchmeichelt; auf dem Rückwege dünkten mich die Sachen ganz anders, ich fand, daß mit mir ſehr obenhin verfahren worden. Mein Vater vernahm bei ſeinem Nachhauſekommen erſt durch mich die ſtattgehabte Flucht, ſo wie das mit mir vorgenommene Verhör; über den Verdacht und noch mehr über das unwürdige Verfahren höchſt aufgebracht, ſchrieb er ſogleich einen ſcharfen Brief an den Senator und forderte Genugthuung, und da ihm dieſe nicht wurde, ſo nahm er ſie dadurch, daß er ſeinen Brief an vielen Orten vorlas und austheilte, zu welchem Behuf ich mehrfache Abſchriften anfertigen mußte. Ich erlauſchte durch Zufall, daß mein Vater mein Benehmen heimlich belobte, und die Meinung äußerte, ich habe mich über ſein Erwarten ſelbſtſtändig gezeigt; das hört' ich recht gern, glaubte damit aber nun auch von mancher Rückſicht freigeſprochen zu ſein, die mir doch nach wie vor gelten ſollte.

Nicht grade als eine Beſonderheit, ſondern vielmehr als

ein allgemeines Vorkommniß, das aber jedem Einzelnen als eigne Erfahrung die perſönlichſte Wichtigkeit erhält, mag hier an dieſen Jugendbildern zu betrachten ſein, wie ſeltſam in der Entwicklung ſich Reife und Unreife miſchen. Man iſt im Urtheil über Kinder gewöhnlich auf dieſe Ungleichheit nicht aufmerkſam genug; die Richtungen bilden ſich faſt unabhängig von einander aus, erſt in der Folge, bei ſchon erreichten Anhalt- und Ruhepunkten, wirken ſie auf einander zurück. In mancher Beziehung iſt die völlige Reife gleich mit dem erſten Schritt erlangt, in andrer will ſie bei ſteter und naher Darbietung erſt unbegreiflich ſpät erfolgen. Daß s mir ſo erging, merkt' ich früh an den Widerſprüchen, in die ich mich geſtellt ſah. Ich hatte von manchen Dingen frühzeitig das klarſte Verſtändniß, und fühlte mich darin den Erwachſenen ganz gleich, aber dicht daneben war mir alles dunkel, und ich ſtand weit hinter andern Knaben meines Alters zurück. Nahm man einen dieſer Standpunkte allein, ſo that man mir gewiß Unrecht, die Reife der einen Seite war mit Unreife der andern verknüpft, und es mochte allerdings nicht immer leicht ſein, die Linie der Entwickelung in ihren unberechenbaren Windungen genau zu verfolgen. Es giebt Punkte, auf denen ich ſeit meinem zehnten Jahre wenigen oder keinen neuen Ertrag mehr gewann, und andre, die erſt in ſpäteſter Zeit ihre bewahrte Triebkraft kund gaben. Wie lange und weit in demſelben Menſchen Wiſſen und Nichtwiſſen, Erfahrung und Unſchuld mit einander Hand in Hand gehen können, davon mag jedes hellere Bewußtſein Beiſpiele genug in ſich finden.

Dieſe Ungleichheit der Entwickelung, am wichtigſten und unfaßbarſten in den Tiefen des Gemüths, tritt der Beobachtung ſchon näher, wo ſie auf der Oberfläche der ſogenannten Talente ſich zeigt, und auch da wird ſie noch oft verkannt und falſch behandelt. Freilich giebt es Fertigkeiten, welche unſrem Lebenszuſtande ſo herkömmlich und nöthig ſind, daß man verſucht ſein darf, ſie auch bei mangelnder Anlage einigermaßen zu erzwingen, und dies wird von Erziehung und Schule meiſt ausdrücklich verlangt. Allein dieſer Zwang, wenn er den Menſchen noch bilden, nicht un-

würdig opfern ſoll, muß ein Minimum bleiben, und geſunde Lebens- und Weltverhältniſſe werden ihn ſtets beſeitigen wollen. Was mir in dieſer Art auferlegt war, konnte ich tragen, die Laſt war mir nicht zu groß; eher hätte ich klagen können, daß ſo vieles mir Gemäße nicht an mich kam. Das Lernen wurde mir nicht ſchwer, und kaum jemals zu viel, ich hätte daſſelbe gern noch weiter ausgedehnt, und that immer freiwillig nebenher noch Andres, als mir aufgegeben war. Wenn auch die Geſammtheit meiner Anlagen eher einen andern Beruf, als den des Gelehrten, anſprechen wollte, ſo war dieſer doch verträglich genug mit ihnen, und die Bahn, welche vor mir offen lag, reizte mich.

Eine wichtige Anregung empfing ich durch den Senator Kirchhof, zu dem mein Vater mich mitnahm. Der um das Gemeinweſen und die Wiſſenſchaft hochverdiente Mann beſaß eine ſchöne Naturalienſammlung und ein für jene Zeiten überaus reiches phyſikaliſches Kabinet. Er war eigentlich Kaufmann, aber von jeher mit ernſtem Eifer den Naturſtudien ergeben, und wußte ſeine Kenntniſſe auch gemeinnützig wieder anzuwenden; von Zeit zu Zeit hielt er für gewählte Gäſte Vorträge über Phyſik, die er durch die reinſten, nie mißlingenden Verſuche begleitete, und angenehmer konnte kein Unterricht ertheilt werden. Er hatte mich in Gunſt genommen, und noch mehr ſein Sohn, der ſpaniſcher Konſul war, und bald mit meinem Vater enge Freundſchaft knüpfte. Die ſchönen Globen und andren trefflichen Werkzeuge, mit großen Koſten aus England angeſchafft, boten meinem Vater Gelegenheit, mir auch von aſtronomiſchen Dingen einige Vorkenntniß zu geben, für welche das von Kirchhof aus dem Engliſchen überſetzte Lehrbuch der Aſtronomie und auch Fontenelle's Entretiens sur la pluralité des mondes zur Erläuterung dienten.

Ohne daß ein beſtimmter Ausſpruch darüber beſtanden, oder Neigung und Wahl beſonderer Entſcheidung bedurft hätten, galt ſtillſchweigend für ausgemacht, daß ich dem Berufe meines Vaters folgen und Medizin ſtudiren würde. Längſt war ich daher gewöhnt, alles dahin Einſchlagende auch mir für angehörig zu halten. Namen offizineller Kräuter

lernte ich auf Spazirgängen, und botaniſche Bücher lagen zur Hand. So war ich auch mit dem menſchlichen Knochengerüſte ſo weit vertraut, daß es mir kein Grauen einflößte, ſondern ſeine verſchiedenen Theile mir harmlos geläufig waren. Einige Leichenöffnungen, denen ich beiwohnte, benutzte mein Vater, mich auf anatomiſche Uebungen vorzubereiten, zu denen bald Gelegenheit ſein ſollte.

So mannigfache Gegenſtände der Unterricht meines Vaters berührte, ſo war doch die große Hauptſache das Latein, und nach dieſem das Franzöſiſche. Die Grammatik von Lange wurde nach einiger Zeit mit der von Scheller, dieſe wieder mit der Bröder'ſchen vertauſcht, ein Wechſel, der unläugbar zum Beſſern fortſchritt, aber auch immer wieder von vorn anzufangen nöthigte und mich eines feſten Grundes lange entbehren ließ, bis ich dieſen endlich in der Bröder'ſchen gewann, zu der ich eine wahre Liebe faßte. Von Gedike's Chreſtomathie rückte ich ſchnell zu den römiſchen Autoren vor; Cornelius Nepos, Juſtinus und Julius Cäſar, ſo wie Cicero de officiis, beſchäftigten mich abwechſelnd, und nachdem ich eine Weile die Verwandlungen des Ovid gekoſtet, wagte mein Vater ſchon Virgil's Aeneis mit mir vorzunehmen. Dies überſtieg allerdings meine Sprachkenntniß, aber meine Einbildungskraft und mein äſthetiſcher Sinn fanden reichen Genuß; ich ſchwelgte in den reizenden Schilderungen, in den bezeichnungsvollen Ausdrücken, in dem Wohlklange der Verſe, und wurde nicht müde dies alles wiederholt zu betrachten und herzuſagen. Für die Schriftſteller empfand ich eine perſönliche Zuneigung, die bei den Dichtern zur Begeiſterung ſtieg. Ich wollte von ihrem Leben wiſſen, von ihren übrigen Schriften, und ich konnte mich nicht zufrieden geben, daß ihre Werke nur ſo unvollſtändig auf uns gekommen waren. Zu den lateiniſchen Uebungen gehörte auch, daß ich meinem Vater Abends aus einem lateiniſchen Brevier die Pſalmen vorleſen mußte, woran ich großes Gefallen und eine wahre Erbauung hatte, wie ich dies auch bei meinem Vater zu bemerken glaubte. Im Franzöſiſchen las ich außer dem Telemach, bei welchem ich am längſten feſtgehalten wurde, die Geſchichte Karl's des Zwölften von Voltaire,

die Geſchichte des Himmels von Pluche, und Raynal's Werk über die Niederlaſſungen der Europäer in beiden Indien; auch dieſe Bücher gingen größtentheils über meinen Geſichtskreis hinaus, und fruchteten mir im Grunde weit weniger, als andere geringere Bücher gethan hätten; der Inhalt verſchwand mir faſt, und nur der Wellenſchlag der Sprache rauſchte durch meinen Sinn; ein ganzes Buch, die franzöſiſche Ueberſetzung von Gordon's Betrachtungen über den Tacitus, habe ich in beſtimmten Stunden laut vorgeleſen, ohne je auf den Sinn zu achten, ich hing im Leſen meinen Phantaſieen nach, und mein Vater, der zuhörte, hielt meine äußerliche Hingebung für Aufmerkſamkeit. Da indeß das Franzöſiſche überall im Leben auf mich eindrang, auch immerfort Wörter, Redensarten, Regeln und Eigenheiten auswendig gelernt wurden, ſo machte ich leidliche Fortſchritte. Das Franzöſiſche dem Latein gleichzuſtellen, fiel mir gar nicht ein; jenes erſchien mir gering gegen dieſes, dem ich einen unendlichen Werth beilegte, einen Werth, der auch den römiſchen Autoren zu gute kam, denen, ſo wie den fern ſtehenden griechiſchen, ich die höchſte Verehrung gläubig widmete.

Die eigentlichen Lern- und Arbeitsſtunden waren nicht ſehr gehäuft, es blieben noch freie genug übrig, und Spiel und Zerſtreuung waren mir zu dürftig zugemeſſen, um ſie auszufüllen. Ich ſah mich auf's Leſen hingewieſen, und ergriff dieſe Ergänzung meines Lernens mit Eifer. Aus eignem Triebe macht' ich mir darin eine feſte Folge; jedem Tage der Woche gab ich ſein eignes Buch, oder ſeine Klaſſe von Büchern; Schröckh blieb mir für die Geſchichte ein treuer Leiter, Fabri für die Geographie, die Campe'ſche Erzählung der Entdeckung von Amerika und deſſelben kleine Reiſebeſchreibungen, zugleich aber auch des alten Sebaſtian Münſter's Kosmographie und Adler's Beſchreibung der Stadt Rom, gingen nebenher; in der Naturgeſchichte verließ ich den kindiſchen Raff und hielt mich an Klügel, deſſen Encyklopädie der Senator Kirchhof mir geſchenkt hatte. Auch dem Buche von Knigge über den Umgang mit Menſchen, das als ein weiſes und lehrreiches ſehr empfohlen wurde, war ein Tag

beſtimmt, und ich las die Vorſchriften zu einem klugen Benehmen mit vielem Eifer, ohne dadurch eben klüger zu werden, aber auch ohne den geringſten Schaden, den man von der ſchwachen Moral wohl hätte fürchten können; als dieſes Buch zu Ende war, kamen andre an die Reihe, denen gleicherweiſe die Förderung der Sittlichkeit und Menſchenkenntniß obliegen ſollte, Gellert's Vorleſungen und Rabener's Satiren gingen hier mit Alberti's Religionsunterricht, und ſogar mit Labruyere's Karakteren und Mallebranche's Traité de morale zuſammen! Ein Tag war auch für das Leſen der Luther'ſchen Bibel feſtgeſetzt, und dieſer war mir beſonders angenehm; der Umfang des Buches, aber auch der große Reiz, den ich dafür empfand, beſtimmten mich, dieſes Leſen auch auf andre Tage auszudehnen, und binnen Jahresfriſt hatte ich das Alte und Neue Teſtament, mit Ausnahme der Propheten und der Offenbarung, die hiſtoriſchen Schriften aber wiederholt durchgeleſen. Meine Gemüthsſtimmung war dabei eine höchſt ſeltſame. Durch alles, was ich bisher gehört und erlebt, zur Kritik geneigt, übt' ich dieſelbe gegen die Bibel mit aller Schärfe, und mein Vater hatte ſeine Freude, wenn ich meine ſelbſtgefundenen Zweifel ihm lebhaft vortrug. Schon Adam's Fall wollte mir durchaus nicht als Schuld, ſondern nur als ein Unglück erſcheinen, gegen welches Gott ihn wohl beſſer hätte ſchützen können; daß aber Gott das Herz des Pharao verſtockte und ihn dann für die Verſtockung ſtrafte, das dünkte mich zu ungerecht, als daß ich es hätte glauben mögen; überhaupt ſchien mir Lob und Tadel wunderlich vertheilt; Moſes und Joſua, David und Salomo, waren als Männer Gottes bezeichnet, und begingen Handlungen, die allem, was in unſrer Zeit als verbrecheriſch oder unmenſchlich verabſcheut wurde, wenigſtens gleichſtanden, hingegen Milde und Großmuth wurden beſtraft; in dieſer Hinſicht war mir auch gleich das Neue Teſtament der thatſächliche Widerſpruch des Alten, und mich dünkte, jenes müſſe dieſes abſtoßen, und begriff nicht, wie ſo Entgegengeſetztes in demſelben Bande zuſammengefaßt ſein, als ein und derſelbe Zug heiliger Schriften gelten ſollte. Bei dieſen kritiſchen Gefühlen war ich vollkommen unbefangen, mein Vater ſelbſt

hatte und wollte keinen Einfluß dabei; es war mir nur um die Sache zu thun, und ich wünſchte nur Verſtändniß. Allein ich merkte bald, daß ich dies durch niemanden empfangen würde; die Einen wollten einfältig alles nach dem Buchſtaben feſthalten, die Andern verwarfen alles mit Hohn und Spott; keines von beiden entſprach meinem Sinn, ich bedurfte einer Scheidung des Gemiſchten, für die im Einzelnen kein Rath zu finden war. Aber das Gemüth hatte unbewußt ſie im Ganzen ſchon glücklich vollbracht! Zweifel und Glauben gingen friedlich zuſammen, dieſer war eines Kerns heiliger Wahrheit verſichert, jener haftete an der mit ihr verwachſenen Schale, und es wäre über das Bedürfniß jugendlichen Sinnes hinaus geweſen, im Einzelnen auf jedem Punkte dies durchführen zu wollen. Mein Genuß im Leſen der Bibel war daher wenig getrübt, und im Allgemeinen um ſo größer, als hier an die Reize der Geſchichte, der Heldendichtung und der Idylle ſich das Gefühl einer Erhebung knüpfte, die von andern Büchern in ſolcher Kraft nicht ausging.

An der Bibel, mehr noch als durch ſie, haben ſich meine religiöſen Ueberzeugungen entwickelt, und ſchon in jener Zeit entſchieden feſtgeſetzt, ſo daß die damals gewonnene Grundlage mir unter allen Schwankungen des Lebens und der Anſichten im Weſentlichen verbleiben konnte. Der Leſer wird hier kein ausführliches Glaubensbekenntniß erwarten, und mir würde ſchwer ſein, daſſelbe zwiſchen den Klippen dogmatiſcher Bezeichnungen unverfälſcht durchzuſteuern; indeß kann die Gemeinde, zu der ich gehöre, dem kundigen Sinne längſt nicht zweifelhaft ſein; hat ſie auch ſelber keinen konfeſſionellen Namen, ſo darf ſie doch die edelſten und reinſten unſrer Zeit und Nation ſich zum Ruhme rechnen. —

Im Frühjahr 1796 trafen endlich meine Mutter und Schweſter glücklich in Hamburg ein. Als ich, von ihrer Ankunft benachrichtigt, nach dem Baumhaus eilte, ſchlug mir das Herz ſo heftig, daß ich ſtillſtehen mußte. Mein Vater hatte ſie dort ſchon empfangen, und ich umarmte wechſelsweiſe bald ihn bald die Ankömmlinge. Die Zwiſchenzeit mehrerer Jahre

hatte uns einander nicht fremd gemacht, und in der erſten Viertelſtunde war ich, beſonders mit der Schweſter, ſo traulich und bequem, als hätten wir nur kurze Zeit getrennt gelebt. Nun ſchienen mir alle Wünſche erreicht, und ich ſah fortan nur Tage des Glücks und der Freude vor mir. Mein Vater hatte eine vorläufige Wohnung für Mutter und Schweſter in der Johannisſtraße gemiethet, von der unſrigen in der Gorttwiete nicht allzufern; die künftige gemeinſame in der Steinſtraße war noch nicht frei geworden. Natürlich war ich nun vom Morgen bis zum Abend in der Johannisſtraße, meine Bücher, meine Spielſachen, meine Kleider, alles bracht' ich dorthin, und wenn ich zum Schlafen doch endlich nach Hauſe mußte, kam der gewohnte Raum mir ſo fremd vor, als wär' ich im fremdeſten Gaſthofe. Als wir endlich zuſammenwohnten, war meine Befriedigung vollſtändig. Mein Vater hatte in jener Zeit viel zu thun, und konnte ſich wenig mit mir abgeben, daher auch mein Unterricht großentheils ruhte; die Mutter war mit häuslichen Dingen beſchäftigt, und ſo konnten wir Geſchwiſter ungeſtört unſres Wiederſehens froh ſein. Daß meine Schweſter etwas älter war, machte ſich kaum noch bemerklich, denn ich war ihr an Größe ſchon gleich, und wie ſie durch innre Entwickelung voraus war, ſo war ich es durch Erlerntes. Viele Wochen vergingen, und noch immer hatten wir reiche Erzählungen auszutauſchen, von allem was uns in der langen Trennung begegnet war, was wir erlebt, erfahren, geleſen hatten, und nach Monaten noch fanden wir den Stoff nicht erſchöpft, ſondern immer noch allerlei nachzutragen, zu erläutern. Sehr ſonderbar aber floß uns das Erlebte und das Geleſene völlig zuſammen, die Geſtalten der Wirklichkeit und die der Phantaſie hatten ſich in uns einander gleichgeſtellt, und die Auftritte der Jakobinerherrſchaft in Straßburg gingen mit den Grauſamkeiten des Cortes und Pizarro, die Bilder des Hafens von Hamburg und der Elbe mit denen der Abentheuer Robinſon Kruſoe's und der Inſel Felſenburg in beſtem Verein. Da ich die Schweſter hatte, ſo bedurft' ich keines weitern Umganges, die wenige Bekanntſchaft, die ich mit gleichaltrigen Knaben hatte, hörte von

ſelbſt auf, und Spielgenoſſen, die ſich etwa zudrängten, wurden uns nur läſtig. Dieſe Stimmung der wechſelſeitigen Innigkeit wurde noch erhöht, als bei wieder regelmäßig angeordnetem Unterricht meine Schweſter an einigen Zweigen deſſelben Theil nehmen mußte; ich lernte doppelt gern, was wir zuſammen lernen konnten, und daß meine Schweſter im Franzöſiſchen ſo viel weiter war, ſpornte meinen Nacheifer. Nur als es mir doch nicht gelang, ſie einzuholen, und ich darüber ein paarmal ſehr beſchämt wurde, konnt' ich mich einiges Verdruſſes nicht erwehren, und ſo war ich auch betreten, daß ein dargebotener Unterricht im Blumenzeichnen nur ihr allein zu Theil wurde, und nicht auch mir; aber mein Mißbehagen fiel keineswegs auf ſie, ſondern nur auf den Lehrer, der in dieſem keineswegs gleichgültigen Bezug unſre Gemeinſchaft aufhob. Erſt nach längerem Zuſammenleben, und nachdem wir durch Austauſch der Vergangenheit und tägliche Gewöhnung einander alles Fremde abgeſtreift und uns gleichſam zu einer Perſon eingelebt hatten, begannen wir auch nach außen wieder zu ſchauen, und den Zutritt von Genoſſen zu wünſchen, die unſren einförmig werdenden Spielen und unſrem abgeſchloſſenen Lernen etwas friſches Leben zuführten. Allein dieſer Wunſch mußte unerfüllt bleiben.

Im Gegentheil trat allmählich eine Wendung ein, welche für mich noch günſtig genug ſcheinen konnte, für meine Schweſter aber höchſt betrübend war. Mein Vater hatte den größten Theil des Sommers hindurch ſeine Muße freudig dem erneuten Familienleben gewidmet, uns in der Stadt und Umgegend zu ſeinen Bekannten geführt, und auch die an der Alſter, an der Elbe, und überhaupt in der Landſchaft nah und fern ausgeſtreuten ſchönen Vergnügungsorte mit uns fleißig beſucht. Es mochte dabei nicht immer die gehoffte Befriedigung Statt finden; meine Mutter, die nicht ohne einigen Anſpruch war, mißfiel ſich in dem hamburgiſchen Kaufmannsweſen, deſſen Reichthum, Glanz und Fülle freilich für unſre Verhältniſſe erdrückend waren, und ſie hielt ſich von dieſen Parthieen öfters zurück, indem ſie bald Kopfweh bald irgend andre Verhinderung angab. Meine Schweſter

blieb dann meiſt bei der Mutter zu Hauſe, oft gern, bisweilen doch mit einigem Bedauern. Ich hingegen folgte dem Vater, der nun mit mir allein ſeine Ausflüge deſto freier und weiter führte, ſo daß ich gewöhnlich von genoſſenen Vergnügungen erfüllt heimkehrte, und ermüdet kaum noch erzählen mochte, wie ſchön und herrlich es hergegangen. Am andern Morgen war ich dann wohl beeifert, und fragte theilnehmend, wie denn die Schweſter den Nachmittag und Abend hingebracht? und wenn ich vernahm, wie ſie neben der Mutter traurig dageſeſſen, jede ihr Buch vor ſich oder ihr Strickzeug, und in das ſchöne Wetter hinausgeſehen, das langſam dahingeronnen ſei, ſo befiel mich tiefes Herzeleid. Die häufige Wiederholung ſtumpfte mein Gefühl nicht ab, und obwohl ich zu jung und leichtſinnig war, um nicht das mir zufallende Loos gern hinzunehmen, ſo blieb dabei doch ſtets mein Mitgefühl für die Schweſter wach. Ich empörte mich gegen das Geſchick, das uns ſo ungleich behandelte, mich täglich zu Luſt und Freude rief, ihr hingegen Abgeſchiedenheit und Langeweile beſchied. Wir gingen zu Rath über dieſe traurige neue Lage, aber wir fanden keine Abhülfe; den Sinn des Vaters hätten wir allenfalls für uns gehabt, aber die Mutter wagten wir nicht anzugehen, ſie würde in unſrer Kühnheit einen unverzeihlichen Tadel ihres Benehmens geſehen haben; ſie fand es bequem zu Hauſe zu bleiben, und bei der Mutter zu ſein ſollte der Tochter ſtets genügen. Dieſe ſchien zuletzt reſignirt, und dachte wohl, ſo ſei es einmal in der Welt, ein Mädchen müſſe entſagen, wo der Knabe froh genieße. Mich indeß verletzte die Ungerechtigkeit tief, ich wünſchte lebhaft, ſie meiner Schweſter einſt vergüten zu können, und es gewährte mir einen wohlthuenden frohen Eindruck, als ich mehrere Jahre ſpäter in Berlin nicht ſelten Beiſpiele ſah, daß Frauen und Mädchen in der Familie nach der äußern Weltſeite hin nicht zurückſtanden, ſondern wohl gar einer Vorhand genoſſen, bei welcher das häusliche Verhältniß keineswegs beeinträchtigt ſchien.

Die Nachricht, die uns von dem Tode der Großmutter zukam, betrübte uns tief, am meiſten die Mutter und Schweſter,

die noch auf der letzten Reise mehrere Tage in Mannheim bei ihr verweilt, und ihre liebevollen Gesinnungen vielfach empfunden hatten. Ihre Frömmigkeit und die Tröstungen der katholischen Kirche hatten sie bis zum letzten Augenblicke sanft getragen, und sie war freudig dahin geschieden. Sie hatte einen Theil ihres Vermögens frühzeitig der Kirche zugewiesen, es blieb indeß noch eine ansehnliche Erbschaft, von welcher jedoch mein Vater nur wenig empfing. In dem uns zugekommenen Theil ihres Nachlasses fanden sich rührende Beweise ihres treuen Andenkens und ihrer zärtlichen Fürsorge für jeden von uns, um so rührender, als dabei das gutmüthige Zutrauen sich zu erkennen gab, mitten in den Kriegsstürmen jener Zeit, daß die Welt, deren Gestalt schon jeden Tag wechselte, ihren gesellschaftlichen Zustand unverändert erhalten würde! —

Mein Vater hatte häufigen Anlaß, Besuche in Wandsbeck zu machen, und obschon der Weg dahin wenig angenehm und zum Theil beschwerlich war, so machte er ihn doch am liebsten zu Fuß, und wollte auch mich durch diese, wie er behauptete, heilsamste Bewegung abhärten. Nun wurde zwar bei festem Boden und im Schatten mir solche Wanderschaft leicht, aber Sand und Sonne machten mich fast erliegen; nach solcher Anstrengung war dann das kühle Dunkel des Wandsbecker Holzes um so labender, und noch mehr die gastliche Aufnahme bei dem Kattunfabrikanten Mooyer, in dessen Familie sich Biederkeit und Anmuth vereinigte. Er hatte mehrere Söhne, die durch einen Hauslehrer vortrefflich unterrichtet wurden, und denen das reiche Haus überhaupt gar vieles darbot, was Kindern nicht oft gewährt wird; sie überhoben sich jedoch ihrer Vortheile nie, und ein strenges Maß hielt ihre Jugend in kräftiger Wachsamkeit. Von allen Knaben, die ich kannte, waren sie mir die liebsten, und ein großer, blumen- und obstreicher, mit Holz und Wiesen verbundner Garten bot den schönsten Raum für unsre Spiele. Ich hätte ihnen vieles beneiden können, beneidete ihnen aber in Wahrheit nur die Gemeinschaft des Unterrichts und den Reichthum der Hülfsmittel desselben. Um so kränkender empfand ich es, als einst der jüngste der

Brüder, im Anflug eines Mißvergnügens, ſich über meine Kleidung ſpöttiſch äußerte, die freilich nicht nur geringer, ſondern auch etwas ältern Zuſchnitts war, als die ſeinige. Die Brüder verwieſen es ihm augenblicklich, und mit größter Schonung für mich, ſo daß nicht ich, ſondern er beſchämt war, allein das frühere Zutrauen hatte einen Stoß erlitten, und konnte nie wieder zu voller Unbefangenheit gelangen. Wenn ich mir dachte, daß auch meine Schweſter ſolchen Bemerkungen ausgeſetzt ſein könnte, für welche ſie als Mädchen noch empfindlicher ſein mußte, ſo war ich verſucht, ihr Zuhauſebleiben als ein Glück zu preiſen, und der empörte Unwillen, den meine nur ihr allein anvertraute Klage in ihr weckte, mußte mich in jenem Gefühl beſtärken.

In ganz entgegengeſetzter Richtung führten uns mehrere Tage der Woche vor das Altonaer Thor, wo ſich eine ganz andere Welt aufthat. Die Wanderungen an der Elbe hin, nach Slavshof, über Ottenſen hinaus, waren ſeltner, gewöhnlich kehrten wir nächſt vor Altona in der Neuen Dröge ein, wo in einem vorgeſchobenen Pavillon des altehrbaren Wirthshauſes eine kleine Zahl ausgewählter Gäſte aus Hamburg und Altona zuſammenzukommen pflegten. Der Altonaer Senator von Schoon, ein däniſcher Rittmeiſter, der kurkölniſche Bibliothekar Benfeldt aus Bonn, ein ſchwediſcher Freiherr Ehrenſtern nebſt einer zarten anmuthigen Frau und allerliebſten Kindern, ein hamburgiſcher Kandidat John und ein paar Kaufherren, bildeten den Stamm des Vereins. Senator von Schoon war eine der würdigſten und angenehmſten Perſönlichkeiten, die mir je vorgekommen; ich wurde überraſchend an ihn erinnert, als ich in ſpäterer Zeit den Staatskanzler Hardenberg das erſtemal ſah. Er hatte große Reiſen gemacht, ſich lange in Frankreich und beſonders auch in Holland aufgehalten, welches das Land ſeiner Vorliebe war, und von dem er gern und ſehr anziehend erzählte; eine vornehme Feſtigkeit und Milde war in allem was er that und ſprach, die Art ſeiner Rede möcht' ich Goethiſch nennen, ſo klar und ſicher, ſo gehaltvoll darſtellend war ſie; wenn er das Wort führte, ſo begehrte ich keine andre Unterhaltung, mein Blick hing an ſeinem Munde, beſonders wenn

er vom Seewesen sprach; könnte ich seine Schilderung der Schlacht bei Doggersbank und die Enthüllung der Umstände, welche diesen Aufblitz holländischen Waffenruhmes begleiteten, hier zu Papier bringen, wie sie mir im Gedächtnisse steht, so würde dem Leser das, wovon meine Worte nur einen unvollständigen Begriff geben, sogleich anschaulich werden. Der Mann ist öffentlich nie aufgetreten, und doch lag in ihm unzweifelhaft das Talent des Redners und Schriftstellers; er gehört mir zu den Zeugnissen der unübersehbaren, verschwenderischen Fülle, mit der die Natur, wie andres Leben, auch das geistige über die Welt ausstreut, die es in Masse gebraucht und verschlingt, und nur im seltneren Falle dem Einzelnen seine Ehre giebt. Hierüber war ich in späterer Zeit oft in Streit mit Schleiermacher, der immer behauptete, jede Tüchtigkeit wirke nicht nur, sondern trete auch an's Licht, und alles Vorzüglichste werde von der Geschichte aufgenommen und bewahrt, wobei er allerdings den dialektischen Vortheil üben konnte, jedes ungenannte Verdienst, das ich ihm als solches vorführte, nun eben als durch mich registrirt anzumerken, und folglich gegen mich zeugen zu lassen! Nun diese Befriedigung empfängt seine Meinung jetzt auch in Betreff von Schoon's; wiewohl es für letztern doch eine zu schwache bleibt, seinen Namen, anstatt eignen Schwingen, nur fremder Feder vertraut zu sehen! Der ausgezeichnete Mann, der als Wittwer mit seinem einzigen sehr artigen und sorgfältig erzogenen Töchterchen ein schönes, mit Kostbarkeiten und Seltenheiten angefülltes Haus in der Pallmaille bewohnte, und als sehr reich bekannt war, erlebte späterhin Unglück, daß seine Fassung erschütterte und ihn zu verzweifelten Mitteln greifen ließ, wodurch seine letzten Lebensjahre auf das traurigste zerrüttet wurden. Seine Tochter ist die Gattin des berühmten Astronomen Schumacher in Altona.

In dem erwähnten Kreise übte auch das politische Interesse sein Recht, und hier war es, daß ich zuerst und auffallend den Namen des Generals Bonaparte nennen hörte, dessen Siegesbahn eben begonnen hatte und im Laufe des Sommers 1796 zu den unerhörtesten Erfolgen sich ausdehnte.

Seine Erſcheinung war ein aufſteigendes Meteor, deſſen wachſender Glanz immer ausſchließender die Blicke feſſelte. Wie bewunderte man den jungen Helden, wie begeiſtert wünſchte man ihm Heil, da er es war, der zuerſt der Freiheit, der Republik, in Europa den entſchiedenen Ausſchlag gab! Denn auf der Seite Frankreichs waren auch hier, mehr oder minder, die lauteſten Meinungen, und wenn die Franzoſen getadelt wurden, ſo war es im Sinne ihrer Partheien, nicht aber im Sinne der Mächte, die mit ihnen im Kriege ſtanden. Die Verhandlungen waren oft lebhaft, aber wurden nie ſtürmiſch, ein einzigesmal ausgenommen, da ein ſchwediſcher Offizier von Heß — mit dem in Hamburg eingebürgerten Ludwig von Heß nicht zu verwechſeln — bei neuen Siegen der Franzoſen ſeiner Wuth keine Gränzen wußte, und ſie und ihren Anführer tauſendmal verwünſchte. Seine Ausfälle gingen dann auch perſönlich auf die Anweſenden, und er ſchien es auf einen Zweikampf abgeſehen zu haben, der indeß durch die Beſonnenheit der Andern vermieden wurde. Der Senator von Schoon aber ſtellte ihm, als er am andern Tage wiederkehrte, mit freundlicher Würde vor, wie viel klüger es wäre, wenn er eine Geſellſchaft, wo er keine Sympathie für ſich wiſſe, künftig miede; der Rath war zu dringend und einleuchtend, um nicht befolgt zu werden.

Doch gab es für mich hier noch andre Reize, die, ſtärker als die Unterhaltung im Zimmer, hinaus in's Freie riefen. Der Hamburgerberg, von jeher ein Tummelplatz bewegter Volksmaſſen, lieferte Merkwürdigkeiten aller Art; Buden waren dort aufgeſchlagen, theils um Eßwaaren und Erfriſchungen feil zu bieten; theils um ausländiſche oder abgerichtete Thiere ſehen zu laſſen; von allen Seiten ertönte türkiſche Muſik, Seiltänzer und Kunſtreiter gaben ihre Schauſtücke unter freiem Himmel, oft von unüberſehbaren Haufen der Zuſchauer umgeben, zwiſchen welche ſich Polichinellbühnen eindrängten, um jede Lücke der großen Vorſtellungen zu benutzen, und ſogleich mit ihren beliebten Späßen einzufallen, für die aus der verſammelten Menge ſich alsbald kleinere Gruppen ablöſten. In dieſem wogenden Gewirr

gab es immer neue Gegenſtände und neue Vorfälle, das hamburgiſche Volksleben zeigte ſich in ganzer Derbheit, und war intereſſant genug, um häufig den Einen oder Andern aus unſrer Mitte, oft auch meinen Vater ſelbſt, zu näherem Betrachten anzulocken, wo mir dann mitzugehen erlaubt war. Die rothen hamburgiſchen Dragoner, ruhig auf ihren koloſſalen Roſſen haltend, waren ein ernſter Hintergrund dieſer Volksluſtbarkeiten, denen von der Altonaer Seite däniſche Huſaren bereit ſtanden. Doch galt die bewaffnete Aufſtellung am meiſten dem zahlreichen Matroſenvolke, das in den weiter abliegenden Häuſern des Hamburgerberges ſeine wilden Freuden hatte, bei denen nicht ſelten blutige Opfer fielen. Dieſen Schauplatz hab' ich nie näher geſehen, ſelbſt unter Obhut nicht, da keine den hinlänglichen Schutz verbürgen konnte, und ohnehin das Hörenſagen ſchon genug war. Hingegen durft' ich nach der andern Seite hin die friedlichen Schatten der Reeperbahn allein durchwandeln, wo häufig Bürgerfamilien im Graſe lagerten, und die Kinder ihre Renn- und Ballſpiele hatten. Genug, wenn ich nach Hauſe kam, fehlte es nie an Stoff zum Erzählen, immer hatte ich etwas Neues erlebt oder vernommen.

Bisweilen wurde vor ſolchen Spazirgängen eine Art von Geſchäft abgethan, das einem Knaben wohl hätte langweilig ſein dürfen, mir aber zum größten Vergnügen wurde. Ich begleitete nämlich den Vater in den früheren Nachmittagsſtunden zu Bücherverſteigerungen, deren zu jener und der nächſtfolgenden Zeit in Hamburg ſehr bedeutende vorkamen. Oft geſchah der Verkauf in den Sterbehäuſern, in behaglichen, ſchönen Räumen, die würdigſten Männer fanden ſich dabei ein, Büſch, Brodhagen, Peter Friedrich Röding, man unterhielt ſich von Litteratur, betrachtete und prüfte die Bücher, die großen Pracht- und Kupferwerke, deren hohe Kaufpreiſe doch oft kaum ein Drittheil des urſprünglichen betrugen. Ganze Bibliotheken, aus Frankreich geflüchtet, in prachtvollen Saffianbänden mit Goldſchnitt, Didot'ſche und Bodoniſche Drucke, früher Eigenthum reicher Herzoge und Fürſten, wurden hier unter den Hammer gebracht. Doch ſolche Sammlungen des Luxus, wie reich ſie ſein mochten,

ſchwanden gegen die größern und reſpektableren Bücherſchätze, welche von litterariſchen Hamburgern hinterlaſſen wurden. Aerzte, Prediger, Rechtsgelehrte und Kaufleute ſchienen ihre Einkünfte, ihr Vermögen, hauptſächlich auf Bücher verwendet zu haben. Die Bibliothek von Doktor Bolten, in herrlichen Franzbänden, vollſtändig im Auserleſenen und Koſtbaren des mediziniſchen und naturwiſſenſchaftlichen Faches, ſchien wirklich die Kräfte eines Privatmannes zu überſteigen; der Verkauf der Bücher des Doktor Cropp, ich glaube gegen hunderttauſend Bände, zog ſich durch mehrere Jahre; ſo ſind mir auch große Sammlungen von Giſeke, Sievert und Martin Dorner noch lebhaft erinnerlich; neben den großen Verſteigerungen liefen eine Menge kleiner hin, es war eine immerwährende Bewegung. Für mich hatte der Anblick dieſer Büchermaſſen, das Durchblättern der Kupferwerke, die Achtſamkeit auf Druckort und Jahreszahl, auf die Vorzüge und den Werth der Exemplare, den größten Reiz. Ich wurde nicht müde, mit dieſen Formaten aller Art zu hantieren, und legte ſo den erſten Grund zu einer mannigfachen Bücherkenntniß, die mir ſpäterhin oft ſehr werth geworden. Oft hatte ich denn auch die Freude, die ſchönſten Bände eines koſtbaren verheißungsvollen Inhalts in unſern Beſitz übergehen zu ſehen, denn bedeutende Werke wurden oft um einen Preis zugeſchlagen, der kaum in Betracht kommen konnte. Wenn ich ſpät Abends mit meinem Vater nach Hauſe kam, ließ ich ſelten die Müdigkeit mich hindern, vor allem nach den inzwiſchen gebrachten Büchern zu fragen, und die anziehendſten durchzuſehen.

Eines der Bücher, die mir auf dieſe Art in die Hände kamen, war der Espion turc, ein zu ſeiner Zeit beliebtes und wiederholt aufgelegtes Werk, das in der Form von Berichten eines angeblich in Paris lebenden türkiſchen geheimen Kundſchafters die Zeitgeſchichte Ludwig's des Dreizehnten und Vierzehnten lebhaft genug mittheilt. Der Verfaſſer Marana iſt weniger berühmt geworden als ſein Buch, auch iſt er weder ein kritiſcher Forſcher, noch ein Meiſter der Darſtellung; allein ihm gebührt, gleich ſeinem Zeitgenoſſen Gregorio Leti, das Lob, eine große Maſſe hiſtoriſchen Stoffes

lesbar unter die Leute gebracht zu haben. Die von ihm gewählte Form hat ſchon in dem Gegenſatze des Morgenlandes gegen das Abendland einen lebhaften Reiz, die Auffaſſung der Ereigniſſe, als geſchähen ſie im Augenblicke, giebt eine erhöhte Spannung, und der Autor weiß die Gegenſtände mit ſeiner Fiktion geſchickt genug zu durchflechten. Der Türke gehörte bald zu meinen Lieblingen, und ich las ſeine Depeſchen mit großem Eifer. Mit dieſem Leſen wetteiferte jedoch das der Zeitungen, die nun beinahe täglich neue Siegesnachrichten von Bonaparte brachten, und deßhalb von uns Allen mit brennender Begier verſchlungen wurden. Der Hamburgiſche Korreſpondent war uns das Wichtigſte vom Tage, wir laſen die Blätter gemeinſam, und ich begann ſie zu ſammeln, um ſie wiederholt leſen zu können. Das ſtete Uebergehen von dem einen zu dem andern Leſen erweckte mir endlich den Gedanken, beider Intereſſe zu vereinen, und den Stoff der Zeitung in der Weiſe des Kundſchafters zu verarbeiten. Da die Tagesangaben im Verfolg immer einige Berichtigung erfuhren, auch aus andern Blättern, z. B. aus dem Journal der neueſten Weltbegebenheiten, aus der Minerva von Archenholz und dem Journal Frankreich von Reichardt, die mir zu Geſicht kamen, viel neuer Stoff hinzutrat, ſo war die Arbeit bedeutend genug, und nicht ſelten über meine Kräfte, daher ich ſie auch nicht lange fortſetzte. Dieſe Nachahmung war mein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch, und Mutter und Schweſter, denen ich ſie zeigte, waren überzufrieden mit meiner Leiſtung.

Mein Vater hielt meine Thätigkeit in andrer Richtung wach, und verlangte vor allem Fortſchritte im Lateiniſchen. Ich hatte abwechſelnd den Cornelius Nepos, das Pantheum mythicum von Pomey, und, damit auch den mediziniſchen Studien vorgearbeitet würde, die Materia alimentaria von Zückert zu überſetzen; Abſchnitte aus Valerius Maximus, die Andria des Terenz und einzelne Scenen von Plautus wurden flüchtig durchgenommen; Stücke aus Celſus hingegen und Oden des Horaz mußten dem Gedächtniß eingeprägt werden. Mein Ehrgeiz war aber auch auf Lateinſchreiben gerichtet, und da es mich wunderte und verdroß, hiezu nicht

angeleitet zu werden, ſo brach ich mir ſelber die Bahn, und verſuchte, jetzt den Nepos nachahmend, Lebensabriſſe berühmter Geſetzgeber zu verfaſſen; ich ſchilderte Moſes, Lykurg, Solon und Numa, ſo gut es meine Hülfsmittel erlaubten, und brachte ein kleines Buch zu Stande, welches meinen Vater höchlich überraſchte und erfreute. Züge aus der Revolutionsgeſchichte, in der Weiſe des Valerius Maximus vorgetragen, ſchloſſen ſich an. Doch wurde mir dieſe freiwillige Uebung dadurch verleidet, daß mein Vater jeden begangnen Fehler gradezu übel nahm, und mich mit Hohn und Bitterkeit darüber anließ, ſo daß ich endlich nur mit Zagen meine Blätter brachte und gewöhnlich mit Weinen ſie zurückempfing. Was half es mir, daß er gegen Andre meinen Fleiß und meine Fortſchritte rühmend pries! Seine Zufriedenheit hätte mich beglückt, aber ich wußte von ihr nichts, und ſah mich von hartem Tadel getroffen, der mir ſogar den Glauben nahm, ſie jemals erlangen zu können.

Mit dem Herbſte verkürzten ſich die Spazirgänge, die Thore wurden mit Sonnenuntergang unwiderruflich geſchloſſen, und verſpäteter Einlaß für Sperrgeld fand nicht Statt. Wir ſahen mit Wohlgefallen ein häusliches Zuſammenſein wieder eintreten, und waren ſehr glücklich, wenn die Eltern mit uns am Theetiſch vereint auf unſre Spiele eingingen, oder uns an ihren Geſprächen Theil nehmen ließen. Bisweilen wurde etwas geleſen und das Geleſene beſprochen, an manchen Abenden auch Brett- oder Kartenſpiel erlaubt. Die Mutter hatte auf einem Trödelſtande mit freudiger Verwunderung ein in Hamburg völlig unbekanntes, ihr aber von Straßburg her bekanntes Spiel entdeckt, ein Pochbrett nämlich, welches ſie mit nach Hauſe brachte und aus vaterſtädtiſcher Erinnerung ſogleich in Gebrauch ſetzte. Von Kartenſpielen geſtattete der Vater keines, das gäng und gäbe war, kein Whiſt, kein Hombre, wohl aber Tarok und andre wenig gebräuchliche, denn wir ſollten unſern Scharfſinn üben, und doch mit Andern zu ſpielen verhindert ſein. Wir beſuchten mit der Mutter jetzt auch mehrmals das Theater, wo wir mit erregteſtem Antheil die Kotzebue'ſchen und Iffland'ſchen Stücke ſahen, feſt überzeugt, daß es in der Welt nichts Schöneres

geben könne, als dieſe Beiſpiele von Tugend, Edelmuth und Wohlthun. Die franzöſiſche Bühne, welche damals in Hamburg große Gunſt hatte, zog uns weit weniger an, als die deutſche, wenn auch manche Stücke uns recht gut gefielen. Ein Talent wie Madame Chevalier, deren berühmte Schreckensſzene im Blaubart ich noch vor ihrer Abreiſe nach Rußland zu guterletzt geſehen hatte, war freilich nicht mehr vorhanden.

Für mich eröffnete der Winter noch ein anderes Theater, auf das ich ſchon vorbereitet war, das anatomiſche nämlich, welches ich mit wahrer Leidenſchaft zu beſuchen anfing. Die Veranſtaltung, daß anatomiſche Vorleſungen gehalten wurden, ging eigentlich von der hamburgiſchen patriotiſchen Geſellſchaft aus, die vieles Gemeinnützige anregte und nachdrücklich unterſtützte. Ein wackrer Stadtwundarzt, Ehlers, kam der Aufforderung thätig entgegen, ein ſchönes Theater war auf dem Eimbeck'ſchen Hauſe längſt vorhanden, Leichen lieferte der Krankenhof, und die unentgeltlichen Demonſtrationen hatten zahlreiche Zuhörer. Mein Vater beſuchte jene Geſellſchaft fleißig, und that der neuen Anſtalt allen Vorſchub; daß er ſeinen noch nicht zwölfjährigen Sohn hinſchickte, wurde als löbliches Beiſpiel angeführt. Ich machte in der That eine nicht geringe Figur dabei. Weder Lehrer noch Mitſchüler waren ſicher in den lateiniſchen Kaſus, die ich mit Leichtigkeit handhabte, und nicht ſelten angeben mußte. Es waren beſcheidene Anfänge; wir hatten fürerſt mit Knochen und Muskeln vollauf zu thun, die Lehre von den Eingeweiden und Gefäßen wurde uns als ein Gegenſtand künftiger Fortſchritte bedeutſam vorgehalten.

Am Ende des Winters fiel ich in eine ſchwere Krankheit, ein galligtes Nervenfieber, dem ich beinah erlegen wäre. Durch meines Vaters entſchloßne und ſorgſame Behandlung genas ich endlich, nachdem ich lange in Gefahr geſchwebt. Wenn ich den Vater liebevoll an meinem Bette, und in ſeinem Auge den ſcharfen Blick ſichrer Kenntniß blitzen ſah, ſo fühlt' ich mich aller Sorge ledig, und die treue Pflege von Mutter und Schweſter that mir ſo wohl, daß ich es für kein Unglück hielt krank zu ſein. Das größte Glück

aber kam mir mit der Geneſung, ſie trat mit dem Frühling ein, und hielt gleichſam Schritt mit ihm. Meine erſten Ausgänge an des Vaters Arm führten in ſonnenerwärmte Luft, unter Blüthenbäume, in grünendes Feld und Büſche, die Vögel ſangen luſtig, das junge Laub drängte ſich quellend hervor, Himmel und Erde wetteiferten in Schönheit. Ich war in fortwährendem Entzücken, und genoß die zwiefache Wiedergeburt in vollen Zügen. Zwiſchen Gärten und Wieſen, an blühenden Hecken, neben rauſchender Quelle hinwandernd, fiel ich meinem Vater aus Freude weinend in die Arme, und die Macht meiner Rührung war ſo ſtark, daß ich mit Staunen auch die ſeinige geweckt ſah. Nie hat mich der Frühling ſo ganz ergriffen, nie hat ſich mein Gemüth ihm ſo erſchloſſen. Dieſe Wonne des Frühlings und der Geneſung zog ſich durch mehrere Wochen hin, denn nur allmählig kehrten meine Kräfte wieder. Mein Vater erkannte die Nothwendigkeit, mich zu ſchonen, ich mußte ſo viel als möglich im Freien ſein, und durfte mich um kein Lernen kümmern, als inſofern es mir zum Vergnügen diente.

Ich verlor durch dieſe Verſäumniß nichts, denn, vollkommen hergeſtellt und gekräftigt, bracht' ich zu den Studien nur erhöhten Eifer und Erfolg. Die früheren Arbeiten wurden ſämmtlich wieder vorgenommen, und neue kamen hinzu. Die Reiſen des jungen Anacharſis führten mich in das griechiſche Leben ein, und berauſchten mich durch poetiſchen Anhauch. Ich las nun auch den Oſſian in der Ueberſetzung von Denis und koſtete den Homer in der von Voß, den letztern ganz zu leſen hinderte nur das Prachtexemplar, das mir unaufgeſchnitten geliehen war, und das ich nicht aufzuſchneiden wagte. Die deutſchen Hexameter machten mir viel zu ſchaffen; der Bau des Verſes war mir durch die Aeneis bekannt, die lateiniſche Proſodie vollkommen einleuchtend; aber im Deutſchen galt offenbar ein andres Geſetz, und worauf es ankomme, vermocht' ich nicht herauszubringen. Ich ging öfters auf den Wall, ſetzte mich an abgelegenem Orte mit meinen Büchern und Papieren hin, und wollte mit Gewalt in die Sache eindringen; ein rechtes Wort hätte mich aufklären können, aber dies rechte Wort wußten nur

Wenige, und ſelbſt Goethe hat ſpäter eingeſtanden, wie ſehr er ſich erfolglos damit gequält. In der That, wer von der alten Silbenmeſſung zur deutſchen kommt, der findet keine Brücke, ſondern muß einen ungeheuern Sprung wagen. Ich verſuchte es her und hin, und brachte in der Angſt, ſtatt der Hexameter, jambiſche Reimverſe zu Stande; alſo das war doch gewonnen, ich machte deutſche Verſe! Reimverſe ließen ſich nach dem Gehör machen, das aber ging bei den klaſſiſchen Silbenmaßen nicht; bei dieſen, was mich noch mehr verwirrte, war auch im Deutſchen die Praxis nicht gleich, denn ich fühlte deutlich, ohne ſagen zu können, worin es läge, daß die Hexameter von Denis und die von Voß ganz verſchiedene Dinge ſeien, wobei ich, gegen den Ausſpruch meines Vaters, die von Voß heimlich für die beſſern hielt. Wodurch und wie mein Streben zum Durchbruch gekommen, weiß ich nicht zu ſagen; genug, eines Tages, nachdem ich auf's neue gerungen, fand ich die Schwierigkeit überwunden, ich machte Hexameter, und aus Furcht, die Kunſt möchte mir wieder ſchwinden, übt' ich ſie gleich aus allen Kräften ein. Es verſteht ſich, daß ich nun nicht zweifelte, ich ſei ein deutſcher Dichter, ja die gute Schweſter begrüßte mich freudigſtaunend mit dieſem Namen. —

In dieſer Zeit wurden mir auch neulateiniſche Dichter von meinem Vater empfohlen, und ich verſuchte mich vielfach an des Mazolli oder Marcellus Palingenius Zodiacus vitae, an des Vaniere Praedium rusticum, des Vida Hymnen und Chriſtias, und ſelbſt an des Grotius Tragödie Christus patiens, doch ohne dieſen Werken Geſchmack abzugewinnen. Mein Vater hatte dieſe und andre Lieblingsbücher meiſt in kleinen holländiſchen Ausgaben, die ſich bequem in der Taſche führen ließen, und deren feinen Druck ſein kurzſichtiges aber in der Nähe ſcharfes Auge recht gut las. Mir waren dieſe Drucke gleichfalls angenehm, und die Elzevir'ſchen, Wetſtein'ſchen und Janſſon'ſchen Sedezbändchen las ich ohne Mühe; meine guten Augen wurden hierin, wie auch wegen meines feinen Ausſchneidens, immer gerühmt, beſonders da ſie als weitſichtige auf ſo ſcharfes Sehen in der Nähe weniger Anſpruch haben konnten. Wie groß war aber der Schreck,

das Erſtaunen, als unvermuthet an den Tag kam, daß ich kurzſichtig ſei! Ich hatte wohl ſeit einiger Zeit die entfernteren Gegenſtände weniger genau erkannt, hatte Inſchriften und Anſchläge mühſam geleſen, allein dies war für Mangel an Achtſamkeit genommen und als ſolcher getadelt worden. Erſt durch die Vorträge auf der Anatomie, wo ſcharfes Sehen ſo wichtig war, und mir mit aller Anſtrengung vom entfernteren Platze her nicht gelang, erkannte ich mich als einen Kurzſichtigen. Der Vater wollte die Sache nicht glauben, Mutter und Schweſter waren betrübt, ich ſelbſt wußte nicht wie mir geſchehen war. Der Gedanke, daß mir die kleinen Drucke und das feine Ausſchneiden geſchadet, konnte doch nicht lange beſtehen; zuletzt ergab ſich als das Wahrſcheinlichſte, daß mein Auge während des Wachsthums eine Veränderung müſſe erlitten haben.

Im Herbſt 1797 erfolgte ein Ereigniß, auf das man in Europa und Amerika lange gehofft hatte, die Freilaſſung des Generals Lafayette aus der Gefangenſchaft in Olmütz. Seine Ankunft in Hamburg erregte die freudigſte Spannung; er zählte hier enthuſiaſtiſche Anhänger, und unter ihnen ſolche, die nicht ſeinen politiſchen Grundſätzen huldigen, ſondern ſeine Leiden, ſeine Tugend ehren wollten. Seine und Doktor Bollmann's Freunde, Franzoſen, Amerikaner und Hamburger, hatten ſich am Nachmittage des 4. Oktobers vor dem Baumhauſe zu ſeinem Empfang vereinigt, und harrten des Hamburger Ewers, der ihn bringen ſollte. Mein Vater und ich ſtanden an günſtiger Stelle, und ſahen ihn ausſteigen, begleitet von ſeiner Gattin und ſeinen beiden Töchtern, ihm folgten die andern beiden Gefährten ſeiner Gefangenſchaft, Bureau de Puzy und La-Tour-Maubourg. Er ſah leidend aus, mild und wohlwollend, aber auch feſt und entſchloſſen; als er die franzöſiſche Kokarde an den Hüten der Bewillkommenden erblickte, begrüßte er ſie lebhaft, indem er die ſeinige hoch empor zeigte. Bei jedem Schritte die Stufen hinan erfuhr er neue Umarmungen, neue Händedrücke, er ſegnete mit thränenvollem Blicke den Boden der Freiheit, den er jetzt wieder betrat, denn bis hierher war er noch unter der Begleitung und Aufſicht eines öſterreichiſchen

Offiziers geweſen. Der ganze Hergang war ſtill und einfach, erſt als er — ich glaube mit dem Hamburger Doktor Chaufepié — in den Wagen des nordamerikaniſchen Conſuls Pariſh einſtieg, erſcholl aus der gedrängten Zuſchauermaſſe ein donnerndes Vive Lafayette! Auf mich hatte die Erſcheinung einen tiefen Eindruck gemacht, das Bild des Mannes war mir in die Seele geprägt, es war das erſtemal, daß ich einen mir als groß und weltberühmt bekannten Mann perſönlich geſehen hatte, ich fühlte mich bereichert und gehoben durch den Anblick. Zu Hauſe verſucht' ich meine Empfindungen niederzuſchreiben, und füllte mehrere Seiten; mein Vater, der mein Denkblatt las, ſagte nichts darüber, behielt es aber, und meine Schweſter brachte heraus, daß er daſſelbe mehreren Freunden gezeigt hatte.

Ein Feſt der franzöſiſchen Republikaner in Harvſtehude, das wir mitanſahen, hatte wahrſcheinlich Bezug auf Lafayette, der aber nicht zugegen war, ſondern ſich gleich nach Holſtein auf's Land begeben hatte. Ich erinnere mich nur, daß der Miniſter Reinhard präſidirte, und daß der Sänger Chateauneuf vom franzöſiſchen Theater patriotiſche Lieder vortrug, deren Schlußzeilen die ganze Geſellſchaft ſtürmiſch zu wiederholen pflegte. Der auf dieſe Art mehrmals erſchallende Refrain

Nous ne reconnaissons, en détestant les rois,
Que l'amour des vertus et l'empire des lois!

rief manchen Gäſten doch zu lebhaft die überſtandene Jakobinerzeit zurück, und ſie proteſtirten gegen die Beleidigung der Könige, da von zweien, der Republik befreundeten, ſogar die Geſandten in der Nähe waren, der däniſche nämlich und der preußiſche.

In der Stimmung der Zeit fand unerwartet ein Gedicht den ſtärkſten Anklang, welches für ſie doch keineswegs berechnet ſein konnte. Ein edler Dichter führte das Bild der traurigen Stürme und Verwirrungen vorüber, ließ aber nicht politiſche Leidenſchaft, ſondern reinmenſchlichen Antheil darin walten. Dies war der Ausdruck ſeiner Empfindungen, und ſchien keineswegs den in der Welt vorherrſchenden zu

entſprechen; aber ſiehe da! er hatte das tiefſte, innere Bedürfniß aller Beſſern getroffen, und mächtig trat dies an den Tag in der allgemeinen Wirkung, die er in Deutſchland hervorrief. Das Gedicht war Goethe's Hermann und Dorothea, und eben als Taſchenbuch für das Jahr 1798 erſchienen. Meine Schweſter und ich bekamen es mit andern neuen Almanachen, und waren gleich davon ergriffen. Der Namen konnte damals noch nicht beſtechend auf uns wirken, die Darſtellung hatte für uns noch keinen Kunſtwerth, es war nur der Stoff und ſein rein hervortretender Gehalt, die uns bezauberten. Hingeriſſen aber wurden wir ſogar wider Willen, denn unſre Geſinnung forderte eigentlich ſtärkere Partheinahme für die Franzoſen, und hier fanden wir unerwartet auf der deutſchen Seite unſre Rechnung. Wir glaubten nur etwas Gewöhnliches geleſen zu haben, und fühlten lange die außerordentliche Wirkung. Jener erſte, faſt bewußtloſe Eindruck ſtieg in aller Kraft einer tiefen Erinnerung wieder in mir empor, als Hegel ſpäter in Berlin mir einesmals erzählte, wie er zu Frankfurt am Main geweſen, als das Goethe'ſche Gedicht erſchienen, und daß wer es nicht erlebt habe, ſich keine Vorſtellung davon machen könne, wie mächtig daſſelbe auf die Menſchen gewirkt, wie vaterländiſch und verſöhnlich es die Gemüther geſtimmt habe. —

Zum Winter eröffnete ſich auf's neue das anatomiſche Theater, und ich beſuchte nicht nur die jetzt vermehrten Vorträge, ſondern ich nahm auch am Zergliedern Theil. Dies ernſte Geſchäft wurde mit Heiterkeit, ja faſt mit Uebermuth betrieben, und es ſcheint beinahe nothwendig, ſich auf ſolche Weiſe gegen das Geſpenſtige des Todes und die Widrigkeit der Fäulniß zu betäuben, denen ein gelaſſener Sinn doch nur mit Schaudern naht. Ich erfuhr an mir ſelbſt, daß hier der Geſichtspunkt und die Stimmung, die man zu den Dingen mitbringt, alles ſind. Von Kindheit auf bangte mir im Dunkeln, fürchtete ich mich vor Leichen; beim Zergliedern aber blieb ich oft, wenn die Andern weggingen und es ſchon dunkelte, ruhig allein zurück, und wartete die Stunde der Vorleſung ab, wo denn wieder Licht und Leben zu mir

traten. Von meinen damaligen Mitſchülern hab' ich einen berühmtgewordenen zu nennen, den Sohn des hamburgiſchen, nachher helmſtädtiſchen Profeſſors Lichtenſtein, den Reiſenden von Südafrika, jetzigen Geheimenrath in Berlin. Der Sohn des Demonſtrators Ehlers und ein junger Hamburger Namens Luther, mit dem ich in der Folge innigſt befreundet wurde, wetteiferten mit mir, und ein ſchon älterer Wundarzt Werner aus Berlin nahm ſich unſer treulich an, nicht ohne uns bei jedem Anlaſſe zu erinnern, das wahre Heil und die rechte Tüchtigkeit alles mediziniſchen Wiſſens hätten wir doch erſt künftig in Berlin zu erwarten. Wir hörten bei Ehlers auch Vorleſungen über Chirurgie, von denen natürlich daſſelbe gelten mußte, daß ſie nur Vorbereitung ſein könnten auf die künftigen in Berlin.

Dieſe Beſchäftigungen nahmen meine Zeit ungewöhnlich in Anſpruch, denn auch zu Hauſe hatte ich den Inhalt der Vorträge fleißig zu wiederholen. Ungemein erſchwert wurde mir die Arbeit durch den Eigenſinn des Vaters, der mir durchaus nicht die eingeführten deutſchen Lehrbücher anſchaffen wollte, ſondern darauf beſtand, daß ich Anatomie aus lateiniſchen Schriften lernen ſollte; aber Plenk und Leber, an die ich mich hielt, die Euſtachiſchen und andere Kupfertafeln, die mir nicht fehlten, ſtellten die Dinge oft anders dar, als ich ſie nach Walter und andern Neueren vortragen hörte, ich hatte nun zweierlei Linien zu verfolgen, und beide auf einander zurückzuführen, was nicht immer gelang. Sogar des Vaters eigne Wiſſenſchaft ſtimmte nicht ſtets mit dem, was ich aus dem Hörſaal nach Hauſe brachte, und es gab öfters verdrießliche Erörterungen, die mir zu vermeiden unmöglich war. Zum Glück empfand Ehlers für meinen Vater die größte Ehrerbietung und ſtellte ſich willig unter deſſen Autorität, ſonſt hätte ich manchmal in übler Klemme geſteckt, wenn der Eine hartnäckig os bregmatis nannte, was bei dem Andern os parietale hieß! —

Meines Vaters eigne Thätigkeit hatte ſeit einiger Zeit ungemein zugenommen, ſeine Lage verbeſſerte ſich raſch und durfte bei ſolchem Fortgange den gedeihlichſten Wohlſtand verſprechen. Sein Eifer, der kein Anſehn der Perſon kannte,

zog ihm aber auch vorzugsweiſe das Vertrauen der Armen zu, und die Anforderungen gingen oft über ſeine Kräfte. Dabei hatte er ein lateiniſches Werk unternommen, in welchem er wichtige Erfahrungen mitzutheilen beabſichtigte. Unter ſolchen Umſtänden, ſowohl von meiner Seite als von der ſeinigen, war es natürlich, daß meine lateiniſchen Stunden ſeltner wurden, und oft mehrere Tage ausfielen. Nach einer längern Unterbrechung fiel dem Vater ein, das Verſäumte kräftig einzubringen, und er befahl mir eine Ausarbeitung, die wohl ſchlecht geweſen ſein muß, denn er gerieth in heftigen Zorn, und beſchuldigte mich der ſtrafbarſten Nachläſſigkeit. Die nächſten Aufgaben und Prüfungen lieferten ebenfalls ungünſtige Ergebniſſe, und konnten keine andern liefern, denn es wurde offenbar, daß ich ſchon lange mehr in oberflächlichem Schein als in wahrer Gründlichkeit fortgeſchritten war, und auf der künſtlichen Höhe, zu der ich hinaufgeſchraubt worden, mich nicht halten konnte. Bisher hatte der Vater ſelber dies alles verdecken helfen, jetzt enthüllte er ſchonungslos den Schaden, und machte ihn faſt unheilbar durch die Vorwürfe, die er auf mich häufte, und die Niedergeſchlagenheit, die ſich dadurch in mir feſtſetzte. Der Unwillen des Vaters ging ſo weit, zu erklären, es wäre am beſten, ich gäbe das Studiren auf, und wählte eine andre Beſtimmung, ich könnte ja zu Schiff gehen und, wie ſchon Viele, mein Glück in der weiten Welt ſuchen. Dergleichen Schreckbilder waren nicht ernſtlich gemeint, aber auf mich wirkten ſie nur zu ſehr, ich mußte an mir ſelber zweifeln, und dachte wirklich, jetzt in meinem zwölften Jahre, da ich ſchon ganz erwachſen und entwickelt war, alles bisherige Streben ſei verloren, ich müſſe alles von vorn anfangen, vielleicht in andrer Richtung, für andre Zwecke!

Ich fand in meiner Nähe keinen Troſt, denn leider war auch unſre Häuslichkeit ſchon eine Zeit lang im Innern verſtimmt, und offenbarte einen Zwieſpalt, der zwar keine tiefen Urſachen hätte und jeden Augenblick aufhören konnte, aber in ſeiner Fortdauer uns Kinder aller Freude beraubte, uns wider Willen auf verſchiedene Seiten drängte. Benehmen und Handlungsweiſe, die wir zu beurtheilen weder

Beruf noch Neigung hatten, betrafen uns zu nah, als daß wir ſie nicht hätten erörtern und, wenn auch nur insgeheim, billigen oder tadeln müſſen. Das Näherſtehen, der Zug des Herzens, und auch wohl die ſtille Macht unbeſtechlichen Urtheils, hielten mich ganz auf der Seite des Vaters, wie meine Schweſter doch mehr auf der Seite der Mutter ſtand; die unerſchütterte Geſchwiſterliebe konnte dieſem Gegenſatze nicht wehren. Wenn mir aber nun der Vater ſich abwandte, ſo war ich ganz verlaſſen, und in dieſem Gefühl erlebt' ich Tage, deren Troſtloſigkeit nicht zu ſchildern iſt. —

Was mit mir werden ſollte, lag mir in tiefſter Dunkelheit. Aus meinen Kräften war hier keine Hülfe möglich, ſie mußte durch höhere Fügung kommen, die ich inbrünſtig anrief. Doch vergingen die Tage nicht, ohne daß ich redlich bemüht geweſen wäre, meinerſeits alles zu thun, was zum Guten diente. Ich arbeitete unverdroſſen, und brachte es wenigſtens dahin, daß der Vater mich neuer Aufgaben würdigte, und meine Arbeiten wieder durchſah. Nach und nach bezeigte er ſich zufriedner, ohne daß ich, wenn ich mich im Gewiſſen befragte, dafür mehr Grund finden konnte, als für die vorhergehende Unzufriedenheit, denn was ich damals und jetzt leiſtete, war meinem Gefühle nach kaum verſchieden. Ein Ereigniß, auf das ich nicht gerechnet hatte, kam günſtig zu Hülfe. Aus einer öffentlichen Prüfung in der Anatomie brachte ich die Neuigkeit nach Hauſe, daß die patriotiſche Geſellſchaft Ehrenpreiſe ausgeſetzt habe, und daß demgemäß drei Medaillen vertheilt, mir aber die erſte zuerkannt worden. Nun hatte ich gewonnen. Die letzten Wolken verzogen ſich, und Tage gleich den früheren, wenn nicht glückliche, doch befriedigte, ſchienen dauernd wiedergekehrt.

Doch war es anders beſchloſſen. Mein Vater, der bis dahin immer geſund geweſen, erkrankte ſchwer an einem heftigen Leberübel. Er war ſein eigner Arzt, und erkannte ſeine Krankheit für tödtlich. Seine Faſſung war bewundernswerth, weder die Schmerzen, noch das nahe Scheiden ſtörten ſeine Gemüthsruhe. Mit Heiterkeit verſammelte er uns eines Abends um ſein Bett, ſprach liebreich mit der Mutter über

ihre Zukunft, gab ihr Rath, wie ſie ihr Leben für ſich und für uns am beſten ordnen würde, ſprach in gleicher Weiſe mit uns Kindern, ermahnte uns zu allem Guten. Als er unſre Troſtloſigkeit ſah, meinte er, es ſei wohl noch möglich, daß er geneſe; auch nahm er Arznei, zum Beweiſe der noch vorhandnen Hoffnung, und beſchwichtigte uns ſo weit, daß wir auf ſeinen Wunſch zur Ruhe gingen. Nun hatte er wirklich geglaubt, in jener Nacht zu ſterben, die aber im Gegentheil eine heilſame Kriſe brachte, das Fieber ließ nach, und am andern Morgen ſah er ſich auf dem Wege der Geneſung.

Von ſeinen Freunden ſtand ihm in dieſer Zeit keiner ſo nah, wie der Konſul Kirchhof, ihm hatte er alles vertraut und übertragen, was ihm auf dem Herzen lag, beſonders auch die Sorge für mich und mein Studiren, das er jetzt als den Gegenſtand ſeiner ſchönſten Hoffnungen erkennen ließ. Noch viele andre Freunde, und auch Freundinnen, bewieſen ihm beeiferte Theilnahme, und wieder, wie ehemals in Düſſeldorf, zeigten beſonders die Leute geringeren Standes, wie ungern ſie von ihm laſſen würden. Doch war auch jetzt noch die Nothwendigkeit vorhanden, ſich allen Anforderungen zu entziehen, denn die Geneſung ſchritt äußerſt langſam, und ſtatt der gewichenen Krankheit ſchien eine andre ſich zu bilden. Mit ſcharfer Aufmerkſamkeit folgte er dem heranſchleichenden Feind, und wußte ihm auch diesmal, nicht ohne langwierigen Kampf, endlich den Rückzug zu gebieten. Da er nicht ausging, und die zu Hauſe mögliche Berufsthätigkeit doch nur beſchränkt war, ſo kam die unfreiwillige Muße meinem Unterricht zu gute, und derſelbe ging ungefähr wie in früheren Zeiten, unter mäßigem Wechſel von Lob und Tadel, ſeinen geordneten Gang. Als Monate auf Monate vergingen, ohne daß die Kräfte recht wiederkehrten, beſchloß mein Vater, hauptſächlich auf Zureden ſeines Freundes Kirchhof, eine Badekur zu verſuchen, und reiſte im Sommer 1798 nach Schwalbach, fand aber wegen der Kriegsunruhen gerathen, lieber in Heidelberg den Brunnen zu trinken und dabei im Neckar zu baden.

Wir verlebten nun eine hoffnungsvolle Zeit. Der Vater

schrieb aus Heidelberg sehr zufrieden. Ich hatte genugsame Beschäftigung, und machte mir stets neue. Die Mutter ging mit uns spaziren und in Gesellschaft, wir lernten neue Verhältnisse kennen, wurden auf Gemüthsarten und Schicksale aufmerksam. Das Loos einer Bekannten, die wir einem reichen französischen Kreolen verlobt, dann lange von ihm hingehalten und endlich verlassen sahen, dünkte uns, wiewohl es die gewöhnlichste Geschichte war, durch die persönliche Bekanntschaft und die Nähe des Erlebens, eine romantische Begebenheit, die uns lange Zeit nicht losließ, und meiner Schwester den Stoff eines Romans in Briefen geben mußte. Einen andern Reiz gewährte uns der Kirchenbesuch, der eigentlich nur die Mutter und die Schwester anging, von meinem Vater aber, nach deren Wunsch, auch für mich war gebilligt worden. Er hatte uns zu diesem Behuf mit Gesangbüchern beschenkt, und wir lernten die geistlichen Lieder in die Wette auswendig. Die Predigten zogen uns sehr an, und wurden Gegenstand unsrer vertraulichsten Gespräche; sie konnten keine konfessionellen Streitigkeiten anregen, denn sie hielten sich von allen Glaubensunterschieden fern, und bemühten sich, eine lautre Sittenlehre vorzutragen und durch das Wort des Evangeliums zu bekräftigen. Die Predigten des Hauptpastors Willerding an der Petrikirche zeichneten sich durch Licht und Wärme des Vortrags aus, und hatten großen Zulauf, man pries die aufgeklärte Vernunft, die er an die Stelle der Dogmen treten ließ. Doch gab es auch noch Hamburger von altem Schrot und Korn, die ihren Unwillen ausdrückten, daß der ächte Luther'sche Eifer fast erloschen sei, und die Zeiten priesen, wo der Pastor Neumeister, nach gehaltener Predigt, seine fanatisirten Zuhörer ihm zu folgen aufforderte, von der Kanzel stieg und mit emporgehaltener Bibel den Volkshaufen zu der Kapelle führte, wo die Katholiken ihren Gottesdienst hatten, und die von Grund aus zerstört wurde. Solch ein Eifer war nun freilich nicht mehr zu finden! —

Nach ein paar Monaten kehrte mein Vater von der Reise zurück, doch leider von einem Unfall betroffen, der ihn fürerst noch als Kranken im Hause halten mußte. Er hatte

Nachts mit dem Wagen umgeworfen, und ſich beide Kniee aufgeſchlagen. Die Wunden ſchienen zwar zu heilen, allein der allgemeine Zuſtand war gar nicht befriedigend, die frühere Krankheit zeigte ſich wieder, die Wunden wollten ſich nicht ſchließen, und eine Abnahme der Kräfte wurde merkbar. Mit ungemeiner Seelenſtärke trug der Vater dieſen peinlichen, langwierigen Zuſtand, rang von Stufe zu Stufe mit der ſtets anſteigenden Krankheit, und wiewohl er ſich nicht verhehlte, daß er dem Uebel erliegen müſſe, ſo gab er doch den Kampf nicht auf, und führte ſein Tagewerk, ſo weit es dieſe betrübten Umſtände zuließen, unverdroſſen fort. Auch meines Unterrichts nahm er ſich wieder thätig an, und um ſo fruchtbarer, als er nun den ganzen Tag mich unter Augen hatte.

Während dieſer langen Krankenzeit nahmen wir mit Erſtaunen in dem Vater eine wichtige Veränderung wahr. Schon vor ſeiner Reiſe war es uns aufgefallen, daß er in Betreff der Franzoſen kühler geſtimmt war, ihren Siegen wenig Antheil mehr widmete, ihre politiſchen und militairiſchen Handlungen häufig mißbilligte. Dieſe Richtung trat jetzt in offener Entſchiedenheit hervor. Die Forderungen Frankreichs an Deutſchland auf dem Raſtatter Kongreß, die Unternehmungen in der Schweiz und in Italien, ja ſogar Bonaparte's Zug nach Aegypten, erfuhren ſeinen ſcharfen Tadel. Wir entdeckten bald, daß hierin ſein Freund Kirchhof lebhaft mit ihm einſtimmte, und daß beide, ſo oft ſie zuſammenkamen, ſich in dieſen Anſichten ſteigerten. Wir waren nicht wenig betroffen, und ich ganz außer mir. Von jeher war ich gewohnt, den Vater in allen Dingen als höchſte Autorität anzuſehen, in Gedanken und Meinungen ihm nachzufolgen, ſein Urtheil und ſeine Handlungen als wahr und richtig anzunehmen; in dieſem Falle wurde mir dies unmöglich, ſeine Umwandlung ſchien mir ein Verrath an der guten Sache, eine Untreue gegen alle Sympathieen ſeiner früheren Zeit. Ich fühlte, daß hierin zwiſchen uns eine Scheidewand aufſtieg, daß wir fortan getrennt ſeien, meine Selbſtſtändigkeit war mir auf das ſchmerzlichſte klar. Mit ihm zu ſtreiten, konnte nicht gelingen; und weil ich ihn leidend ſah, vermied

ich es ganz. Es war mir lieb, daß auch Mutter und Schweſter auf meiner Seite ſtanden, und wir unſre Meinungen austauſchen konnten; aber ich bedurfte des Anhaltes kaum, denn ich war in mir gewiß, meine Ueberzeugung ſei unabhängig von fremder Gewähr. In der That wurde ſie durch die Ereigniſſe mehr und mehr bloßgeſtellt, das Glück wandte der Sache, der ich anhing, den Rücken, und wir hatten das bittre Leid, meinen Vater noch in den letzten Zeiten ſeines Lebens, da er ſchon wenig Antheil mehr an den Dingen nehmen konnte, bei den Unfällen der Franzoſen in Deutſchland und Italien wohlzufrieden zu ſehen, und jeder ſchlimmen Nachricht, die uns das Herz bluten machte, beiſtimmen zu hören, für uns um ſo unbegreiflicher, da die Gründe dieſer Sinnesänderung nicht ausgeſprochen wurden, die der früheren Anſichten aber tief in uns eingepflanzt waren und fortwirkten.

Nicht verletzend, aber doch ſeltſam und wunderlich berührte uns eine andre Richtung, in welche der Vater jetzt mehr als ſonſt einging. Ich habe ſchon zu erwähnen gehabt, daß ich ihm früher die Pſalmen lateiniſch vorleſen mußte; hiebei lag unſtreitig ein Bedürfniß religiöſer Erhebung zum Grunde, dem ich auch andre Bücher nach Gelegenheit dienen ſah, denn die kleinen Lieblingsausgaben von des heiligen Auguſtinus Betrachtungen und Handbüchlein, von Boethius Tröſtungen und andre ſolche Schriften, die er wieder und wieder zu leſen pflegte, waren doch wohl nicht für bloß geiſtreiche Unterhaltung beſtimmt. Mit der Krankheit nahm die Vorliebe für ſolche Bücher zu, Thomas a Kempis wurde fleißig geleſen, und beſonders Hermann Hugo's pia desideria. Das letztere Buch, von einem Jeſuiten verfaßt, dünkte mich in Ton und Bildern beinahe kindiſch, und ich war etwas betroffen, den Vater dazu herabgeſtimmt zu ſehen. Allein es hatte damit eine beſondre Bewandtniß; mit jenem Buche war ſeine frühſte Kindheit erfreut und genährt worden, er hatte daſſelbe dann völlig vergeſſen, und jetzt kam es ihm unerwartet wieder vor Augen. Alle Bilder der Jugend, alle lieblichen und reinen Empfindungen frommer Einfalt erwachten in ihm bei dieſen einſt

ſo vertrauten Blättern, und dieſem ſüßen Eindrucke ſich hinzugeben, war auch dem feſten, aufgeklärten Manne wohl erlaubt. Uebrigens nahm er ſeine Erbauung eben ſo gern aus proteſtantiſchen Quellen, als aus katholiſchen, ich ſah z. B. Wanckelii precationes piae bis zuletzt viel in ſeinen Händen; nur lateiniſch mußten die Bücher ſein, denn einzig in dieſem Elemente, ſo ſehr wirkte die frühſte Gewöhnung fort, befand er ſich wahrhaft wohl. Von der Freiheit ſeines Geiſtes, der Lebendigkeit ſeiner Ueberzeugungen und der Kraft ſeiner Menſchenliebe gab er in dieſer Prüfung vielfache Proben, ſowohl durch Lehren, die er mir ertheilte, als durch Anordnungen, die er traf. Ein zudringlicher Bekannter, der, wiewohl ſelber ungläubig, doch die Aeußerlichkeiten der Kirche in Anregung brachte, wurde zur Ruhe verwieſen, mit heitrem Scherze, der den ſchönſten Muth bezeugte.

Ein Umzug von der Steinſtraße nach den Kaien, der nothwendig geworden war, hatte meinen Vater wenig angeſtrengt, die Ausſicht auf den bewegten Hafen freute ihn, und bisweilen ſprach er ſogar noch Hoffnungen aus, die ſich aber in den nächſten Wochen raſch verloren. Er zehrte ſichtbar ab, in der Nacht des 5. Juni fühlte er ſich plötzlich matter, rief uns an ſein Bette, ſprach aber nicht mehr, ſondern ſchlummerte ſanft hinüber. Den Tag, an dem er ſterben würde, hatte er, nicht uns, aber dem Freunde Kirchhof, acht Tage vorher genannt. Er ſtarb im dreiundvierzigſten Jahre. Das Begräbniß war proteſtantiſch. Der Freund ſetzte ſeinem Andenken die Worte: „Vir probus et sapiens.“

Es war längſt beſtimmt, daß ich in Berlin Medizin ſtudiren ſollte; in manchem Sinne ſchien ich dazu hinlänglich vorbereitet, in anderem jedoch nicht, und jedenfalls erregte mein Alter mehrfaches Bedenken. Mein Oheim, den ich durch einen lateiniſchen Brief von dem Ableben ſeines Bruders benachrichtigt hatte, rief mich zu ſich nach Köln, um dort unter ſeiner Obhut zu ſtudiren. Allein weder mein eigner Sinn ſtand dorthin, noch ſahen Mutter und Schweſter dabei viel Haltbarkeit, und Kirchhof, der ſich meiner väterlich an-

nahm, wollte von dem Gedanken nicht weiter hören. Er nahm die ganze Sorge auf ſich, und meinte, ich ſolle nur noch einige Geduld haben, und wenigſtens mein fünfzehntes Jahr abwarten, die Zwiſchenzeit könne ich einſtweilen noch trefflich nutzen, denn die anatomiſchen und chirurgiſchen Vorleſungen gingen ununterbrochen fort, und meines häuslichen Fleißes war er gewiß. Damit auch im Franzöſiſchen mir die lebendige Anregung nicht fehlte, erbot er ſich, meine Ausarbeitungen in dieſer Sprache wöchentlich mit mir durchzugehen; auch im Engliſchen wollte er mir Stunden geben, und mit Büchern und andern Hülfsmitteln aus ſeiner reichen und ſchönen Bibliothek verſah er mich beſtens. Ich war mit allem wohlzufrieden, und ließ es an Fleiß nicht fehlen. Die Vorleſungen verſäumt' ich nie, lateiniſcher und franzöſiſcher Aufſätze, bei denen immer etwas ſchriftſtelleriſcher Reiz war, ſchrieb ich viele ſtarke Hefte, den ganzen Rollin, Crévier und Lebeau — histoire ancienne, romaine, des empereurs romains und du bas-empire, gegen ſechzig Bände — las ich mit Aufmerkſamkeit, nebenher noch das Werk von Gibbon in deutſcher Ueberſetzung, die meiſten Geſchichtbücher von Leti, eine Menge lateiniſcher Schriften zur engliſchen und holländiſchen Geſchichte, und einen ganzen Praß von neueren politiſchen und litterariſchen Sachen, wie ſie der Zufall mir in die Hände führte. War in dieſem Leſen auch wenig Ordnung und Folge, ſo ſchöpft' ich doch immer mancherlei Belehrung daraus. Ueberdies wäre mir es ſchwer geweſen, mein Leſen nach einer Vorſchrift einzurichten, denn ich hatte zwar Bücher genug, aber keineswegs nach Wahl oder Neigung; ich wußte keinen Rath, mir die bekannteſten Bücher zu verſchaffen, beſonders wenn es ſchöngeiſtige waren, denn in Betreff dieſer war Kirchhof keineswegs gefällig, und die Leihbibliotheken führten nur die geringeren. Mit unendlicher Mühe errang ich Klopſtock's Meſſias, einige Bände von Wieland, die Leiden Werther's. Ich ließ mir denn freilich auch Cramer's Romane gefallen, und die von Lafontaine dünkten mich des höchſten Lobes werth. Ich machte während dieſer Zeit auch nicht wenige Gedichte, bei denen mir nächſt Horazens Epiſtel an die Piſonen der verſtändlichere Boileau

und Gottſched's kritiſche Dichtkunſt zur Leitung des Geſchmacks dienen mußten, und ſo wunderlich dies klingen mag, ſo muß ich geſtehen, daß mir beſonders das letztere Buch von vielem Nutzen war, wozu nicht wenig beitragen mochte, daß ich zu gleicher Zeit die polemiſchen Schriften ſeines Gegners, des Philoſophen Meier zu Halle, mit Emſigkeit las, ſo daß in mir am Ende des Jahrhunderts noch die verſchollenen Partheien ſich herumſchlugen, deren Kampf in der Wirklichkeit längſt erloſchen war, und ſtatt deren ſchon die ſechsten und ſiebenten Nachfolger den Schauplatz einnahmen. Für meine dichteriſchen Strebungen aber fand ich durchaus keinen lebenden Anhalt. Auch meine Freunde Werner und Luther hatten dafür keinen Sinn, und hielten meinen Eifer für eine Sonderbarkeit. Ihr Umgang war mir dagegen in andrer Richtung nützlich; auf Spazirgängen, bei Beſuchen hielten uns immer nur ernſte Dinge beſchäftigt. Vor Abwegen blieben wir durch unſre Gewöhnungen und ſittlichen Begriffe glücklich bewahrt. —

So verging denn doch über ein Jahr, bevor meine Abreiſe nach Berlin ſich näher beſtimmte, eine Zeit, von der noch manches zu erzählen wäre, wenn es mit dem Gegebenen nicht ſchon genug dünken dürfte. Kirchhof hatte inzwiſchen mit dem Generalſtabschirurgus Görcke in Berlin wegen meiner Aufnahme in die dortige chirurgiſche Pepiniere korreſpondirt, und mein Eintritt als ſogenannter Volontair wurde zum Herbſt 1800 feſtgeſetzt. Das erſt vor wenigen Jahren gegründete Inſtitut wurde wegen ſeines zweckmäßigen Studienplans, der guten Ausſicht und billigen Freiheit, in der die Zöglinge lebten, und wegen der vielfachen großen Hülfsmittel, die ſich in Berlin ihm darboten, höchlich gerühmt; man pries mich glücklich, daß ich ſo früh ohne die Gefahren der Univerſität alle ihre Vortheile genießen ſollte.

Bevor ich abreiſte, ſollte ich noch eine merkwürdige und für mich außerordentliche Bekanntſchaft machen. Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen war zu der Zeit in Hamburg, und Kirchhof meinte, da ich nach Berlin reiſte, ſo würde mir eine Empfehlung von ſo hoher Hand jedenfalls nützlich ſein. Er ließ mich dem Prinzen anmelden, und ein

Herr Demiani führte mich ihm eines Morgens zu. Ich hatte den Prinzen als genial rühmen hören, und war ſehr geſpannt, ihn zu ſehen. Der große ſchöne Mann trat aus einem Kabinet hervor, halb angekleidet, mit bloßer Bruſt; er redete mich freundlich an, fragte nach meinen Studien, ob ich denn Latein wiſſe, das ſei ſchwer, wie er ſelbſt erfahren, denn er habe es noch nicht lange zu erlernen angefangen; in ſeinem Benehmen war Güte und Behagen, ein menſchlicher Zug, der ihm die Herzen gewann; er antwortete raſch und gebieteriſch einem Offizier, der ihm etwas zuflüſterte, that dann auf dem Fortepiano einige Griffe, und wandte ſich darauf wieder zu mir, um mir zu ſagen, daß er meinetwegen ſehr gern an Görcke ſchreiben wolle. Ich mußte ein zweitesmal wiederkommen, das Schreiben zu empfangen, aber der Prinz hatte es ſchon abgeſandt. Er ſagte, er hoffe mich in Berlin zu ſehen, und entließ mich mit den beſten Wünſchen. Er war der erſte Prinz, den ich kennen lernte, und wahrlich, glänzender und einnehmender als dieſer erſte iſt mir keiner ſeitdem erſchienen! —

Ich fuhr mit dem Poſtwagen von Hamburg ab, und traf in Berlin zu Ende des Septembers ein. Mein erſter Gang war zu Görcke, der mich mit äußerſter Zuvorkommenheit aufnahm, mir aber gleich nicht ſonderlich gefiel. Er rief den Oberſtabschirurgus Völzke herbei, und ſagte ihm, das ſei der junge Hamburger, wegen deſſen der Prinz Louis Ferdinand geſchrieben habe, und mit lächelnder Selbſtgefälligkeit fügte er hinzu: „Ja, ja, in Hamburg hat die Pepiniere ſchon den größten Ruhm!“ — Ich war um vier bis fünf Wochen zu früh gekommen, die Vorleſungen ſollten erſt nach dieſer Zeit beginnen. Die Zimmer für die Neueintretenden waren noch nicht in Ordnung, ich wurde daher vorläufig bei ſchon ältern Eleven einquartirt, die mich mit den Einrichtungen bekannt machen, mir die Stadt zeigen und überhaupt hülfreiche Genoſſen ſein ſollten. — Unangenehm war mir, daß ich mein Haar pudern und in einen Zopf binden mußte, auch daß manche der mitgebrachten Kleider, z. B. Pantalons, hier verboten waren. Dagegen ließ mich die Geringheit der Mittagskoſt, an der ich nun Theil nahm, ſehr

gleichgültig, und ich wunderte mich nur, daß ſelbſt Görcke mir von dem guten Hamburger Eſſen ſprach; für das nicht vermißte fand ich übrigens erwünſchten Erſatz in dem erſt ſeit kurzem an der Stechbahn eröffneten kleinen Konditorladen von Joſty, dem ſich denn doch kein hamburgiſcher gleichſtellen konnte! Ich beſah die Merkwürdigkeiten der Stadt, verweilte beſonders mit Vorliebe bei den Bildſäulen preußiſcher Kriegshelden auf dem Wilhelmsplatz, ſah mir die verſchiedenen Truppengattungen und ihre Exerzirkünſte wiederholt an, und beſuchte auch das deutſche Theater, wo Kotzebue'ſche und Iffland'ſche Stücke herrſchten. Einer merkwürdigen und eindrucksvollen Begebenheit wohnte ich gleich in der erſten Zeit meines Aufenthaltes bei, dem Leichenbegängniſſe Meierotto's, des trefflichen Schulmannes, dem außer den zahlreichen Schülern des Joachimsthal'ſchen Gymnaſiums und den Abgeordneten der andern Gymnaſien eine große Schaar von Bürgern und angeſehenen Männern folgte, ſo daß aus der tiefen Trauer und ernſten Theilnahme ſogleich zu erkennen war, welch ein bedeutender und allgemein anerkannter Mann hier beſtattet wurde. Wie oft war ich in ſpäteren Zeiten veranlaßt, mich ſolcher erſten Eindrücke zu erinnern! —

Fünfter Abſchnitt.

Mediziniſch-chirurgiſche Pepiniere.

Berlin, 1800—1803.

Die preußiſche Kriegsarzneikunde ſtand ſeit langer Zeit in großem Ruhm, und man war gewohnt, bedeutende Namen an ihrer Spitze zu ſehn. Noch zuletzt hatte der Generalſtabschirurgus Doktor Theden einer allgemeinen Anerkennung ſeiner mannigfachen Verdienſte genoſſen, und als er in hohem Alter der Ruhe bedürftig geworden, war man nicht verlegen, ihm einen würdigen Nachfolger zu bezeichnen, man zweifelte nicht, daß Doktor Murſinna dieſer ſein müßte. Allein nicht dieſer, ſondern Doktor Görcke wurde zu dem wichtigen Amt erhoben, nicht ohne Theden's eigne dringende Einwirkung. Die öffentliche Meinung ſtimmte dieſer Wahl nicht völlig bei, und Görcke wußte dies wohl, daher ſein Ehrgeiz immer geſpornt war, ſie durch ausgezeichnetes Wirken und Schaffen zu rechtfertigen. Als praktiſcher Wundarzt war er geſchickt, bei ſeinen nicht allzu häufigen Operationen bewies er Leichtigkeit und Sicherheit; doch fühlte er ſelber, daß er im eigentlich wiſſenſchaftlichen Gebiete wenig begründet war, und grade von dieſer Seite wuchſen die Anforderungen mit jedem Tage. Sie führten auch zur Stiftung der Anſtalt, welche im Jahre 1795 unter dem Namen der mediziniſch-chirurgiſchen Pepiniere in's Leben trat, und den doppelten Zweck hatte, junge Leute durch einen vierjährigen Lehrgang zu Wundärzten für das Militair zu erziehen, und zugleich

die ſchon vorhandenen, großentheils ſehr rohen und unwiſſenden Unterärzte des Heeres weiter auszubilden. Der Plan war ſehr zweckmäßig angelegt, und Görcke bewies in der Ausführung viele Geſchicklichkeit und Klugheit; er ließ es ſich beſonders angelegen ſein, der Anſtalt gleich im Beginn einen höheren wiſſenſchaftlichen Zuſchnitt zu geben, und nicht nur wurde die geſammte Heilkunde in allen ihren Zweigen erfaßt, ſondern auch die Naturwiſſenſchaften überhaupt, Mathematik, Philoſophie, Geſchichte und ſogar Sprachen in den Studienplan aufgenommen. Görcke gefiel ſich ungemein in Aufzählung aller dieſer Lehrgegenſtände, und ließ es beſonders hoch klingen, daß bei ſeinem Inſtitut reine und angewandte Mathematik und die neueſte Philoſophie, die des großen Kant, vorgetragen, Latein aber nicht nur gewußt, ſondern auch geſprochen wurde. Er ſelbſt aber entſprach dieſem hohen Schwunge doch am wenigſten, und bekannte im Vertrauen, die Philoſophie müſſe man treiben, beſonders die Logik, weil die Unkenntniß der darin vorkommenden Kunſtwörter beſchämend ſei; Mathematik ſei zum Rechnen und dies dem Wundarzte bei der Eintheilung der Arzneigaben unentbehrlich, das Latein aber könne man zur Setzung der richtigen Kaſus nicht entbehren, denn es ſei unmöglich, dieſe aus bloßer Uebung immer zu treffen! Mit ſolchen Anreizungen ſuchte der gute Mann zum fleißigen Studiren aufzumuntern, und machte mir gleich hiedurch einen ſchlechten Eindruck, den er aber noch ſehr verſtärkte, indem er mir auch Regeln der Klugheit mittheilte, Vorſchriften des Betragens, wobei er mir ſein eignes Beiſpiel vorhielt, und mir naiverweiſe rühmte, ich ſolle nicht glauben, daß er auf ſeinen höchſten Poſten — denn in ſeinem Fache ſtehe niemand über ihm — allein durch Verdienſt gelangt ſei, — o ja, durch Verdienſt wohl auch, — aber eben ſo ſehr durch Aufmerkſamkeit auf Menſchen und Umſtände, durch richtiges Ergreifen des Augenblicks, durch Schmiegſamkeit, — das Wort kam wirklich vor, und war hinlänglich, mir Fünfzehnjährigem die ganze Weisheit des Fünfzigers zu verleiden!

Zum Glück hatte Görcke den Profeſſor Kieſewetter als Direktor des ſchul- und hülfswiſſenſchaftlichen Unterrichts

an seiner Seite, und konnte sich auf diesen hellen und umfassenden Kopf, dem die Gabe des lebendigsten Vortrags verliehen war, in aller Weise stützen. Aber auch unter seinen nächsten Gehülfen, welche den Zöglingen unmittelbar vorstanden, waren treffliche Männer, Männer von gediegenem Karakter, und strenger Wissenschaft. Den Oberstabschirurgus Doktor Boelzke muß ich hier zuerst nennen; ohne ihn geschah nichts, und ihm kam es allein auf die Sache an, nicht auf den Namen, er that das Gute eben so gern unter Görcke's als seinem. Von den Stabs- und Oberchirurgen, mit welchen ich unmittelbar in Beziehung gestanden, sind mir insbesondere Bruckert, Horlacher, Kranz und Lohmeyer gleich damals ehrenwerth und theuer geworden und stets in dankbarer Erinnerung geblieben. Diesen Männern, und ihren wackern, größtentheils aus der Anstalt selbst hervorgegangenen Nachfolgern, ist hauptsächlich die gründlichere Bildung und Wissenschaftlichkeit zuzuschreiben, zu der die Pepiniere sich in der Folge mehr und mehr erhoben hat. —

Freilich gab es unter den Vorstehern auch einige, deren Richtung von der bezeichneten gänzlich verschieden war. Sie sahen ihr Verhältniß zu den Eleven nicht anders als das des Befehlshabers zu dem Gehorchenden an, das Militairische darin wurde ihnen zur Hauptsache; das Militairische in damaliger Zeit war aber in seinen vorherrschenden Zügen grob und willkürlich, alles mußte mit widerwärtiger, meist unnöthiger und oft ganz verkehrter Strenge geschehn. Wohl war auch die Mehrzahl der Eleven damals noch sehr roher Art, Sitte und Ton der untern Klassen bei ihnen vorherrschend, und für manche bärtige Burschen, die das Lernen als eine Plage ihres Standes, ihr Fach als ein bloßes Handwerk ansahen, mag die korporalhafte Behandlung weniger anstößig gewesen sein; aber für Jünglinge von bessrer Erziehung oder edlerem Sinn war solche Rohheit unerträglich, und grade ihnen, so schien es, wollte man sie recht fühlbar machen. Ich fand mich von diesem Unteroffizierwesen seltsam angemuthet; wir befliſſen uns der Wissenschaften, und waren also meines Erachtens nicht schlechter als Studenten auf der Universität; bei der Militairuniform aber, die wir

trugen, konnte ich nur an den Offizierſtand denken; in beiden Kreiſen ſetzte ich Bildung, Eleganz und Genialität freigebig voraus, zumal in Berlin, wo mir der klaſſiſche Boden alles Höheren ſchon von Friedrich dem Großen her zu ſein däuchte, denn wie von ſeinem großen Könige, meint' ich, wiſſe jeder Preuße nun auch von ſeinem Ramler, Kleiſt, und allen andern großen Geiſtern der Nation. In welchem Abſtande von ſolchen Vorſtellungen fand ich alles! —

Von meinen Stubenkameraden warf ſich der älteſte, ein Sechsundzwanzigjähriger, gleich zu meinem Mentor auf, und nahm mich ganz in Beſchlag. Er gab mir über die Gegenſtände, die mich zunächſt anziehen mußten, vorläufige Auskunft, ſuchte mir ſeine Anſichten zu geben, drang mir ſeinen Rath auf. Er merkte bald, welche Lockungen bei mir verfingen. Daß er den Philoſophen Kant, von dem ich diesmal faſt zuerſt hörte, mit ſtolzem Rühmen anpries, daß er ſeine Entzückungen über einige Schauſpiele, die wir zuſammen ſahen, und über die vortrefflichen Künſtler, die darin aufgetreten waren, feurigſt gegen mich ausſprach, gefiel mir allerdings, und ich beachtete nicht ſonderlich, daß er mir gleich in den erſten Tagen faſt all mein mitgebrachtes Geld abborgte, und ſich für den Reſt als meinen Ausgeber aufſtellte. Nicht gutheißen aber konnt' ich, und wiewohl ich die ſtille Mißbilligung mir noch abzuſtreiten ſuchte, ſo widerſtrebte doch mein Inneres, daß er, der Alte, mich ſo viel Jüngern eiligſt in Tabagieen und zu Abendluſtbarkeiten einführte, wo er wie ſich ſelber auch mir das herrlichſte Vergnügen bereitet wähnte, ſtatt deſſen ich aber nur die dürftigſten, ja abſchreckendſten Eindrücke empfing. Andre Kameraden ſchloſſen ſich uns an, und eine Zeitlang ſetzten wir ein ſolch unerfreuliches Herumtreiben fort, das bei den äußerſt beſchränkten Mitteln der Andern großentheils auf meine Koſten geſchah, aber doch dem ganzen Zuſchnitte nach ſo gering blieb, daß dieſe Seite am wenigſten in Betracht kommen durfte; das gemeine Weißbier und der ſchlechte Taback, worin man ſich gütlich that, waren des elenden Witzes, der niedrigen Anſichten und geringen Erzählungen, die hier vorkamen, vollkommen würdig. So völlig ohne

Anmuth das Ganze war, ſo unbefriedigt meine Erwartungen blieben, meint' ich in dieſem Elemente nun doch einmal etwas Geniales finden oder hervorbringen zu ſollen, und lebte einige Zeit in dem Schwange fort.

Die Vorleſungen und Lehrſtunden begannen mittlerweile; in allen Zweigen jedoch, die dem erſten Semeſter zugetheilt waren, fand ich mich weit voraus, und bedurfte keines anſtrengenden Fleißes, ſondern konnte ruhig abwarten, daß mich der Unterricht einholte. Ich behielt Zeit genug, nicht nur die begonnene Lebensart fortzuſetzen, ſondern daneben auch noch viele Bücher zu leſen, die mir die Vieweg'ſche Leihbibliothek darbot. Ich las mit Leidenſchaft jetzt vollſtändig den Voſſiſchen Homer, genoß den Ramler'ſchen Horaz, brütete über Klopſtock's Oden; aber auch Feßler's Mark-Aurel, Meißner's Alcibiades und Skizzen, und andre ſolche Schriften, konnten mich begeiſtern oder doch meinen Geſchmack befriedigen. —

Einen demüthigenden aber zugleich befeuernden Eindruck empfing ich in dieſer erſten Zeit, als ein paar Kameraden, welche vor dem Eintritt in die Pepiniere ein Berliner Gymnaſium beſucht hatten, aus alter Anhänglichkeit einer Prüfung daſelbſt beiwohnen wollten, und mich aufforderten mitzugehen. Ich hörte mit Ehrfurcht und Staunen die Proben von Kenntniß und Fertigkeit, in denen auch jüngere Schüler ruhmvoll beſtanden, und die alles übertrafen, was ich mir von ſolcher Anſtalt bisher gedacht hatte. Ich freute mich des wiſſenſchaftlichen Eifers, der hier Lehrer und Schüler zu durchdringen ſchien; ich ſeufzte tief, wenn ich den freien Geiſt dieſer Studien mit dem engen Gange verglich, dem ich zu folgen hatte! Bei den Leiſtungen im Lateiniſchen konnte ich noch mit befriedigtem Selbſtgefühl zuhören, ich durfte mich den Beſten in manchem Stücke gleich dünken. Aber völlig umgeworfen und vernichtet wurde mein Stolz, als das Griechiſche an die Reihe kam. Ein Geſang der Ilias wurde vorgetragen, überſetzt, erklärt; das Feuer und die Sicherheit der Jünglinge, welche über alle Sprachquälerei hinaus ganz den Dichter zu empfinden ſchienen, ihr ſchwungvoller Ausdruck, der wie von ſelbſt in hexametriſche Wendungen überging, das antheilvolle Zuhören der Mitſchüler

und Lehrer, alles riß mich hin, und entzündete meine Bewunderung und meinen Neid. Ich fühlte tiefen Schmerz, von dieſen Studien ausgeſchloſſen zu ſein, mir ſchien das höchſte Glück, den Homer griechiſch zu leſen, ich beneidete heftig jene Schüler, welchen dazu Anleitung und Förderung dargeboten war, die mir in meiner damaligen Lage verſagt bleiben mußten. Zuletzt verließ ich den Saal in einer aufgeregten Stimmung, die jedoch von meinen Gefährten erſt befremdlich angeſtaunt und dann achtlos beſeitigt wurde.

Schon bei ſolcher Abweichung mußte mein Zuſammenhang mit den rohen Geſellen mehr und mehr nachlaſſen, vollſtändig aber zerriß er in der nächſten Zeit. Ich fand Anlaß, mit meinem aufdringlichen Mentor zu brechen, und wurde glücklicherweiſe auch zu andern Stubengenoſſen verſetzt, zu jüngern und mir angemeſſenern. Aber eine Hauptveränderung brachten in mir die Kieſewetter'ſchen Vorleſungen zu Wege; die mathematiſchen wie die philoſophiſchen riſſen mich unwiderſtehlich hin. Als ich ihn zuerſt über dieſe Gegenſtände hörte, und ſo viele neue Andeutungen und Aufſchlüſſe in bisher mir verborgen gebliebenen Richtungen vernahm, fühlte ich mich auf einen durchaus neuen Boden verſetzt. Alles Gemeine ſchwand wie vom Winde verweht dahin, und machte den reinſten geiſtigen Beziehungen Platz. Daß es dergleichen gab, wie dieſe wiſſenſchaftlichen Forſchungen, Begründungen und Lehren der Kantiſchen Philoſophie, wie dieſer klare, belebte, durchgreifende Unterricht, der über allem Stückwerke des Wiſſens, mit dem ich bisher mich hatte begnügen müſſen, in geiſtiger Höhe als ein helles, vereinigendes Licht ſchwebte, dies allein ſchon war mir ein Glück, dem ich nichts zu vergleichen wußte, ich fühlte mich in der Gegenwart erhoben und für eine noch reichere Zukunft geſtärkt, ich hing mit höchſter Spannung und in wärmſter Erregung an Mund und Auge des in freiem Vortrage miterregten Lehrers, die Stunde verging mir wie ein Augenblick, und ich erinnere mich, manche Vorleſung der erſten Zeit wie im Fieber verlaſſen zu haben. Für dieſen neuen Zuſtand gab es leider in meinem Verhältniſſe keine oder wenige Mittheilung; meine Gefährten ſtimmten wohl ein, wenn ich den Inhalt dieſer

Vorträge rühmend zu beſprechen anhob, allein ſie hielten ſich meiſt nur an den gröberen Gewinn des unmittelbar Brauchbaren, was ihnen für ſchon gegebene äußere Zwecke dabei einleuchtete. Bei ſolcher Verſchiedenheit der Sinnesart blieb ich zwar ein guter Kammerad, munter und theilnehmend für mancherlei Jugendliches, aber im Innern fand ich mich faſt ganz abgetrennt; das Studiren war mir Hauptſache, und zwar das freie, allgemeine, nicht das bedingte, eingeſchränkte, welches nur auf künftigen Lebenserwerb abſehen wollte.

Die Kantiſchen Wege leiten aus dem theoretiſchen Gebiete ſchnurſtracks in das praktiſche hin, und ſetzen allen Ertrag ihrer Zufuhren förderſamſt in die Sittlichkeit ab. Dieſe Beziehung gewann auch in mir ſchnell die Oberhand. Ich fing an, Leben, Thätigkeit, Benehmen und Aeußerungen nach ſtrengen Grundſätzen zu ordnen und zu zügeln. Dies gelang einige Zeit recht gut und belohnte ſich durch den Erfolg, ich machte Fortſchritte, fühlte mich mancher Widrigkeit entledigt, und fand auch in der äußeren Erſcheinung meinen Vortheil dabei, denn mein Fleiß und meine Aufführung gaben mir ein friſcheres und würdigeres Anſehn, und ich ſah von allen Seiten mir eine Art von Aufmerkſamkeit erwieſen. Nun aber blickte ich zurück, ich mußte mir eingeſtehen, daß ich in der erſten Zeit auf ſchlechter Bahn geweſen, daß ich mein richtiges Ziel außer Acht gelaſſen, meinen Pflichten keineswegs nachgekommen ſei. Die Beſchämung und Reue, welche ich hierüber empfand, ſuchten ſich den Ausweg und die Hülfe wenigſtens der offenen Selbſtanklage, und ſo ſetzt' ich mich eines Tages hin, und ſchrieb an den Konſul Kirchhof einen Brief, worin ich meine Unzufriedenheit mit mir ausſprach, mich zu mancherlei Verirrungen bekannte, und für die Folge eine ſtrengere Haltung angelobte. Der treffliche Mann, dem nur Rühmliches über mich war berichtet worden, mochte aus meinen allgemeinen Redensarten nichts Beſtimmtes entnehmen können, durfte aber die etwanigen Vergehungen des Leichtſinns und der Zerſtreuung, die noch dazu in keinerlei Folgen bemerkbar geworden waren, durch das Uebermaß einer ſolchen Gewiſſen-

haftigkeit reichlich aufgewogen glauben. Ich meinerſeits hielt mich anfangs einer großen Laſt befreit, war aber nicht wenig erſchrocken, als ich mir bei näherer Selbſtbeobachtung den Verdacht zu bekennen fand, ob in dieſer geſuchten Befreiung nicht doch nur eine eitle Befriedigung gelegen habe, und das ungeforderte Bekenntniß nur eine unnöthige Vordringlichkeit und nicht ohne den Zuſatz einiger gleißneriſchen Prahlerei geweſen ſei? Dieſer Zweifel und die aus ihm hervorgehenden geſchärften Einblicke ſtörten ſehr meinen moraliſchen Eifer, denn ich ſah, daß in dieſem ſelbſt auch wieder der Keim ſeines Gegentheils wuchern könne, und ich gab mich ſeitdem wieder mit mehr Unbefangenheit den Regungen des Augenblicks hin, die ich zu ſtreng hatte bewachen und beherrſchen wollen.

Einen der größten Momente meines Lebens erfuhr ich, als nach Ablauf meines erſten Studienhalbjahres ein allgemeines öffentliches Tentamen Statt fand. Die ſämmtlichen Zöglinge in Uniform, die Obern und Görcke ſelbſt feierlich vorſitzend, eine große Zahl eingeladner Zuſchauer, hoher Militairperſonen, Civil-Beamten und Gelehrten, dies alles bildete die anſehnlichſte Verſammlung, die ich noch geſehen hatte. Ich war nicht ohne Angſt, doch ging alles ganz gut, ich beſtand mit den Andern leidlich, bis endlich Kieſewetter zu examiniren anfing, und nun auch denen, die ſich am ſtärkſten gerüſtet fühlten, der Muth etwas befangen wurde. Aber wie ward mir, als dieſer von Allen hochgehaltene und zugleich ſehr gefürchtete Lehrer mit ſeiner durchtönenden, beredten Stimme ſo anhob: „Unter den Jünglingen, welche in dem vergangenen halben Jahre meine Zuhörer geweſen, haben ſich durch Fleiß, Aufmerkſamkeit und Fortſchritte beſonders Drei hervorgethan; an ihrer Spitze ſteht der junge Varnhagen, von dem ich überhaupt ſagen darf, daß er durch Fähigkeiten und Eifer zu den größten Hoffnungen berechtigt, und gewiß in der Folge zu großer Auszeichnung gelangen wird.“ — Ich glaubte zu verſinken, und fühlte mich zugleich in den Himmel erhoben. Nicht entfernterweiſe hatte ich dergleichen erwartet, nicht im mindeſten geahndet, daß ich ſolches Lob verdienen könnte, es kam wie ein Geſchenk

an mich, und ich ſah mich berechtigt, von mir eine beſſere Meinung zu hegen, als ich bis dahin gehabt. Eine größere Befriedigung des Ehrgeizes möchte ſchwerlich auszudenken ſein. In der Aufregung, die mich ergriffen hatte, fühlte ich meinen Geiſt wie durch wohlthätige Wärme wirklich ausgedehnt, über ſein gewöhnliches Maß emporgehoben, Gedächtniß und Verſtand waren geſchärft, und ich antwortete auf manche Fragen, wo mein Wiſſen nicht ausreichte, dreiſt und glücklich aus einer Art von Eingebung, die mir ſelbſt zum Erſtaunen wurde. Ich wüßte nicht, daß dergleichen mir jemals in demſelben Grade wieder begegnet wäre.

Mit Kieſewetter kam ich hierauf bald in näheres Verhältniß, in vertrauliche Bekanntſchaft. Ich war ein eifriger und dankbarer Schüler, der das Empfangene in vielfacher Geſtalt zurückzugeben ſtrebte. Daß ich die Dichtkunſt mit Neigung pflog, für dieſe Richtung hauptſächlich Leitung und Förderung anſprach, und die philoſophiſchen Erkenntniſſe mit einigem Schwunge der Einbildungskraft zu verarbeiten unternahm, konnte nur Beifall finden. Kieſewetter beſtärkte mich in dieſer Neigung, ſo wie in dem Enthuſiasmus für das klaſſiſche Alterthum, von dem wir beide jedoch nicht allzuviel wußten. Auch die Grundſätze der franzöſiſchen Revolution, zu denen ich mich zu bekennen wagte, erfuhren im Vertrauen die heißeſte Billigung, und ich wurde als ein geweihter und begabter Jünger laut geprieſen, wenn ich in Horaziſchen oder Klopſtockiſchen Silbenmaßen die Kantiſche Weisheit rühmte, oder den damaligen Erſten Konſul Bonaparte, als den Mörder der jungen Freiheit und als den Störer der ſchönſten menſchlichen Entwickelung, mit bitterm Haſſe verabſcheute. Wandte ich ſpäterhin einige litterariſche Polemik, ſei es in Verſen oder in ſatiriſcher Proſa, gegen die Flachheit, mit der Nicolai, oder gegen den ſophiſtiſchen Glanz, mit dem Buchholz in ſeinem „Gravitationsſyſtem der moraliſchen Welt“, den Weiſen von Königsberg zu beſtreiten meinten, ſo ärntete ich auch hiefür außerordentliches Lob, und die doch nichts weniger als meiſterlichen Leiſtungen wurden von ihm in geſellſchaftlichen Kreiſen umhergezeigt und gerühmt. Ich lernte bei ſolchen Gelegenheiten zuerſt die

wohlwollende Partheilichkeit und Uebertreibung kennen, mit der man in der geſelligen Welt diejenigen geltend zu machen ſucht, die man in irgend einer Art zu den Seinigen zählen darf. Weil ich einige Oden aus dem Horaz herſagen konnte, hatte Kieſewetter mich ſeinen Freunden angerühmt, ich wiſſe den ganzen Horaz auswendig, und ich ſchämte mich tief, als ich unvermuthet mich in ſolchem Ruhme ſtehen fand.

Ich hörte nun alle Vorleſungen Kieſewetter's, ſowohl die für Studirende beſtimmten — und manche davon zwei- und dreimal, ſo oft ſie wiederholt wurden —, als auch, aus beſonderer Gunſt, die Privatvorleſungen, die er für ausgewähltere Kreiſe zu halten pflegte; ſo hörte ich die Aeſthetik, die mir ein fortdauerndes Feſt war, die Religionslehre nach Kantiſchen Grundſätzen, ferner eine gedrängte Ueberſicht aller Wiſſenſchaften. Mit dem Prinzen — nachmals Herzog — Karl von Mecklenburg-Strelitz, Bruder der Königin, der in der Académie militaire erzogen wurde, und dabei Kieſewetter's mathematiſche und philoſophiſche Vorleſungen hörte, mit dem Oberſten von Kleiſt, dem Vorſtande der Académie militaire, und dem Oberſten von Scharnhorſt, dem nachmals berühmten General, ferner mit dem Major von Hake, nachmaligem Kriegsminiſter, den Lieutenants Rühle von Lilienſtern und von der Marwitz, nachherigen Generalen, und mit manchen andern ſchon damals oder ſpäter namhaften Männern wurde ich hier nahbekannt. Zur Unterhaltung des Prinzen, der ganz allein mit Franz von Eckardſtein, gleich ihm Zögling der Académie militaire, bei Kieſewetter die theuerſten privatissima hörte, wurden beſondre Geſellſchaften gegeben, ſatiriſche Puppenſpiele aufgeführt, die nachher bei der Königin wiederholt wurden, und an deren dichteriſchen Abfaſſung man mir, wiewohl mit Unrecht, einigen Antheil beimaß.

In der Familie Friedländer, wo Kieſewetter als Hausfreund einheimiſch war, fand ich die zuvorkommendſte Aufnahme, und wenn dieſe von jener Seite vorzugsweiſe in Betreff eines Sohnes gemeint war, an deſſen Lehrſtunden ich Theil nehmen und dem hinwieder mein Umgang nützlich ſein ſollte, ſo ließ ich von meiner Seite mir auch eine hübſche

Nichte gefallen, an die ich mancherlei Aufmerkſamkeiten richtete. Mein Ausſchneiden, Dichten, Vorleſen, ſo wie mein Lern- und Lehrſinn und mein ganzes Empfindungsweſen hatte hier ſeinen Spielraum. Ein jüngerer Bruder der Madame Friedländer, Hermann Eberty, zog mich mit noch ſtärkern Banden einer innigen Freundſchaft zu ſich und den Seinigen hin, und leicht hätte ich den angenehmſten Umgang noch auf andre geſellige Kreiſe ausdehnen können. Eine eben aufgeblühte Schönheit, Mariane Saaling, hatte mich durch ihren Anblick bezaubert, und es koſtete mich große Ueberwindung, den dargebotenen Anlaß zum Beſuch ihrer Familie unbenutzt zu laſſen. Durch Kieſewetter wurde ich auch mit Frau von Berg, mit Friederike Unzelmann bekannt. Ich war außerdem in dem Hauſe des Doktor Hempel, deſſen Sohn in der Pepiniere mit mir daſſelbe Zimmer bewohnte, mit großer Liebe aufgenommen, und lebte dergeſtalt früh ſchon in Lebenselementen, welche mit denen, die in der Pepiniere vorherrſchten, freilich einen ſchneidenden Gegenſatz bildeten.

Aber auch in dem Inſtitut hatte ich einige liebe Gefährten, mit denen ich in traulicher Gemeinſchaft lebte. Unter ihnen waren meine Stubengenoſſen Hempel und Lauriskus, dann der ſchon von Hamburg her mir befreundete Luther, dieſer beſonders ausgezeichnet durch edles Gemüth und tapfre Geſinnung; er wurde ein Opfer ſeiner Bravheit, indem er Gefährten, die ſeiner nicht werth waren, aus einer Schlägerei rettete, in welcher ſie ihn dann zurückließen; er half ſich auch allein, aber ſeine ſchwache Bruſt litt ſeit dieſer Anſtrengung immer mehr, und er ſtarb an der Schwindſucht zu meiner tiefen Trauer. Von jüngern Gefährten, die mir förderlich geworden, habe ich noch Diebeck, Neygenfind und Kluge dankbar zu erwähnen. Außerhalb des Inſtituts war ich mit Doktor d'Oleire aus Bremen, mit Doktor Renner, der nach Moskau ging, und noch einigen Andern befreundet, die mit mir dem Brown'ſchen Syſteme ſich zuneigten.

Kieſewetter warnte mich, den Lockungen des Umgangs und der Geſelligkeit nicht zu ſehr zu folgen, ſondern vor allem der Studien eingedenk zu bleiben. Doch er ſelbſt und auch die Studien führten mich unaufhörlich in ſolche Lebens-

beziehungen zurück. Nicht nur war ich täglich bei Kiesewetter, und faſt jedesmal wenn er Geſellſchaft gab, ſondern auch mit andern Lehrern kam ich in nähern Verkehr, der ſo ehrenvoll als in jedem Betracht wünſchenswerth erſcheinen mußte. Der Lektor der lateiniſchen Sprache, Profeſſor Schloſſer, war ein jovialer Niederrheiner, der zu Köln dem Kloſter, wo er Mönch werden ſollte, durch die Flucht entgangen war; er hatte darauf beim Militair ſich anwerben laſſen, aber bald nachher, wegen ſeiner guten lateiniſchen Kenntniſſe, durch Begünſtigung wieder den Abſchied erlangt. Er fühlte ſich überglücklich, im Schutze Preußens gegen jede kirchliche Anfechtung geſichert zu ſein, und verſpottete nach Herzensluſt Pfaffen und Rigoriſten jeder Art. In das mediziniſche Latein hatte er ſich tüchtig hineinſtudirt, und ſeine Lektionen über den Celſus waren vortrefflich zu nennen. Mit den unſaubern Scherzen und Neckereien, durch die er ſeine Lehrſtunden für die gröberen Geſellen zu würzen pflegte, verſchonte er mich gänzlich, dagegen lud er mich öfters zu ſich ein, wo ſeine Unterhaltung durch Lateinreden, durch Leſen ſeiner lateiniſchen Verſe, und durch manches Anregen und Bemerken mir nützlich wurde, ich aber auch mit ſeinem Sohne und ſeiner ſehr artigen Tochter zuweilen vergnügte Stunden hatte. Ein von mir beſonders geſchätzter und geliebter Lehrer war Profeſſor Nolte, deſſen deutſcher Sprachunterricht, wie ſeine Lehrſtunden in der Erdbeſchreibung und Geſchichte, mir großen Vortheil brachten; ſeine Gutmüthigkeit, ſeine Sitte und faßlicher Vortrag wurden ihm von uns Allen dankbar angerechnet, und ihn zu kränken hätte jeder für unverzeihlich gehalten. Mir gab er freundliche Nachhülfe bei meinen metriſchen oder proſodiſchen Anliegen, lieh mir Bücher, und behandelte mich mit gleichſtellender Artigkeit. Dem unverändert gütigen und liebreichen, und dabei ſtets in gleichmäßiger edler Bildung erſcheinenden Manne, der gewiß in ſeinem ganzen Leben nie Schaden und Unrecht ausgeübt, habe ich in allen folgenden Jahren nur ſtets erhöhte Verehrung und Liebe treu gewidmet.

Wenn ſonſt junge Leute durch Lehrer und Vorgeſetzte ſtreng und ſorgſam von der Richtung zur Poeſie pflegen

abgehalten zu werden, so war dies mein Fall im geringsten nicht. Da meine eigentlichen Studien nicht darunter litten, sondern in fast allen Lehrgegenständen ich fortwährend mit den Besten voran blieb, und belobende Zeugnisse empfing, so war selbst Görcke meinem Versemachen geneigt, und sah darin für die Anstalt eine neue Zierde, die er auch gelegentlich zu rühmen wußte. Ich gewann ihn ganz durch ein Gedicht, das ich auf Andringen meiner Vorgesetzten als Glückwunsch an ihn richtete, und ihm sogar vordeklamiren sollte, welches letztere jedoch mir in der Seele zuwider war und eine Geschmacklosigkeit dünkte, der ich mich denn auch glücklich entzog, indem ich eine zufällige Störung benutzte, um den günstigen Augenblick des Hervortretens zu versäumen, ohne daß mir ein Verschulden dabei nachzuweisen war. Aus eignem Antrieb konnt' ich in Zuneigung und Lob überschwänglich sein, den Verhältnissen und gar fremdem Gebote hierin nachzugeben, empfand ich den größten Widerwillen. Ich war daher auch zu keinem zweiten Gedichte solcher Art zu bewegen, richtete aber meine Verse desto lieber an Kiesewetter, durch den ich immerfort die wirksamsten Anregungen empfing, obschon er mich dabei in meinen ästhetischen Vorurtheilen nur bestärkte.

Mein dichterischer Trieb war eigentlich ganz technisch, und hielt sich an die äußere Kunstform überlieferter Vorbilder. Lyrisches wie Horaz und Klopstock und Voß, Episches wie Virgil, und Dramatisches wie die Franzosen zu liefern, das dünkte mich der Gipfel alles poetischen Bemühens. Nun hatte zwar Kiesewetter größere Vorliebe und Achtung für Homer, Sophokles und Euripides, so weit er sie kannte, unter den neuern Deutschen waren ihm Schiller und Goethe vor allen werth und vertraut, aber seltsamerweise gab er sich hierin schon einigermaßen Unrecht, meinte über das wahre Maß korrekter Schönheit hinauszuschweifen, und glaubte mich, bei meinen alt-hergebrachten trocknen Mustern eigentlich auf dem bessern Wege. Ich aber suchte, bei leidlicher Gewandtheit in den äußeren Formen, nun auch einen befriedigenden Inhalt, bemühte mich, Kantische Lehren poetisch einzukleiden, politische Freiheit anzupreisen, und dann auch,

wie ſich von ſelbſt verſteht, Gefühle der Freundſchaft und Liebe auszuſprechen. Es war ein ungemeines Wagniß, daß ich zu letztern mich der verrufnen Form der Sonette zu bedienen anfing.

Ich heftete den Ausdruck meiner Begeiſterung an die nächſten Gegenſtände, denen ich, wie ich insgeheim ſehr gut wußte, im Grunde doch nur lieh, was ich von ihnen ausſagte. Ich erhöhte mir aber gewaltſam die ganze Umgebung in's Edelſte und Zarteſte, und wollte eine ungeheure Lüge mir ſchlechterdings als wirkliche Wahrheit aufbürden. Durch das nicht zu vertilgende Bewußtſein darüber, war jedoch eine große Ironie gleich anfangs in die Entzückungen gelegt, ſie konnte, oder mußte vielmehr, durch ihr eignes Reifen aufwachen, und dann ihrer zerbrechlichen Hülle übel mitſpielen. Der Bruch kam aber noch früher von außen herbei. Ich mußte erfahren, daß Perſonen, von denen es mir weh that, ſich ſchlimm über mich geäußert hatten, mich für einen Heuchler hielten, der zwar auf der Oberfläche fein und ſittlich thue, aber im Hintergrunde wild und frech ſei wie die Andern, ja auch wohl gemein wie die Andern. Das war nun gar nicht mein Fall. Ich log dichtend wohl die Andern und mich mit ihnen empor, und inſofern heuchelte ich allerdings; aber meine Forderungen waren — darin irrte man ſich völlig — durchaus wahr und rein, und zielten auf das Höchſte und Edelſte. Im Verdruß über dieſe Mißkennung wollte ich die entweihten dichteriſchen Beziehungen zu den Menſchen lieber ganz aufheben, verbrannte alle meine Gedichte, und verſchwor es, jemals neue zu machen, indem ich zugleich in Proſa eine umſtändliche Erklärung darüber aufſetzte, und ſie ein paar Freunden, die ihrerſeits auch eine verdiente Beſchämung dabei empfinden ſollten, zu leſen gab. Die Tage, in welchen dieſe Stimmung verarbeitet werden mußte, waren hart, aber die Thätigkeit erleichterte ſie gleich wieder, und am Ende fand ich mich durch dieſe gemachte Erfahrung noch mit poetiſchem Inhalt bereichert, und nur ſelbſtſtändiger und freier unter die Menſchen hingeſtellt, mit denen ich mich zu ſo zarter Rechnung nicht mehr verpflichtet glaubte.

Unmerklich zur Poesie zurückgerufen, fühlte ich mich bald wieder in ihren Genüssen einheimisch, doch nur um neue Verwirrung und Kämpfe zu bestehen. Ich hatte die italiänische Oper besucht, in welcher die große Sängerin Marchetti-Fantozzi durch die Macht ihres Gesanges und ihres leidenschaftlichen Spiels alles bezauberte, ich hatte Schiller's Wallenstein und Jungfrau von Orleans auf der deutschen Bühne gesehen, wo die letzten Lebensgluthen des schon sterbenden Fleck nochmals aufflammten und seine Frau nebst Friederike Unzelmann und Henriette Meyer — nachherige Hendel-Schütz — durch ihre vollblühenden Talente den größten Beifall ärnteten, und diese Erscheinungen mußten meinen ästhetischen Gesichtskreis ungemein erweitern. Ich sann diesen Eindrücken nach, und als ich die Schiller'schen Stücke sodann mit Aufmerksamkeit las, fand ich freilich die Regeln nicht wieder, die mir fortwährend als die höchsten angepriesen waren und galten. Der Zufall that mehr für mich, er führte mir einige Theile der Schlegel'schen Uebersetzung des Shakespeare in die Hände, ich las den Hamlet, Romeo und Julia, den Julius Cäsar. Ich sah das Gegentheil aller bisherigen Vorbilder, und mein Verstand sollte nun verwerfen, was meinen tiefsten Sinn aufregte und hinriß. In derselben Zeit hatte ich mich, unter Kiesewetter's eigner und seines Freundes Blandow Leitung, mit einer Ueberarbeitung von Addison's Cato beschäftigt, von der sich beide die größte Wirkung auf der Bühne versprachen, und es stand fest, daß dies eine durchaus korrekte Arbeit werden sollte. Zwischen zwei solchen äußersten Gegensätzen konnt' ich nicht lange ausdauern. Das Lesen der römischen Elegieen und venetianischen Epigramme von Goethe kam dazu, und dieser starke frische Hauch warf mich ganz auf die Seite der lebensvollen Poesie, deren stürmische Wogen weit in das offne Meer führten; zwar dünkte mich noch immer das in den Regeln abgestandne Wesen von höherem Werthe, aber ich verließ es, wie man eine langweilige Arbeit für entzückende Lust verläßt, mit Anerkennung und Scheu! Wie mir auch Kiesewetter zuredete, von dem Cato wollt' ich nicht mehr hören; und alles Ansehn Blandow's, der als ein erfahrner,

reicher, litterarisch und philosophisch gebildeter Weltmann großes Uebergewicht in seinem Kreise ausübte, bestritt ich mit Erfolg. Schon drangen auch Schlegel'sche kritische Urtheile zu mir durch, und bestärkten mich in meiner neuen Richtung. Dies geschah noch mehr, als der Jon von August Wilhelm Schlegel auf die Bühne kam, und auch die Gegner hier große Vorzüge anerkennen mußten, doch insgeheim sich freuten, daß der Arzt Dr. Heinrich Meyer seiner Frau nicht mehr erlauben wollte die allerdings zweideutige Rolle der Kreusa zu spielen, und dadurch die Vorstellungen des mit größtem Beifall aufgenommenen Stücks auf immer hemmte. Ich war empört diesen Einspruch gutgeheißen zu sehen von Männern, welche darin ihre sonstigen freien Grundsätze verläugneten, und verhehlte meine Meinung keineswegs. Bei solchen Verhandlungen kam ich auch mit einigen hohen Personen in Widerstreit, denen, wie ich wohl merkte, meine Kühnheit auffiel; allein in geistigen Dingen schreckte mich kein äußeres Gewicht. —

Ich gab den größten Beweis von Unabhängigkeit, indem ich mich unterstand, die Vorlesungen August Wilhelm Schlegel's ein paarmal zu besuchen; ich bedurfte dazu einer Einlaßkarte, die ich bei ihm selbst abholen mußte. Sein persönliches Benehmen war gefällig; was er mir sagte, traf mich als bedeutungsvoll, und seine Vorträge schlossen mir eine Welt neuer Beziehungen auf. Die ganze Folge derselben zu hören, hätte ich nicht gewagt, und überdies wären mir die Stunden dafür nicht frei gewesen. Auch Bernhardi, bei welchem Schlegel wohnte, sah ich damals zuerst. Die Bekanntschaft litterarischer Männer hatte für mich einen unaussprechlichen Reiz; sie nur zu sehen, wie z. B. Jean Paul Richter'n in dem Garten seiner Wohnung in der Neuen Friedrichsstraße, war mir schon Gewinn. Leider entging mir durch ein Ungefähr damals Friedrich Wilhelm von Meyern, der mit dem Grafen Hugo von Salm durch Berlin kam, und mit Kiesewetter bekannt wurde; sein Werk Dya-Na-Sore las ich mit Begeisterung, und seine Anwesenheit frischte dasselbe auch bei Andern lebhaft auf.

Aus allem Vorbemerkten ergiebt ſich, daß ich den beſchränkten Verhältniſſen meiner äußerlichen Lage nach allen Seiten entwachſen war, eine bedenkliche Auszeichnung, die mir ſeitdem noch vielmals im Leben, und oft ungünſtig genug, ſich wiederholt hat, und wobei wirklich eben ſo ſehr ein Mangel als ein Uebermaß zum Grunde liegen mag. Durch die Freundſchaft Kieſewetter's, der als Direktor des ſchulwiſſenſchaftlichen Unterrichts in der Pepiniere nach Görcke der höchſte Vorgeſetzte war, ſtand ich in der That höher als die meiſten Obern, denen ich in der äußeren Stufenordnung doch tief untergeben blieb; einige derſelben bewieſen mir gleichfalls freundſchaftliches Wohlwollen, und Oberchirurgus Bruckert in Verbindung mit Doktor Hempel wünſchte ſogar mich als Bruder in der Freimaurerloge zu ſehen, welches ſich aber wegen meiner Jugend noch unzuläſſig erwies. Andere hingegen verargten mir die Anerkennung, die ich erfuhr, und ſuchten mich fühlen zu laſſen, daß ich tief unter ihnen ſtünde. Die mancherlei Gebrechen der Anſtalt, und dazu die geringe Denkart und Geſinnung mancher Vorſteher, welche den Geiſt der Zöglinge geradezu niederdrückten, waren oft der Gegenſtand vertraulicher Geſpräche, und daher des ſpöttiſchen Verlachens wie der herben Rüge; Kieſewetter, der mit ſolchen Leuten ſeine meiſte Noth hatte, legte ſich ſelbſt und mir in dieſem Betreff keinen Zwang auf. Aber auch Görcke, der durch mich einen ſorgfältigen Aufſatz über den Studiengang in der Pepiniere zur verlangten Mittheilung an die ruſſiſche Regierung hatte ausarbeiten laſſen, und dafür aus St. Petersburg mit einem Brillantringe war beſchenkt worden, wollte gegen mich beſſer ſcheinen als der ſchlechtere Theil ſeiner Gehülfen, und gab dieſe unter vier Augen nur allzugern preis. Natürlich entſtand hieraus einiger Uebermuth in mir, und ich ließ, wohl manchmal auch am unrechten Orte, zu ſehr blicken, daß ich mich über die Anſtalt und ihre Leiter hinaus fühlte. Die roheren und geiſtloſen Vorgeſetzten wurden mir dadurch nur immer feindlicher; ich lernte in hundert Armſeligkeiten da einen Schlag von Beamten kennen, die ich ſpäter auch in höheren Gebieten leider oft wiedergefunden habe; ſtolz auf

ihre Stelle, wäre dieſe auch noch ſo gering oder unverdient, wollen ſie nur vor allem das ganze Gewicht dieſer Aeußerlichkeit zeigen, wollen durch Schmeichelei und Unterwürfigkeit, wie ſie ſelber gegen Höhere ſie ausüben, beſtochen ſein, und dann alles, was damit zuſammengeht, aber ſonſt nichts, gut heißen. Einer der Oberen bewilligte mir aus meinen von ihm verwalteten Geldern alle kleine Ausgaben ohne Prüfung und Belege, ſo lange ich für ihn einige Abſchreibereien beſorgte, war aber in Weigerungen und Schwierigkeiten unerſchöpflich, nachdem ich dieſem Dienſte mich allmählig entzogen hatte. Derſelbe Obere hatte mich im Racine leſend gefunden, und glaubte mich auf einem Vergehen ertappt zu haben, daß ich ſtatt mediziniſcher Bücher franzöſiſche Komödien läſe, daher gab er mich deßfalls böslich an, als Görcke durch die Stuben, wie es zu geſchehen pflegte, ſeinen Umgang hielt. Ich hatte das Buch aber von dem Lektor der franzöſiſchen Sprache ausdrücklich zu einer mir empfohlenen Sprachübung geliehen erhalten; dies rechtfertigte mich nicht nur vollkommen, ſondern da Görcke auch ſeine belles lettres zeigen wollte, die Sache gar nicht zu tadeln, vielmehr ſehr ſchön fand, und mir noch Molière und Boileau dazu empfahl, ſo mußte freilich der Angeber in Aerger und Beſchämung daſtehen.

Mit dem Lehrer des Franzöſiſchen, dem Prediger Saunier, hatte ich dagegen von andrer Seite eine Mißhelligkeit, die ich nur mir zur Schuld rechnen kann. Er pflegte von uns Beiſpiele zu den vorgetragenen franzöſiſchen Sprachregeln zu fordern, und ich machte die meinigen ſtets zu ſeiner größten Zufriedenheit, doch nur in Betreff der Form, denn der Inhalt, der ſich faſt immer gegen Bonaparte richtete, als deſſen heftigen Bewunderer er ſich kund gegeben hatte, verurſachte ihm großen Aerger. Erſt wollte er meine Anſicht kurz berichtigen, dann mit Gründen beſtreiten, und da beides ihm ſchlecht gelang, ſo verklagte er mich bei Kieſewetter, wo denn wieder das zweideutigſte Verhältniß erfolgte, denn dieſer bedeutete mich zwar, ich thäte beſſer mich aller politiſchen Anſpielungen bei ſolcher Gelegenheit zu enthalten, freute ſich aber im Grunde meines ihm vortrefflich

dünkenden Eifers, nahm ſpäter den guten Mann bei Seite, und es wurde ihm nicht ſchwer, den Bewundrer des Tyrannen alsbald mit geübten Redeſätzen hart an die Wand zu drängen.

Nicht ſelten war ich bei den Kämpfen und Verdrüſſen, die ich zu beſtehen hatte, durchaus unſchuldig, öfters hatte ich wenigſtens in der Sache Recht, wenn auch vielleicht nicht in der Form. Man nahm mir zum Beiſpiel höchſt übel, daß ich nicht gleich den andern Zöglingen die polniſche Sprache lernte, nachdem doch Görcke ſelbſt, auf Kirchhof's Wunſch, daß ich ſtatt des Polniſchen lieber in Privatſtunden das Engliſche treiben ſollte, mich jener Lektionen überhoben hatte. Daß ich die Pathologie des abgelebten Profeſſors Gönner verachtete, und dagegen mit Eifer die Schriften von Röſchlaub las, daß ich bejammerte, nicht bei Willdenow die Botanik und bei Knape die Oſteologie hören zu dürfen, ſondern mein gutes Honorar dem Schlendrian zufolge an Mayer, der im Sterben lag, und an Walter den Sohn, der ſo gut wie gar nichts that, fruchtlos hingeben mußte, und anderes dieſer Art, wurde mir auch zum Verbrechen gemacht, ſo gut wie der Freimuth, mit dem ich das Wort erhob und über Ungerechtigkeit klagte, als bei Gelegenheit einiger vorgefallenen Unordnungen nicht bloß den Schuldigen, ſondern ohne Ausnahme allen Zöglingen das Tragen von Stöcken verboten und die Ausbleibezeit am Abend beſchränkt wurde, wobei ich, wenigſtens als Ausnahme für mich, das Verbleiben beim Alten auch glücklich erſtritt. Manchen Unglimpf hatte ich offenbar nur um Kieſewetter's willen zu erleiden, den man in mir zu kränken ſuchte, ſo daß er öfters ſeine eigne Sache daraus machte, die ſchlechte Abſicht entlarvte, und durch Görcke ſogar ihre Beſtrafung erwirkte. Allein für mein Verhältniß war damit nichts gebeſſert, im Gegentheil; und ich fing an mich herzlich aus der Pepiniere wegzuſehnen, und ſchrieb auch deßhalb an Kirchhof, der mich mit nicht größeren Koſten auf einer Univerſität konnte ſtudiren laſſen.

Während der drittehalb Jahre, die ich in der Pepiniere zubrachte, lebte ich in ununterbrochenem Eifer und ſelten

unterbrochenem Fleiße. Auch die Ferien gaben hierin eher Wechſel als Nachlaß; nur zweimal bracht' ich ſie zum Theil außerhalb des Inſtituts in andern Lebenskreiſen hin, bei dem Doktor Hempel, einem der merkwürdigſten Karakter-Sonderlinge, und in dem Hauſe des Oberſten von Reitzenſtein, wo mich Kieſewetter einführte, um der Ausbildung der Söhne, und, wie er hoffte, meiner eignen, während einiger Wochen förderlich zu ſein. Beim Wiederbeginne der Vorleſungen war ich gewiß jedesmal einer der Eifrigſten, und erſchlaffte nur dann, wenn die Behandlungsweiſe lahm und träge wurde, was nur zu häufig der Fall war. Die Lehrgegenſtände, welche nach der im Ganzen zweckmäßigen Studienfolge auf dieſe fünf Semeſter vertheilt waren, zogen mich freilich nicht in gleichem Grade an, doch vernachläſſigte ich keine, und in den meiſten machte ich gute Fortſchritte. Daß in manchen Fällen durch die Lehrer ſelbſt, oder vielmehr durch den Zwang des Inſtituts, welches bisweilen ſtatt der beſſern die ſchlechtern aufnöthigte, die Fortſchritte gehemmt oder doch erſchwert wurden, habe ich ſchon angedeutet; doch wo die Vorleſungen nicht ausreichten, ſchafften wir ſelber Rath, und eilten der Leitung voraus, ſo in der höheren Anatomie, wo uns zwar des alten Walter praktiſche Tüchtigkeit in Ehren ſtand, aber der leere Gedächtnißkram, welchen ſein Sohn in unregelmäßigen Vorträgen eilig abſchnarrte, nur zuwider ſein konnte; ferner in der Phyſik und Chemie, wo der gute freundliche Hermbſtädt wohl ſein Beſtes that, aber in ſeinen Erklärungen meiſt ſehr geiſtlos wie in ſeinen Experimenten faſt immer ungeſchickt erſchien. Am leichteſten hatten wir es, wo mit Büchern zu helfen war, z. B. in der Theorie der Heilkunde, die wir bei dem Lehrer von Anfang an nur polemiſch hörten, denn es war niemanden zu verargen, in einer Zeit, die einen Reil hatte, den Humoralpathologen Gönner nicht mehr zum Führer zu wollen. Die an das Inſtitut gebundenen Eleven wagten gegen dieſe Uebelſtände nicht laut zu murren, ſie nahmen dieſelben als unvermeidliche Nachtheile ſeufzend hin; ich aber, der keinerlei Verpflichtung hatte, verhehlte mein Mißvergnügen nicht, und brachte unſre Beſchwerden wiederholt zur Sprache. Ver-

gebens wollte man die Autorität dessen, was eingeführt sei, retten, Görcke selbst vermochte das nicht, und schämte sich, den veralteten Wortschwall eines Gönner oder die Lächerlichkeiten des jüngern Walter zu vertreten; wenn der Letztere sich in Wendungen erging, für welche die berühmt gewordene: „In jenen warmen Ländern, wo Gott die Welt erschaffen hat", als Probe gelten mag, so blieb freilich nur er allein ernsthaft, und die zum Lachen gezwungenen Zuhörer konnten nicht bestraft werden. Doch jemehr der vorlaute Tadler in der Sache Recht haben mochte, um so größere Ungunst weckte er für sich.

Das neue System der Heilkunde von John Brown, aus England nach Deutschland verpflanzt und hier von Aerzten und Philosophen mit Eifer gepflegt und ausgebildet, stand in voller Blüthe. Die Einfachheit der Grundsätze, die leichte Gliederung und die klaren Schlußfolgen, durch welche die neue Lehre sich auszeichnete, bestachen den Verstand; die denkenden Aerzte waren längst des überkommenen medizinischen Wustes überdrüßig, und gern bereit, sich desselben auf Einmal zu entledigen; die sich erhebende Naturphilosophie gab lauten Beifall. Nicht immer ist es die Sache, oft sind es bloß die Streiter, welche die Meinung gewinnen; der lebendige, sprühende Eifer eines Röschlaub, die ruhige Gedankenkraft Erhard's, die großen, ideenreichen Andeutungen Schelling's erregten überall Theilnahme; auch ganz außerhalb des Streites Stehende freuten sich der jungen muthigen Helden, welche gegen verjährte, zusammengeflickte, längst unhaltbar gewordene Theorieen mit der frischen Kraft einer neuen glücklich zu Felde zogen; glücklich insofern, als die neue Waffe den alten Lehrkram augenscheinlich zerschlug, in wie weit aber die Krankheiten auch bezwungen wurden, das war der Erfahrung noch abzufragen. Im Anfange verknüpfte sich dem neuen Heilverfahren wirklich ein auffallender Erfolg, der freilich Mißgriffe nicht ausschloß, wie denn besonders der übertriebene Gebrauch des Opiums manches Unheil veranlaßte, und namentlich die Stieftochter August Wilhelm Schlegel's, Augusta Böhmer, die im Sommer 1801 im Bade zu Boklet starb, als ein Opfer dieser Art Vergiftung

bezeichnet wurde, ein Fall, der wegen der dabei Betheiligten ein unglaubliches Aufſehen machte. Der Brownianismus aber breitete ſich unter allem Widerſpruche nur ſtärker aus, und erloſch erſt in ſpäter Zeit, nicht durch ſeine Gegner, ſondern durch den Rücktritt ſeiner bedeutendſten Anhänger, Röſchlaub's und Erhard's inſonderheit. Wir Jüngern waren damals alle mehr oder minder Brownianer, ein jeder nach ſeinen Kräften; es war ein Aufſchwung, eine Kühnheit, eine Vornehmheit, ſich zu der neuen Lehre zu halten. Das Mißfallen der Vorgeſetzten, ihr Abmahnen und Verbieten vermochte nichts gegen den großen Reiz. Johannis Brunonis elementa medicinae, die deutſchen Bearbeitungen von Pfaff und Röſchlaub wurden von uns eifrig ſtudirt, ihre Grundſätze laut verkündigt, als kritiſcher Maßſtab angelegt. Wir tadelten an Reil, daß er nicht völlig Brownianer ſei; wir verwarfen alle Mittelſtellung und verlangten unbedingten Beitritt. Unſer Treiben wurde von einigen Obern als förmliche Rebellion angeſehen und man wollte uns dafür beſtrafen; eine Ode von mir gegen die Sumpfbewohner, wie ich die Humoralpathologen nannte, verurſachte die größte Bewegung, und mir wurde mit dem Karzer dafür gedroht! —

Ein beſonderer Vorfall brachte mich ſogar mit Kieſewetter in eine Lage, wo ich die bisherige Aufrichtigkeit zwiſchen uns vermiſſen mußte. Ein Stabschirurgus hatte bei geringfügiger Veranlaſſung ſich grober Worte gegen mich bedient, und da ich dergleichen nicht hinnehmen wollte, ſo diktirte er mir in erhitzter Wuth Stubenarreſt und verließ mich unter pöbelhaftem Schimpfen. Ich eilte zu Kieſewetter, der vor dem Potsdamer Thore ein Landhaus bewohnte, berichtete ihm die Sache, und erklärte, nun wollte ich gar nicht mehr in die Pepiniere zurückkehren. Weiß der Himmel, was dem Manne, der ſonſt leicht genug in Feuer gerieth, gerade jetzt im Sinne liegen mochte, er war zu meiner Verwunderung ganz kühl und gelaſſen, vernahm die empörenden Schimpfreden ohne Entrüſtung, theilte mein gekränktes Gefühl gar nicht, ſondern redete mir beſonnen zu, ich ſolle zurückkehren, mich gehorſam dem Manne ſtellen, der mir zu befehlen habe,

und deſſen neueſten Befehl, die Stube nicht zu verlaſſen, ich eben jetzt mit größtem Unrecht gebrochen; er ſtellte mir eifrig vor, was die Pflicht ſei, welche Opfer ſie fordern dürfe, welch ein Heldenthum es ſei, ihr die ſtärkſte Leidenſchaft, ja das Recht ſelbſt unterzuordnen. Niemals war mir ein Vortrag Kantiſcher Weisheit ſo gering, ſo leer und ſo wenig an ſeinem Platze vorgekommen, ich hatte in mir die gewiſſe Ueberzeugung, daß auch Kieſewetter diesmal ſolche Philoſophie nur zu dem Zwecke des Augenblicks gebrauchte, und alſo mißbrauchte, daß er mich nur los ſein und beſchwichtigen wollte; aber das Netz dieſer Rede fühlte ich mir deßhalb nicht minder übergeworfen, und ich ſah kein Mittel, mich da herauszuwinden; einzig, weil ich nichts anderes wußte, noch möglich ſah, willigte ich zuletzt mit Ueberdruß ein, erklärte mich bereit, zu thun, was er mir rieth, und als er mich darauf umarmte, und im ſtolzen Gefühle der Kraft ſeiner Weisheit und Rede mit freudiger Rührung zu mir ſagte: „Auf dieſe Art ſind Sie mein würdiger Schüler!“ — und mich mit weiteren Lobſprüchen überhäufte, da glaubte ich vor Widerlichkeit mich erbrechen zu müſſen, denn ich empfand nur allzu klar, wie häßlich wir einander gegenüber ſtanden, und in wie falſchem Scheine wir uns anglänzten. Indeſſen trat ich entſchloſſen den Rückweg an und gelangte nach Hauſe, ohne daß meine Abweſenheit bemerkt worden war. Als ich aber nichtsdeſtoweniger dem Stabschirurgus meldete, ich hätte den Arreſt gebrochen, und meine Zuflucht zu Kieſewetter genommen, dieſer aber habe durch die Vorſtellung der Pflicht mich bewogen zurückzukehren, und hier wäre ich nun und ſtellte mich wieder, — ſo hatte ich den belohnenden Genuß, daß der Mann, dem eine ſolche Geſchichte ſchlechterdings unverſtändlich war, und ihn wie ein unvermutheter Schwindel und Schrecken überfiel, in rathloſer Verdummung gar nichts, aber auch rein gar nichts zu ſagen noch zu bezeigen wußte, ſondern nur, nachdem ich ſeiner Verlegenheit lange genug gegenüber geſtanden, mich mit dem zaghaften Bedeuten entließ, der Arreſt ſei aufgehoben; und ſo war er auch weiterhin nur froh, daß der Sache nicht mehr gedacht wurde. —

Was konnte aber aus ſolchen Kämpfen Gutes herauskommen? Auch erneuerten ſie ſich bei ſchon erbitterten Gemüthern allzu leicht. Meinem Fleiße, meinen Fortſchritten, auch meinem ſittlichen Betragen, konnte man keinen Vorwurf anbringen; aber man gab mir andere Dinge Schuld, z. B. daß ich die von Görcke eingeführten Uebungsverſammlungen verachtete und mich ihnen unter allerlei Vorwänden entzöge, daß ich einen ſchlechten Karakter hätte, das heißt, keine Subordination und Schmiegſamkeit; und alle dieſe Vorwürfe wurden zugleich Schimpfreden. Ich antwortete auf die Schimpfreden mit Trotz, und erklärte beſtimmt, ich wolle aus dem Inſtitut ausſcheiden, wurde aber dafür endlich auf das Karzer gebracht. Kieſewetter'n ließ ich jetzt aus dem Spiel, benachrichtigte ihn nur von meinem Unfall, und erwartete durch Kirchhof die Löſung dieſer ſchon unheilbar gewordenen Mißverhältniſſe. Die Löſung kam, aber in einer ganz anderen Weiſe, als ich ſie erwartet hatte. Nach wenigen Tagen wurde mir meine Entlaſſung aus dem Karzer und zugleich die aus der Pepiniere angekündigt, dabei bemerkte man aber auch, daß ich kein Geld mehr aus der Kaſſe zu empfangen hätte, weil ſchon ſeit längerer Zeit die Sendungen für mich ausgeblieben wären. Jetzt erſt erfuhr ich, daß Kirchhof die ſonſt gewöhnlichen Vorausbezahlungen ſeit einem Vierteljahre unterlaſſen, und auch auf mehrere Zuſchriften nicht geantwortet habe. Dies befremdete mich zwar, doch glaubte ich ihn nur auf böſe Berichte hin mit mir unzufrieden, und hoffte ihn bald von allem Vorgegangenen nach der Wahrheit, und zu gutem Erfolge für mich, in Kenntniß zu ſetzen. Uebrigens ſah ich getroſt jeder Wendung entgegen, ich war jung, geſund, nicht ohne Freunde und voll Muth. Mein Ausſcheiden aus dem Inſtitute freute mich unſäglich, und ich konnte nicht umhin, dies in einer ſymboliſchen Handlung an den Tag zu legen; was uns Allen längſt ein Gräuel war, den Zopf, der uns widerwärtig unter den andern Studirenden als Pepinieriſten kenntlich machte, ſchnitt ich mir gleich zuerſt ab, und nagelte ihn, zum allgemeinen Ergötzen der ganzen Pepiniere, außen an der Hausthüre feſt, nahm dann von guten Kammeraden

frohen Abschied, miethete mir ein Zimmer in der Stadt, wählte mir ein paar medizinische Kollegia, welche bereits für das Sommerhalbjahr wieder anfingen, schrieb indeß auch wiederholt nach Hamburg, und erwartete, was kommen würde. Görcke entließ mich noch freundschaftlich genug, und meinte, Kirchhof würde mich nicht ohne Hülfe lassen. Später hatte man ihm fälschlich hinterbracht, ich wolle über die Pepiniere etwas in Druck geben, er schickte deßhalb zu mir, und ließ mir abrathen, mit der Drohung, er würde dann auch schreiben; ich aber lachte dazu, und ließ ihm sagen, seine Warnung könnte mich eher reizen als abhalten, indeß möchte er nur ruhig sein, denn bis jetzt dächte ich nicht an solche Arbeit.

Die Nachrichten aus Hamburg kamen nur allzubald. Die Meinigen schrieben mir, auf Kirchhof dürfte ich nicht mehr rechnen, weil er selbst in die äußerste Bedrängniß gerathen sei, und seine Zahlungen eingestellt habe. Mein Schicksal bedauerten sie schmerzlich, und wußten nicht, was mir zu rathen sein könnte. Im Besitze einiger Goldstücke glaubte ich mich für die allernächste Zeit geborgen. Ich freute mich fürerst der glücklichen Freiheit, in der ich athmete, und überlegte nebenher, wie ich mich einrichten könnte, was sich durch litterarische Arbeit und Unterricht etwa verdienen ließe, und dachte meine Studien auch gegen Wind und Wetter tüchtig fortzusetzen. Ich durfte dabei auf Kiesewetter's Unterstützung rechnen, wiewohl er seit den letzten Vorgängen einige Zurückhaltung blicken ließ, und Nolte's, Schlosser's, so wie meiner jüngeren Freunde Beistand war mir ebenfalls gewiß.

Doch ehe solch ein neuer Lebenslauf sich gestalten konnte, erkrankte ich. Meine Kräfte hatten so vielen Stürmen tapfer widerstanden, endlich ergab sich dennoch, daß die Spannung zu groß für sie gewesen. Die Wirkungen des Frühlings hatten meine Reizbarkeit nur erhöht; an demselben Tage, an welchem ich die Nachricht aus Hamburg empfangen und sie Kiesewetter'n mitgetheilt hatte, der diesmal wieder zärtliche Sorgfalt für mich bezeigte, mußte ich aus einer Vorlesung bei Professor von Könen, die ich Abends noch an-

gehört, mich fieberkrank nach Hauſe führen laſſen. Die Krankheit wurde ſchnell bedenklich, und gab ſich als ein Nervenfieber zu erkennen. Der Oberchirurgus Horlacher beſuchte mich als ſorgſamer theilnehmender Arzt, Zöglinge der Pepiniere wachten die Nächte bei mir, von allen Seiten kam Hülfe und liebevolle Pflege. Da die Krankheit aber ſchlimmer wurde, ſo rief man eines Morgens den Doktor Erhard herbei, deſſen Wagen zufällig in der Straße hielt. Dieſer ſcharfſinnige Denker und durchgreifende Arzt war mir durch Röſchlaub's Magazin der Heilkunde und durch den Ruf ſeines praktiſchen Verfahrens genug bekannt, und ſeine perſönliche Erſcheinung flößte mir unbedingtes Zutrauen ein. Er behandelte mich auf Browniſche Weiſe mit Einſicht und Entſchloſſenheit, und ich genas nach einigen ſchweren und zweifelhaften Tagen, in welchen ich den Tod ſchon vor Augen gehabt, und ein ſo frühes Sterben als ein nicht wünſchenswerthes, aber auch als ein nicht mehr zu änderndes Geſchick mit ziemlicher Faſſung betrachtet hatte.

Während meiner Geneſung traten die mannigfachſten Fürſorgen von Freunden, Bekannten, und ſogar von Unbekannten, in größter Fülle und Thätigkeit hervor; von allen Seiten kamen Erquickungen, Nachfragen, Anerbietungen, und es ſollte mir, der ich nach ſolchen Kataſtrophen faſt alles bedurfte, an nichts fehlen. Kieſewetter und das Friedländer'ſche Haus, die Hofräthin Wolff, vor allen meine jüngern Freunde Eberty und Detmold verſäumten nichts, was meine Herſtellung beſchleunigen und vollenden konnte. Auch Erhard bezeigte mir die herzlichſte Theilnahme, er freute ſich lebhaft, mich gerettet zu haben, er gab mir Ermunterung und Rath, und ſeine geiſtvollen, eigenthümlichen Geſpräche gereichten mir nicht weniger zur Stärkung, als ſeine Arzeneien und Weinverordnungen. Als ich in der Geneſung ſchon ziemlich vorgeſchritten war, dachte ich nun auch ernſtlicher an meine künftige Lebensweiſe. Ich ſann, was ich wohl ſchreiben könnte, und da eben die Ueberſetzung des Calderon von Auguſt Wilhelm Schlegel friſch aus der Preſſe kam, ſo war ich verſucht, dieſe Gattung von Drama mit der franzöſiſchen, die mir ſehr vertraut war, in einem

kurzen Aufsatze zu vergleichen. Auch ein eignes Trauerspiel, König Oedipus, worin ich besonders die Wahrscheinlichkeit und Richtigkeit der Irrungen und Uebergänge trefflich angeordnet zu haben meinte, hatte ich entworfen und in fünffüßigen Jamben auszuarbeiten angefangen; in derselben Form war eine Uebersetzung von Racine's Andromache ziemlich vorgerückt. Was mich aber innerlich am stärksten beschäftigte, waren Wilhelm Meister's Lehrjahre, die ich in dieser Zeit zum erstenmale las. Eine neue Welt ging mir in diesem Romane auf, und doch nur allmählig, denn ich fühlte, wie im Weiterlesen das Buch selbst mich zu seinem höheren Verständnisse reifte, und gleichwohl sich mir schon ganz aufzuschließen nicht vermochte, sondern dies einer auch anderweitig wachsenden Lebensbildung überlassen mußte.

Nicht lange hatte dies neue Dichten und Trachten begonnen, als meine Freunde mich ernstlich und dringend vor jeder Anstrengung warnten, und da diese, wenn Studien und Erwerb gleichzeitig fortzusetzen waren, auf keinen Fall vermieden sein konnte, so suchten sie mir einen andern Lebensgang auszumitteln, der bei mäßiger Beschäftigung eine ruhige sichere Lage und heitre Verhältnisse gewährte. Eines Tages fragten sie mich in diesem Sinne, ob ich nicht Lust hätte, nur für's erste, zur Erholung und keineswegs als Lebensplan, eine Erzieherstelle anzunehmen? Sie schilderten mir das reiche Haus des Fabrikanten Cohen, zwei prächtige Knaben von sechs und sieben Jahren, die vorzüglichen Eltern, eine gebildete Geselligkeit, Musikliebhaberei, fremde Sprachen im Gange, kurz eine wahre Bildungsschule für mich, zugleich genußreiches Leben und nützliche Thätigkeit. Diese Aussicht durfte mich allerdings reizen. Ich wurde zu einem vorläufigen Besuch eingeladen. Noch schwach, auf Freundesarm gestützt, richtete ich eines Vormittags den Weg nach der Münzstraße, wo Herr Cohen das große schöne Hotel des Ministers von Zedlitz theils bewohnte, theils zu einer Baumwollenfabrik eingerichtet hatte, welche viele hundert Leute beschäftigte. Man führte mich in das Bibliothekzimmer, das den Blick in den großen blühenden Garten hatte, und an Büchern schnell übersehen ließ, was mein Herz nur

wünſchen konnte; deutſche, franzöſiſche und engliſche Hauptwerke ſtanden ſchöngebunden in dichten Reihen. Wenige Minuten war ich dieſem beſtechlichen Eindrucke überlaſſen, da erſchienen die Hausbewohner. Herr Cohen aus Holland von einer angeſehenen und reichen jüdiſchen Familie ſtammend, aber mit den Seinigen längſt getauft und jetzt in Preußen heimiſch, zeigte ſich als ein lebhafter freundlicher Weltmann, der auch in Wiſſenſchaften und Künſten wohl bewandert ſchien; die Frau, eine Berlinerin, ſprach durch ſanftes und verſtändiges Weſen an; zwei bildſchöne feine Knaben, denen drei liebliche Töchter nachfolgten, kamen aus dem Garten herbei, wohin ein Spazirgang vorgeſchlagen wurde. Die Perſonen, die Räume, die Umgebung, der ganze Zuſchnitt des mir eröffneten Lebens, alles gewann mich ſchnell; auch auf der andern Seite war keinerlei Bedenken, die glänzendſten Zeugniſſe waren mir vorausgegangen, meine Jugend, die ſich aus dem Kampfe gegen die Krankheit ſichtbar wieder zu friſchen Kräften anließ, erweckte Theilnahme und Hoffnung, und ſo war unſer Verhältniß leicht geſchloſſen, ohne daß äußere Bedingungen feſtgeſetzt wurden, deren Verabredung ich gänzlich von mir ablehnte, und auf Kieſewetter's Gutdünken wollte ankommen laſſen. Nach wenigen Tagen war ich dem Hauſe angehörig, und ich begann eine glückliche Zeit, vom herrlichſten Frühling in den ſchönſten Sommer hinein, in weichem kräftigendem Lebenselemente, jeder Verdrießlichkeit und Sorge überhoben, zu jeder freien Selbſtſtändigkeit berechtigt und aufgefordert. Doch bevor ich zu neuen Schilderungen übergehe, muß ich einige Beziehungen aufnehmen und abſchließen, die ſich aus den früheren Verhältniſſen in meinen neuen Zuſtand nur noch in der Abſonderung herüberſpannen, die ſie längſt bereitet hatten und bald vervollſtändigen mußten.

Das Thun und Treiben in dem geſelligen Kreiſe, den ich bisher beſucht hatte, konnte mich ſchon längere Zeit nicht mehr befriedigen, ich fühlte nur zu deutlich die vielen Uebelſtände und Gebrechen, welche dieſen Verhältniſſen inwohnten, und durch das Bemühen und die Anſprüche, ge-

bildet zu erſcheinen, nicht hinreichend gedeckt wurden. Daß es in Lebensanſichten, Gewohnheiten und Aeußerungsweiſen Beſſeres und Höheres geben müſſe, davon war ich überzeugt, und einzelne Beiſpiele gaben zu ungünſtiger Vergleichung ſogar den Maßſtab. Von vielem, was täglich vorging, war ich unangenehm berührt, ja unheilbar verletzt. Im Friedländer'ſchen Hauſe waltete Wohlmeinung und Gutmüthigkeit, die aber oft aller Zartheit entbehrten, bei manchen Anläſſen ſchwand die nöthigſte Zurückhaltung, und Kieſewetter ſelbſt wußte öfters, vorzüglich wenn er am Spieltiſche ſaß, einen ungeberdigen Eifer nicht zu bezwingen, der den Mitſpielenden zu heftigen Erwiederungen Grund gab, und mir den häßlichſten Eindruck machte. Mir perſönlich wurde auch die Abſicht empfindlich, die ganz offen darauf hinzielte, mich zu gebrauchen oder wenigſtens zu benutzen, und ſtatt eines edlen freien Umgangs ein wechſelſeitiges Leiſten und Helfen zu bezwecken; es verſchlug mir nichts, daß die Rechnung auch meine weſentlichen Vortheile nicht vergeſſen wollte, und ich ohne Zweifel mehr empfing als gab, ich hätte ja lieber ohne alle Rechnung den entſchiedenſten Nachtheil erwählt, als mit ihr den größten Gewinn. Von andrer Seite verband ſich mit dieſen Einwirkungen noch eine weit bedeutendere. Ich konnte, wie ſehr ich mich auch ſträubte, mir je länger je weniger verhehlen, daß gleich der geſelligen auch die wiſſenſchaftliche Bildung Kieſewetter's in gewiſſem Betracht ſchon weit hinter mir lag. Ich war durch ihn ſelbſt aufmerkſam geworden, daß die Kantiſche Philoſophie in ihrer genommenen Stellung nun für immer Halt machen, und höchſtens in ihrer Anwendung, aber durchaus nicht in ihrem Weſen, fortſchreiten wolle, während doch andere tiefſinnige Forſchungen mächtig voranſtrebten, und jene bereits wirklich überflügelten. Einige Blätter von Fichte hatten mich ſtark angeregt, und was ich von Schelling hörte, ließ mich neue Geſichtspunkte ahnden, die ich unmöglich mit bloßer Nichtachtung zu beſeitigen vermochte. Daß auch die Kantiſche Philoſophie freier und eigenthümlicher, als durch Feſthalten am ſtrengen Buchſtaben, aufzufaſſen ſei, war mir durch Erhard klar geworden. Dies

alles aber mißfiel Kieſewetter'n auf's äußerſte, ich ſollte mit Gewalt bei dem alten Glauben verharren, die geſtellten Schranken auf keine Weiſe überſchreiten; er wollte mich in der Wiſſenſchaft für ſich behalten, wie in ſeinen Geſellſchaftsbeziehungen. Sein Benehmen gegen mich war ſchon während der letzten Zeit, die ich noch in der Pepiniere zubrachte, merklich kühler geworden, als ich aber bald nachher auch von der äſthetiſchen Seite mich freier zeigte, durch die gehäſſigen Angriffe gegen Friedrich Schlegel's Lucinde, gegen das Athenäum, gegen Tieck's und Novalis Schriften gerade gereizt wurde, dieſe Bücher zu leſen, und an ihnen Gefallen fand, da galt ich entſchieden für einen Abtrünnigen, gegen den man die bitterſten Vorwürfe nicht ſparte. Anſtatt aber die Feſſeln, die man meiner Geiſtesfreiheit anlegen wollte, ruhig hinzunehmen, mich der Autorität zu fügen und ſtill in's Enge ziehen zu laſſen, kehrt' ich die von Kieſewetter ſelbſt empfangenen Waffen muthig gegen ihn, empörte mich ganz und ſagte jeden Gehorſam auf. Durch die äußerliche Hemmung, welche unſer bisheriger Verkehr durch mein neues Verhältniß nothwendig erfahren mußte, und durch die zahlreichen Einwirkungen, welche mich ſeitdem in entgegengeſetzter Richtung beſchleunigten, zerfielen wir endlich durchaus. Erbitterte Aeußerungen von ſeiner Seite, die mir entſchiedenes Unrecht anthaten, meinen unſchuldigſten Jugendlichkeiten einen falſchen, bösartigen Sinn unterſchoben, mich der Undankbarkeit im voraus beſchuldigten, und eine Art Bann über mich ausſprachen, indem ſie mich alles Antheils am Kantiſchen Heil verluſtig erklärten, machten die Sache nur ſchlimmer. Ich fand mich durchaus zu keiner Dankbarkeit verpflichtet, wo keine Freiheit ſein ſollte, und wo daher das Empfangene entweder gar nichts, oder doch nicht den Preis werth war, welchen man nachträglich als meine Dankespflicht dafür anſprach. Ich ließ mir daher die Feindſchaft gefallen, und weit entfernt von Schmerz oder Rührung, benutzte ich manche Blöße, die man mir gab, nur allzu ſchonungslos. Kieſewetter kam in dieſer Zeit immer mehr und mehr mit dem Hof in Verbindung, war viel bei der Königin, bei den Prinzen, die er unterrichtete, ordnete geiſtreiche Vergnügungen

an, und ſchien als Hofphiloſoph, wie man ihn nannte, ſeiner ſonſtigen Grundſätze völlig uneingedenk; er mochte einigen leichten Spott und Tadel vielleicht verdienen, aber am Hofe wird beides durch Neid und Haß gleich zu ungeheuern Maſſen, und das Publikum trug ſich damit, wie es gewöhnlich zu thun pflegt. Zu derſelben Zeit war ich der ganzen Macht des Einfluſſes hingegeben, der von den Schlegel und ihren Freunden kam; durch Schriften, Vorleſungen und Geſpräche wurde der Uebermuth, die Ironie, ſogar die Frechheit obenangeſtellt; gegen einen ſelbſtleuchtenden Philoſophen wie Fichte, den ich nun perſönlich kennen lernte, wurde Kieſewetter ein dunkler Schatten; die jüngern Freunde verhöhnten mich nur, wenn ich ſeiner noch im Guten gedenken wollte. Genug, in dieſem Gedränge von Stimmen und Beiſpielen, welchen von keiner Seite Milderung zugemiſcht wurde, fühlte ich mich geſtachelt, gegen den einſt ſo verehrten und geliebten Mann auch meinerſeits einigen Muthwillen zu üben, und verſäumte die Gelegenheit nicht, über ihn und die Kantiſche Philoſophie ungünſtig zu ſcherzen, und ſpäterhin einige neckende Zeilen, doch ohne ihn zu nennen, einem flüchtigen Blatt über Berlin, das für eine Zeitſchrift verlangt wurde, einzuverleiben und drucken zu laſſen. Dieſe Verhärtung in mir erſtreckte ſich durch mehrere folgende Jahre, und gab einige unerfreuliche Züge noch in Halle zu dem ſogenannten Doppelroman, der dort entſtand. Ich that Kieſewetter'n zu viel, das iſt gewiß, wenigſtens von mir war es zu viel, und ein geheimes Bewußtſein meines Unrechts war in mir, ſchon während ich es verübte; nur falſche Scham und der Verſuch, ob das Unrecht nicht Recht werden wollte, ließ mich es ſo lange fortſetzen. Ich ſchätzte ihn eigentlich ſtets, ich war ihm wirklich noch zugethan, und handelte gegen mich ſelbſt, indem ich ihn verhöhnte. In ſpäteren Jahren, als ich wieder mit ihm zuſammenkam, war ich erfreut und gerührt, ein freundſchaftliches, vertrauensvolles Verhältniß, trotz jener Unbilden, leicht wieder hergeſtellt zu ſehen, welches nur durch den freien großmüthigen Sinn des Mannes möglich war, der das vorgefallene Kleinliche gern vergeſſen mochte, um nur der Ueber-

einſtimmung in ſo manchem Wichtigen eingedenk zu ſein. Noch jetzt muß ich ihm dankbar nachſagen, daß ich durch ihn mächtig gefördert worden, und ihn als den Pfleger des Guten in mir anzuerkennen habe; ja ſelbſt die Pietät, zu der ich für ihn zurückgekehrt bin, hatte er nach allen Seiten in mir früherhin als eine der edelſten und größten Tugenden zu wecken und zu nähren treulich geſtrebt, und leider ſelbſt nur ſo ſpäte und ſparſame Frucht davon geärntet. —

Sechster Abschnitt.

Jugendfreunde. Streben.

Berlin, 1803. 1804.

Selten mögen einem Menschen so beglückte Lebensauen sich ausbreiten, als mir der nächste Zeitraum darbot, in welchen ich seit der Aufnahme im Cohen'schen Hause, vom Ende des Maimonats bis tief in den Sommer hinab, mit allen Kräften und Entzückungen der Jugend jetzt einging! Durch mein Verhältniß fand ich mich grade nur in so weit gebunden, um Anhalt und Maß für das höchste Freiheitsgefühl zu haben, meine Pflichten bezeugten mir nur meine Selbstständigkeit, ich genoß zum erstenmale die Vollempfindung des persönlichen Dastehens und Geltens. Was ich war, dachte, urtheilte, wünschte und that, rechnete mir niemand mit fremder Vorschrift in der Hand nach, suchte niemand durch äußere Rücksichten und Zwecke beengend niederzuhalten; meine Eigenschaften, die bisher gleichsam hinter ihrem Ertrag und ihrer Leistung hatten zurückstehen müssen, konnten nun als sie selbst hervortreten, mein eignes ungestörtes Wesen durfte mir Quell und Spiegel jedes Antriebs und jeder Handlung sein. Dieses Gefühl hätte in jedem Fall das Ergebniß meiner veränderten Lebensstellung sein können, daß ihm aber durch eine Dauer von Monaten eine nur stets gesteigerte Gewährung entsprach, war die Folge des glücklichsten Zuströmens von Begünstigungen, wie sie nicht oft sich vereinigen wollen!

Ich muß zuerst als eines wunderbaren Reizes, der in täglich erneutem Werthe sich als unschätzbar erwies, der Lokalität gedenken, welche nicht glücklicher sein konnte. Schloßartige Wohnung, weit über das Bedürfniß hinaus geräumig und vielfach, im Innern mit allem Behör einer behaglichen, theils holländischen, theils englischen Lebensart versehen, erhob sich, auch für den äußern Anblick bedeutend und geschmackvoll, zwischen tiefem Vorhof und ausgedehntem Garten. Von der Straße zurückgezogen wandte sich das ganze Leben des Hauses um so entschiedener nach der Gartenseite hin. Schattige Gänge, Rasenplätze, hochstämmige Bäume und mannigfaches Gebüsch, Blumenbeete, Obst- und Küchenpflanzungen, zuletzt ein Pavillon zwischen Treibhäusern, gaben dem weiten Raume in sinniger Anordnung die heiterste Mannigfaltigkeit, und dieser grünende und blühende Bezirk gab jedem Tag und jedem Augenblicke die nahe, offne und lockende Gelegenheit zu dem reinsten Genusse, welcher das Herz erfreuen kann, zu dem Genusse der Jugend und des Sommers in ihrem schönsten Verein.

Während der ersten Zeit, bevor meine Zimmer eingerichtet waren, schlief ich nach dem Garten hinaus, in einem Saale, der als physikalisches Kabinet diente. Mit dem frühsten Tage, vom Glanze der bewegten Wipfel, von den Stimmen der Vögel, dem erquickenden Morgenhauche getroffen, stand ich lebensfroh auf, eilte in das thauige Grün, frühstückte dort oder am offnen Fenster des Bibliothekzimmers, und hatte mit wechselndem Entzücken schon viel gelustwandelt und gelesen, wenn nach und nach das übrige Haus erschien, und die Eltern ihren Geschäften und die beiden muntern Knaben dem Lernen noch erst im Freien eine dem ganzen Tage zu gut kommende Frist gaben. Der hierauf beginnende Unterricht war für mich nur leicht; die Kinder hatten noch besondre Lehrer, auch für solche Gegenstände, in welchen ich recht gut hätte unterrichten können, und vorzüglich nahm die Uebung in der Musik Vor- und Nachmittags mehrere Stunden ein. Zum Mittagessen, dem gewöhnlich wieder eine Erlustigung im Garten voranging, waren nicht selten Gäste eingeladen, nähere Freunde und

Freundinnen des Hauſes, auch wohl intereſſante Fremde. Die Unterhaltung, im Allgemeinen gütig und heiter, durch einige Prätenſion des Hausherrn auch wohl zu beſonderer Lebhaftigkeit geſteigert, pflegte ſich unter Spazirengehen fortzuſetzen, und nach abermaligen Arbeits- und Lernſtunden rief, von ſechs Uhr an, der freiſte Nachmittag und Abend die Hausgenoſſen und etwanigen Beſuch zum Luſtwandeln, Spielen, zu Geſpräch und Theetrinken wiederum in den Garten, wo Zuſammenſein und Abſonderung nach Belieben wechſelte. Oefters zog ich mich zurück, um für mich allein zu leſen oder zu ſchreiben, und fand mich wieder ein, ſobald eine neue Erſcheinung mich anlockte. Ein glücklicher Verlauf ſchöner Tage, wie man ſie auch ſpät noch wünſchen möchte!

Ich war aber vor allem auf Erfüllung meiner neuen Pflichten bedacht, und wollte dieſem Berufe vollſtändig genügen, bevor ich den Zwecken eigner Förderung oder Neigung nachhinge. Ich entwarf einen ſchriftlichen Erziehungsplan, der mit ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, ich begann in Geſtalt eines Tagebuchs allerlei pädagogiſche Notizen und Erfahrungen niederzuſchreiben; dieſe Uebung und das Leſen mancher empfohlener Werke, worunter auch Rouſſeau's Emile, gereichten mir zu großem Nutzen. Aufmerkſam ſuchte ich die Wendungen des Lehrens und Mittheilens, wodurch richtige Auffaſſung und feſter Eindruck am ſicherſten gewonnen wären; ſorgfältig und theilnehmend ſchloß ich mich der kindlichen Sinnesart an, und ein freundliches Walten von Liebe und Vertrauen war der glückliche Erfolg. Da mir für mich ſelbſt aber noch ſo viel zu erwerben und fortzuſetzen oblag, ſo ſtrebte ich, die Zeit, welche mir im Laufe des Tages und beſonders am Anfange und Ende deſſelben reichlich gelaſſen war, ſo fruchtbar als möglich anzuwenden. Ohne Hülfe von Vorleſungen, deren regelmäßiger Beſuch jetzt nicht möglich war, konnte mein mediziniſches Studium nicht gedeihen, ich gab daſſelbe nicht auf, aber ſchob es einſtweilen beiſeit, und ſuchte dafür andre, durch die Umſtände nicht verſchloſſene, ſondern wohl gar beſonders eröffnete Wege um ſo beſſer zu benutzen. Ich legte es darauf an, die Haupt-

thatſachen der Geſchichte mir im Zuſammenhang aufzureihen, ſie in ihrer nothwendigen Folge und Wechſelwirkung einzuſehen, und hatte hiezu, wie für begleitende geographiſche Studien, die ſchönſten Hülfsmittel zur Hand. Poeſie und Litteratur jeder Art ſchloſſen ſich an; zu eignen Aufſätzen, Gedichten, und beſonders auch zu Briefen an Freunde, wobei Eberty mir am nächſten ſtand, fand ſich immerfort Anlaß. Damit meiner Ausbildung noch beſſer nachgeholfen würde, unternahm es Herr Cohen, der ſeine Kenntniſſe gern lehrend übte und zeigte, mit mir höhere Mathematik und engliſche Sprache zu treiben. Auf dieſe Weiſe ſchien ich beſchäftigt genug, und meine Zeit hinreichend ausgefüllt. Doch Fleiß und Freudigkeit leiſteten in wenigen Stunden viel, die glücklichen Tage behielten noch weiten Raum, um andern Lebensinhalt aufzunehmen, andre Gebilde hervorzutreiben.

In dieſer erſten Zeit war das Haus ungewöhnlich lebhaft, weil eine Schweſter der Madame Cohen, die Baronin von Boye, daſſelbe durch ihre gaſtliche Anweſenheit erfreute. Einem ſchwediſchen Major verheirathet, der in Stralſund ſeinen Standort hatte, dachte ſie ihm dorthin bald nachzufolgen, nachdem ſie eben mit ihm aus Paris und dem ſüdlichen Frankreich zurückgekehrt war, und nur einige Wochen bei den Ihrigen in Berlin noch verweilen ſollte. Dieſe Dame war gewohnt, die Huldigungen größerer und kleinerer Kreiſe auf ſich zu ziehen, die glänzendſte Welt hatte ſie eben in vollem Maße genoſſen, früher auch das Beſte von Bildung und Litteratur ſich fleißig angeeignet; dem vielleicht unzureichenden äußeren Reize geſellte ſie gern die bedeutende Mithülfe der Gemüths- und Geiſtesregſamkeit, der vornehmen Eleganz und Eigenheit, und auch humoriſtiſche und geniale Wagniſſe verſchmähte ſie nicht, um nur im Augenblicke voranzubleiben. Die Schweſter war ihr mit treuer Freundſchaft zugethan, mit höchſtem Wohlgefallen die Mutter, Madame Bernhard, eine Wittwe, die das Leben noch genießen wollte, und ihren Reichthum deshalb gern aufwandte. Regelmäßig an den Sonntagen, aber auch außerdem nach Gelegenheit und Einfall, beſuchte man letztere auf ihrem Landhauſe zu Charlottenburg, wo zahlreiche und zum Theil ausgezeichnete Ge-

ſellſchaft die gaſtfreieſte und üppigſte Bewirthung fand. Die kurze Zeit, welche Frau von Boye noch zu bleiben zugeſagt, wurde beſtens benutzt.

Faſt kein Tag verging ohne Geſellſchaft, theils in der Stadt, theils auf dem Lande. Graf Alexander zur Lippe, Profeſſor Darbes, Graf Caſa Valencia von der ſpaniſchen Geſandtſchaft, die Hofräthin Herz, die herrliche Sängerin Marchetti-Fantozzi nebſt dem italiäniſchen Dichter Filiſtri lernt' ich in dieſem Kreiſe kennen; auch dem damals jugendlichen und geiſtesregen Adam Müller und der von ihm geführten Madame Sander, die als ſchöne Frau durch den Ruf mir ſchon bekannt war, begegnete ich hier zuerſt, nicht ohne wechſelſeitige Anziehung.

Ein Fräulein von Sellentin, zwiſchen Alter und Jugend inne ſtehend, hatte ihre beſondere Geiſtesart, äußerte ſich lebhaft, und zeigte ſchon früh ſolche Eigenheiten, die man eine Zeit lang gern verzeiht, weil man ſie belächeln darf, ſpäterhin aber leicht unangenehm findet. Jüngere Frauenzimmer waren vorzüglich dem Cohen'ſchen Hauſe angehörig und bedeutſam. Ich nenne zuerſt Mademoiſelle Seiler, eine zarte Schönheit, in erſter Jugend beſcheiden blühend, vortreffliche Klavierſpielerin und als ſolche durch Unterricht dem Hauſe nützlich, war ſchon um der Muſik willen gern geſehn und mit großer Sorgſamkeit behandelt; noch ſtärker aber wirkte die Neigung, welche Herr Cohen zu dem lieblichen Weſen kaum verläugnen mochte und durch tägliches Beiſammenſein nährte, wozu theils gemeinſchaftliche Muſikübung, theils Lehrſtunden im Engliſchen, den gültigſten Anlaß gaben. Karoline Lehmann, nachherige Gattin des berühmten Tonkünſtlers Clementi, war gleichfalls ausgezeichnet muſikaliſch; ſie kam gewöhnlich mit ihrer Mutter, oft aber auch allein, und hatte mit beſonderer Zuneigung in Madame Cohen eine mütterliche Freundin geſucht und zugleich eine für die Jugend noch mit reinſtem Sinn antheilvolle Vertraute gefunden; konnte man ſie nicht gradezu ſchön nennen, ſo ſtand ſie doch im friſcheſten und üppigſten Reiz aufgeblühter Jugend, und ließ in munterer ſowohl als ſchwärmeriſcher Unſchuld noch unendliche Zauberkräfte ahnden, in deren Wir-

kungsbereich man ſich gern ſtellen oder doch hineindenken mochte. Die dritte, Henriette Hübſchmann, Tochter einer vermögenden, durch kalten Weltverſtand und ſatyriſche Bitterkeit nicht ſelten abſtoßendenden Mutter, war dagegen durch freundlich kluge Theilnahme und durch ſcherzhaften Witz einnehmend, der das regſame Perſönchen allerliebſt kleidete.

Gegen den Reiz dieſer jüngeren Mädchen war ich genug befeſtigt; gleiche Anmuth und Liebenswürdigkeit und größere Schönheit hatte ich ſchon verehrt, auch nahm ihr Wirken nicht grade mich zum Ziel. Mein Sinn war auf romantiſchen, poetiſchen Austauſch, auf geiſtig geſteigertes Verhältniß gewandt, und mein Herz wollte ſich nicht entzünden laſſen, außer mit Beihülfe litterariſcher Gluth; auch mußte dafür einiges Bemühen eintreten, um die im Allgemeinen vorſchwebenden Phantaſieflüge an einen näheren beſtimmten Gegenſtand feſtzubannen. Für alles dies war von andrer Seite her überflüſſig geſorgt. Frau von Boye hatte mich in meinen Anlagen und Richtungen leicht aufgefunden, und noch leichter wurde es ihr, mich ihre Vorzüge wahrnehmen zu laſſen und mit ihnen vollauf zu beſchäftigen. Eine ſchmeichelhafte Berückſichtigung that mir um ſo wohler, als ich mit jedem Tage den Werth einer ſolchen Dame höher ſchätzen mußte, deren Geſpräch mit allem Uebergewichte der Weltbildung das Gebiet der Poeſie durchflatterte, und die nicht nur mit den Schriften, die ich am meiſten verehrte, ſondern auch mit den Autoren befreundet war, mit Jean Paul Richter, Friedrich Schlegel, Fichte, ja ſogar mit dem wenig bekannten Meyern, deſſen politiſcher Roman Dya-Na-Sore mich erſt kürzlich mit erhabenen Entzückungen erfüllt hatte. Das Bedeutendſte für mich aber war ihr während der Reiſe geführtes Tagebuch, in welchem alle Eindrücke der großen Erſcheinungen aus dem Natur-, Geſellſchafts- und Kunſtleben, ja ſelbſt die Gefühle eines bewegten Herzens, mit vieler Wärme niedergelegt waren. Nur dem engſten Vertrauenskreiſe wurde dies Tagebuch in ausgewählten, gegen jede Störung geſicherten Stunden vorgeleſen, und dabei gleichwohl noch manches überſchlagen. Zu ſolcher Begünſtigung mitberufen zu ſein, mußte ich mir hoch anrechnen.

Herrſchte bei dieſen Mittheilungen das Sentimentale vor, ſo ließ bei andern Gelegenheiten die freieſte Laune ſich aus, die unſchüchternſte Lebendigkeit, welcher vollauf beizuſtimmen die Andern bisweilen kaum den Muth hatten. In dergleichen Augenblicken rief ſie einesmals ganz unerwartet unter vielen Anweſenden mich auf, meinend, mir ſei auch noch zweifelhaft, was ich von ihr halten ſolle; ich aber faßte mich ſchnell, und antwortete beherzt, ich wiſſe es recht gut, und wolle es nöthigenfalls beweiſen. Bald nachher trennte ſich die Geſellſchaft, mich aber trieb es zu ſchreiben, und nach einer halben Stunde war eine Karakterſchilderung fertig, die ich nach ungefährem Rathen und Vorausſetzen auf die herausfordernde Dame geſchmiedet hatte; nach ihrem guten Beiſpiel entſchlug ich mich ſchon der Schüchternheit, und brachte das Blatt den Frauen, die größtentheils noch beiſammen waren, gab es aber an Madame Cohen, und bat, ſie möchte zuſehen, wiefern das Bildniß zu erkennen wäre. Nach dem erſten Durchblicken wurde das laute Vorleſen verlangt, und da ich es an Schmeichelhaftem und etwas Stechendem nicht hatte fehlen laſſen, auch manche Züge wirklich getroffen und einige auf gut Glück verſuchte Angaben zufällig die richtigen waren, ſo wurde des Wunderns und Rühmens ſo wie des Scherzes und der Fröhlichkeit faſt kein Ende. Von dieſer Karakterſchilderung wurde weiterhin noch oft geſprochen, ich mußte erfahren, daß man ſie als einen Beweis meiner großen Fähigkeiten anſah, und daß man mich deshalb höher ſtellte, als man vorher gethan. Die entſchiedenſte Wirkung aber übte das Blatt auf meine Bezüge mit Frau von Boye. Sie hatte ſchon bisher mich ausgezeichnet, jetzt that ſie es nur um ſo mehr und gleichſam von Rechtswegen; mit großem Ernſt und gefühlvoller Emphaſe trug ſie mir Freundſchaft und inniges Vertrauen an. Das letztere bewies ſie mir alsbald dadurch, daß ſie mir geſtand, ſie bedürfe meiner Mitwirkung und meines Einfluſſes, um auch abweſend in dieſem Kreiſe manches nach ihrem beſſern Sinne zu leiten und zu halten. Sie ſetzte mich deshalb ſofort in Kenntniß von den innern Verhältniſſen des Hauſes, von dem Karakter ihrer Mutter, ihrer Schweſter und ihres Schwagers, und

wie jeder zu behandeln ſei. Hauptſächlich warnte ſie mich vor dem letztern, der bei wenig Gehalt viele Schwächen und Eigenſinn und beſonders in ſcheinſeliger Eitelkeit kein Maß habe. Ihre Schweſter, welche für ſich ſelbſt genug treue Feſtigkeit, aber in Betreff Anderer nur zu leicht duldſame Nachgiebigkeit zeige, wünſchte ſie durch mich unterſtützt, und eben ſo die Kinder gegen die Einwirkung des Vaters möglichſt geſtärkt. Dergleichen Mittheilungen, welche ſogar abſichtlich für Madame Cohen kein völliges Geheimniß ſein ſollten, verſetzten mich in die ſeltſamſte Lage, und indem ſie mich einerſeits zur vorſichtigſten Haltung und Klugheit nöthigten, regten ſie andrerſeits mein Inneres zu den lebhafteſten Einbildungen und Anſprüchen auf, welche unter fortwährendem Nachſchüren endlich als leidenſchaftliche Empfindung aufflammen wollten.

Ob mehr die Schlingen fremder Koketterie, oder das Gaukelweſen eigner Bethörung mich damals umfingen, vermag ich jetzt kaum abzuwägen, gewiß aber iſt es, daß beides im Spiel war, und daß die beiderſeits unwahren Elemente dennoch in Schmerz und Freude Wirkungen hervorriefen, welche nicht ungleich denen eines wahrhaftigern Urſprungs beſtanden und wirkten. Was von den Aeußerungen jener Zuſtände ſich in einigen Briefen noch erhalten hat, ſpricht mich ſelbſt auf die wunderlichſte Weiſe an, und ich finde darin eine Exaltation, die zwar Lächeln erregen muß, wenn ſie zunächſt in den perſönlichen Beziehungen genommen wird, deren ganzes Weſen aber grade aus dieſen mit aller Kraft ins Unperſönliche hinausſtrebt, und einen lebendigen Menſchen hinter den entzündeten Auswüchſen ſeiner unreifen poetiſchen und mimiſchen Anlagen und Triebe faſt verſchwinden macht.

Dieſe Stimmung gehörte jedoch nicht mir allein, ſie war in ähnlichen Miſchungen gleich einem Wetterſtand über den ganzen Kreis verbreitet, und half ſich gegenſeitig tragen und erhitzen.

Graf Alexander zur Lippe, edel, zartſinnig, gebildeten und ſtrebenden Geiſtes, aber auch wirrköpfig, einbilderiſch und abſchweifend, lebte in empfindſamſter Seelenſchwingung,

und verbreitete Rührung und Innigkeit um ſich her, die aber bei leiſen Anläſſen wunderlich aus der unbefriedigten Spannung auch in Schärfe und Säure umſchlugen, womit er ſich und Andre dann nicht wenig quälte, bis man ihn wieder, was nicht ſchwer wurde, auf Scherz und Laune zurückbrachte. In erhabenen Freundſchaften lebte er mit Frau von Boye und Madame Cohen, einen abweſenden Freund, Herrn von Brockes, führte er bei jeder Gelegenheit zärtlichſt im Munde, auch mit mir tauſchte er jetzt Händedruck und Vertrauensworte, und durchflocht meine Neigungen und ſeine; die Leidenſchaft, zu welcher eine jugendliche Schöne ihn entflammt hatte, verbarg er keineswegs, wenn auch die letztere ſelbſt als ein zartes Geheimniß verſchwiegen blieb.

Einen neuen Mitſtrebenden entdeckte und gewann ich in einem jungen Manne, der im Cohen'ſchen Hauſe von Kindheit an lebte, wie ein Sohn gehalten wurde, und auf dem Komtoir beſchäftigt war, aber ſich außer den beſtimmten Zeiten wenig ſehen ließ, und überhaupt in ſeiner ſchweigſamen Stille ſich wenig bemerkbar machte, obgleich er für durchaus klug und kundig galt. Eines Tages führte zufälliges Geſpräch uns näher zuſammen, wir vertieften uns in Betrachtungen des Lebens und der Poeſie, ſeine Verſchloſſenheit hielt gegen meine andringende Wärme nicht aus, er bekannte mir, daß auch er dichte, und wollte mir ſeine Erzeugniſſe nicht vorenthalten. Seine Gedichte waren klar und empfindungsvoll, ſie entzückten mich, und als ich den Andern meine gemachte Entdeckung mittheilen, ihnen die Verſe wiederholt vorleſen durfte, wollte man das Wunder kaum glauben, vereinigte ſich aber bald in Lob und Beachtung des aus ſeinem bisherigen Inkognito hervorgetretenen Dichters, und ich genoß die reinſte Freude, in Wilhelm Neumann einen ſo würdigen als fähigen Freund erworben zu haben. Daß er eine Neigung im Herzen hegte, war nicht aus ſeinen Gedichten allein zu gewahren, ſeine Gewöhnung zu ſchweigen ließ jedoch keinen näheren Aufſchluß erfolgen, erſt ein Jahr ſpäter wurde dieſer mir durch unglückliche Umſtände enthüllt; inzwiſchen war die ganze Ge-

müths- und Geistesstimmung von dieser innern Wärme belebt und erhöht.

Neues Zuströmen erfolgte zu diesen schön anschwellenden poetischen und sentimentalen Fluthen durch die Bekanntschaft, die mir nach einiger Zeit in Charlottenburg mit einem preußischen Offizier zu Theil wurde, der, auf die ersten leisen gleichsam freimaurerischen Zeichen einer solchen Brüderschaft, ebenfalls ganz unvermuthet sich mir als Dichter enthüllte, und zwar als einer von der seltsamsten Art, die großentheils schon darin begründet lag, daß dieser deutsche Dichter eigentlich ein Franzose war. Herr von Chamisso hatte als Knabe mit seinen Eltern die Heimath beim Ausbruche der Revolution verlassen, war als Emigrirter nach Berlin gekommen, hier bei der verwittweten Königin als Page und darauf als Offizier im Infanterie-Regiment von Goetz angestellt worden, und in diesem Verhältnisse geblieben, während seine Familie, gleich den meisten andern Emigrirten, denen es gestattet war, begierig das Vaterland wieder aufgesucht hatte. Den Franzosen konnte Chamisso in keinem Zuge verläugnen, Sprache, Bewußtsein, Sinnesart, Manieren und Wendungen, alles erinnerte an seine Herkunft, nur war sein ganzes Wesen dabei mit einer besondern, seinen Landsleuten sonst nicht grade eignen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch vielfache Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausschloß, sondern ihnen nur etwas Wunderliches zugesellte, woraus denn freilich allerlei hervorging, was er selbst oder Andre als Unfall oder Uebelstand zu tragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Stock und die Handschuhe, alles konnte ihm unvermuthet Aergerniß machen; am meisten aber und sichtbarsten kämpfte er mit der Sprache, die er unter gewaltigen Anstrengungen mit einer Art von Meisterschaft und Geläufigkeit radebrechte, welches er auch in der Folge zum Theil mit Vorliebe beibehielt. Er hatte deutsche Lieder und Elegieen gedichtet, sogar einen Faust in Jamben angefangen, und ich hörte mit Staunen und Bewunderung, was er davon mit seiner zerquetscheuden Aussprache, in einer Thüre stehend und den Durchgang hemmend, mir aus dem Ge-

dächtniß herſagte. Auch dieſer Poeſie wurde ich ſogleich ein rühmender Verbreiter, und alsbald des Dichters, der ſich als der bravſte Kerl von der Welt zu erkennen gab, vertrauter Herzbruder. Die deutſche Bildung und Sprache waren der Gegenſtand ſeiner tiefſten Verehrung und Sehnſucht, und unſre Beſtrebungen in dieſem Gebiete arbeiteten ſeitdem in förderlichſtem Verein. War aber ſein Geiſt durchaus den Deutſchen zugewandt, ſo hatte doch in ſeinem Herzen eine ſchöne Landsmännin den Vorzug behalten, welche durch Schickſale in das der Cohen'ſchen Familie verwandte Edeling'ſche Haus zu Charlottenburg als Erzieherin verſchlagen war; ſie nannte ſich Ceres Duvernay, hatte ein kleines Söhnchen bei ſich, und vereinte mit tiefer Schönheit eine ſeltne Bildung, wie ſie denn Engliſch und Italiäniſch vollkommen ſprach, und eben ſo den Shakſpeare und Taſſo wie ihren Racine las. Ihre Auszeichnung und Lage deutete auf höhere, doch unglückliche Verwickelungen, deren Geheimniß aber, aller Forſchungen ungeachtet, ſtets bewahrt geblieben.

Unſer verſtärkter Bund gerieth nun in thätige Bewegung, wir bereicherten durch Austauſch unſre Gefühle und Anſichten, theilten einander unſre Schriftſteller mit, und ſuchten uns gemeinſchaftlich zur Höhe der Litteratur emporzuheben. Ich begann Klopſtock, Voß und Wieland weniger feſtzuhalten, wiewohl ich ſie nicht aufgab, ſondern ihren ſchon zu ſehr mißkannten Werth noch mit Glück behauptete, ſelbſt einmal gegen Adam Müller, der mir auch Hölty, Salis und andre ſolche noch einräumen mußte. Dagegen ſtieg Schiller mächtig empor, und allen überragte mehr und mehr Goethe, deſſen Schriften und beſonders Wilhelm Meiſter unſre Hauptbücher wurden. Die Paradoxen des Athenäums und die Sprüche des Novalis führte hauptſächlich Lippe bei uns ein, die Gedichte von Wilhelm Schlegel las ich ſtill und laut zu vielenmalen. Neumann hatte ſich manches von Tieck erſehen; Schleiermacher wurde genannt, ich erhielt ſeine Monologen durch Frau von Boye zum Geſchenk, und dieſer ſtrenge, aber ſchwungvoll ausgedrückte wiſſenſchaftliche Inhalt wurde mit dem lyriſch-ſentimentalen des Hölderlin'ſchen

Hyperion als gleichartige Erquickung von uns Dürſtenden genoſſen. Wir hatten Alle erſtaunlich viel zu lernen, und nicht blos nach innen, ſondern auch nach außenhin zu lernen, um unſrem geiſtigen Erſchauen die erforderliche Unterlage zu geben, und dieſes Lernen konnte für uns nur aus fortwährendem Erleben und Betreiben hervorgehen. Wir ſahen einander bei allen Gelegenheiten; jeder ſonſt gleichgültige Beſuch, jede Fahrt über Land, jedes Geſchäft wurde uns bedeutend und fruchtbar, und wir waren weit entfernt, dieſe Bildungsſchule unangenehm zu finden, ſo ſehr wir deren Mängel in Betreff der wünſchenswerthen gelehrten Kenntniſſe und Uebungen einſahen. Die Geſellſchaft gewann durch dieſe geiſtige Bewegung zuſehends an Leben und Reiz, und die Sprüche des paradoxen Eroſtes, die Einfälle der Laune und des Witzes fielen ſo reichlich ab, daß ich anfing, ſie in ein kleines, zu dieſem Zwecke gehaltenes blaues Heft zu ſammeln, wo beſonders die wunderlichen und oft ungemein treffenden Schlagworte Lippe's ſich anhäuften. Frau von Boye behauptete in dieſem Treiben ihre Stelle, und war ihm nach Kräften förderlich, wiewohl ſchon mitunter einige Regungen zuckten, die wegen des Weitergehens bedenklich machen konnten, denn eine der erſten Wirkungen unſrer wetteifernden Thätigkeit mußte ſein, daß wir gewahr wurden, wir ſeien bisher wie in der Litteratur ſo auch im Leben allzu zahm und billig geweſen, und nun annahmen, wir dürften vieles keck als gemein und gering verwerfen, was wir bisher geachtet, und müßten uns, um nicht als geduldige Haſenfüße zu gelten, als ſtößige Böcke gebärden. Die Schlegel'ſchen Geſinnungen und Beiſpiele hatten viel Verführeriſches für junge Leute, welchen, bei ſchon befeſtigter feiner Bildung, ihre abgetragenen Unarten als etwas doch vielleicht Geniales zum nochmaligen Wiederanprobiren noch nicht zu entfernt lagen. Aber wir hielten, gutgeartet und brav, uns bei allen Lockungen doch beſcheiden genug.

In dieſe chaotiſche Gährung, aus der ſich nach Zufall und ohne Ziel und Ordnung alles neu geſtalten ſollte, fiel uns zum Glück bald ein ſtärkendes Licht der Autorität, durch welche neben ſo vielem Schwankenden und Verworrenen

auch wieder Festigkeit und Zusammenhang vor Augen stand. Ich lernte nämlich Fichte'n kennen. Frau von Boye, die ihn öfters besuchte, lud mich mit ihm zusammen in ihre Loge, um die Braut von Messina zu sehen. Späterhin sahen wir eben so die Eugenie von Goethe. Mit Ehrfurcht huldigte ich dem tiefen und großen Karakter, mit Freimüthigkeit forderte und bestritt ich seine Aussprüche, soweit meine Kräfte reichten. Er ließ mich freundlich gewähren, und beschied mich wohlwollend in seine Wohnung. Hier sah ich einen Weisen, dessen Handlungen mit seinen Worten und Lehren eins waren, und der vom Lichte der Gedanken wie von sittlicher Würde strahlte. Seine gedrungene, kräftige Gestalt und sein nachdruckvolles Reden mußten sich im ersten Moment dem Ohr und Auge unverlöschbar einprägen. Willig gab er mir Bedürftigen seine leitenden Rathschläge, ließ sich auf das Einzelne meiner Lage und meiner Studien mit mir ein, empfahl mir dringend das klassische Alterthum, sagte mir gradezu, ich müsse vollständiger die Römer und gründlich die Griechen kennen lernen, zeigte mir Ziel und Weg, gebot strengen Wandel und eisernen Fleiß, und wies mich dagegen für jetzt noch von aller Bemühung mit eigentlicher Philosophie entschieden zurück. Ich glaubte einen göttlichen Mann vor mir zu sehen, wenn er so sprach, die Gradheit und Redlichkeit leuchteten ihm aus den Augen, und liebevolle Güte begleiteten seinen erhabenen Ernst. Wenn seinen Ermahnungen ganz nachzuleben auch weder mein Sinn noch selbst die Gelegenheit erlaubte, so blieb doch dies Vorbild tief in meiner Seele, und ich nahm von Zeit zu Zeit immer wieder meine Zuflucht zu dem herrlichen Manne, der dann jedesmal mit Nachsicht und Kräftigung meinem guten Willen beistand. Auch Chamisso machte seine Bekanntschaft und erfuhr gleiche Einwirkung von ihm, die andern Freunde nicht minder, und für uns Alle blieb fortan über allem trüben und irren Gewoge des Lebens dieser Stern in hellem Glanze leuchtend und leitend, zu dem wir zuversichtlich emporblickten, um uns zum Rechten und Wahren zu reinigen und zu stärken.

Inzwischen war die Zeit herangerückt, da Frau von Boye

die ſchon immer aufgeſchobene Abreiſe nach Stralſund wirklich anzutreten dachte. Die zarten und vertraulichen Beziehungen hatten ſich bis dahin nur geſteigert und nach außen möglichſt geheim zu halten geſucht. Wiewohl dergleichen Geheimniß ſelten eines bleibt, und die Betheiligten ſelbſt es am wenigſten zu bewahren pflegen, ſo behielt doch eine beſondre Zuſammenkunft, welche an einem ausgewählten Tage, da zwiefacher Vorwand unſre Abweſenheit genugſam entſchuldigte, für den ganzen Abend in völliger Freiheit und Sicherheit mir beſchieden war, den ſtrengen Gewahrſam undurchdringlicher Umhüllung und unverbrüchlicher Verſchwiegenheit. Frau von Boye bewohnte ganz allein die während des Sommers leerſtehende Stadtwohnung der Madame Bernhard, die Bedienung war entfernt, ich wurde ungeſehen eingelaſſen, und mit der Thüre hinter uns war eine Reihe von Zimmern abgeſchloſſen, in welchen wir uns nach Wunſch zu gegenſeitiger Mittheilung ſo behaglich als ungeſtört vereinigt fanden. Der Reiz dieſes Erlebniſſes war ungeheuer, ſo viel Romantiſches hatte mir noch kein früherer Moment geboten, ich ſchwelgte in den erhebendſten Vorſtellungen. Früheres Leben, gegenwärtige Verhältniſſe, Menſchen und Zwecke, künftige Ausſichten, die Welt der Dichtung und der Liebe, alles wurde mit Erregtheit und Vertrauen, ja ſogar mit Heftigkeit durchgeſprochen. Leicht konnte dieſe wunderliche Gluth, die ſich nur immer in ſich ſelber aufwirbelte, als eigne Phantaſterei erſcheinen, und die Gefahr eines üblen Eindrucks mag nahe genug geweſen ſein; aber in den, wie ich ſie ſchon einmal genannt, poetiſchen und mimiſchen Geſtalten, zu denen ich mich begeiſterte, lag nichtsdeſtoweniger ein ſo ſtarkes Element wahrhafter Empfindung, ein ſo feſter Grund von Seele und Geiſt, daß auch eine ſo verſtändige und erfahrene Frau, wie Frau von Boye war, nicht nur ohne Verdruß, ſondern ſogar mit bewegtem Antheil dem ſo doch wohl nicht erwarteten Schauſpiele zuſehen und einigermaßen in deſſen Sinne mitſpielen konnte, indem ſie doch geſtand, daß ihr dergleichen noch niemals vorgekommen ſei. Der lange Sommerabend, deſſen leidenſchaftliche Geſpräche auch zuweilen durch ſchweigendes Auf- und

Abgehen, oder Vorlesen von Briefen, und durch Genuß einiger Erfrischungen unterbrochen wurden, verging mir wie ein Augenblick, und Mitternacht war vorüber, als ich wieder eben so geheim und unbemerkt, wie ich gekommen war, entlassen wurde, und langsam durch die stillen sommerlichen Straßen den herrlichsten Heimweg zurücklegte. Vielmals ist es gesagt worden, und täglich erneut sich die Bestätigung, daß die frühen Triebe der Jugend vorzugsweise eine geistige Wendung nehmen, und Unschuld und Reinheit oft am sichersten da bewahrt sind, wo sie am meisten gefährdet scheinen. Frau von Boye wußte ohne Zweifel, wie sicher hierauf zu vertrauen sei, und sie irrte sich keineswegs, denn hätte die günstige Gelegenheit eine Prüfung auferlegt, so wäre sie vollkommen bestanden worden; allein selbst eine solche Benennung wäre schon zu viel, wo nicht einmal eine Spur von Gedanken, die mit einander in diesem Betreff gekämpft hätten, zu finden war. Die Erneuerung solchen Zusammenkommens hatten wir uns zugesagt, sie unterblieb indeß durch mancherlei Umstände, die bei ernstlicherem Willen vielleicht kein Hinderniß gewesen wären; der Argwohn, daß auf jener Seite einige Lauigkeit eingetreten sei, verbitterte mir die letzte Zeit vor dem Abschied. Als dieser wirklich Statt finden mußte, erhoben sich die schmerzlichsten Regungen, welche nur durch liebevolle Theilnahme und die schönsten Zusagen eines belebten und reichen Briefwechsels einigermaßen besänftigt wurden. Auch gleichgültige Personen unsres Kreises, denen blos das Aeußerliche sichtbar geworden, sprachen es ohne Hehl aus, daß durch diese Abreise besonders ich viel müsse verloren haben, da solch täglicher Umgang voll aufstörender und durcheinander mischender Beweglichkeit sich ihnen selbst als schätzbar erwiesen und als besonders mir zu Gute kommend wohl hatte erkennen lassen.

Die Lücke war in der That groß, und der Abstich der nächsten Zeit von der vorigen durch öde Stille in der ganzen Umgebung sehr bemerkbar. Ein lebhafter Briefwechsel zwischen beiden Schwestern beförderte anfangs auch mir manches Blatt, allein die Fortsetzung wurde weiterhin für mißlich erklärt, und unterblieb endlich, ohne daß doch in den Ge-

ſinnungen etwas verändert ſein ſollte, man getröſtete ſich vielmehr eines nahen Wiederſehens, das aus mancherlei Gründen wahrſcheinlich wurde. Mir bot inzwiſchen das umgebende Leben manches Neue und in dem Alten manches Ueberſehene zur Beachtung dar. Die junge Mädchenwelt des Hauſes Edeling, unter Obhut der ſchönen Erzieherin Duvernay, drang lebhafter heran, und veranlaßte kleine Bewegungen; größere bewirkte die ſchöne Mariane Saaling, welche in Madame Cohen eine würdige Freundin ehrte und ſie jetzt häufiger beſuchte; der Eindruck dieſes Mädchens war der einer jungen Göttin, und wer ſie nur ſah, mußte ihr huldigen; dies geſchah von allen Seiten, von mir doch am wenigſten, der ich ihren Geiſt vielleicht zu gering anſchlug, durch ihn wenigſtens nicht angezogen wurde. Mehrere meiner Bekannten umſeufzten ſie förmlich als Liebhaber; das war mir ſehr gleichgültig; grade mit einem ernſtlichen Bewerber aber bekam ich ihretwegen faſt Händel. Ein Herr von Hake, geweſener Offizier, den ich von Kieſewetter her kannte, durfte ſich auf ſeinen Erfolg bei Frauen etwas einbilden, ein Fräulein von Alvensleben hatte ſich, weil er ſie verlaſſen, ſogar erſchoſſen, worauf er gegen die als Rächer auftretenden Verwandten die ſo ſchimpfliche als abentheuerliche Verpflichtung eingegangen war, ſich von jedem Orte augenblicklich zu entfernen, wo vier Herren von Alvensleben ihre Anweſenheit ihm kund thun würden. Er galt ſchon damals, wie noch jetzt, für einen Taugenichts, ſelbſt bei ſeinem Bruder, dem jetzigen Kriegsminiſter, und die Art, wie er dem Zuſtande ſeiner Sachen aufzuhelfen meinte, widerſprach dieſem Rufe nicht. Er machte nämlich die Spekulation, das ſchöne Mädchen um ihres Vermögens willen zu heirathen, ließ ſich durch mich bei Cohen's einführen, wo er die Gelegenheit zur Förderung ſeiner Abſicht zu finden dachte, und vertraute mir dieſe ſogar, die ich noch dazu ſehr klug und richtig finden ſollte. Ich aber brach kurz mit ihm ab, und ließ ſeinen fernern Beſuch fehlſchlagen; da dies nicht ohne Unhöflichkeit möglich war, ſo beklagte er ſich bitter über mich, und meinte, er würde mich deshalb zur Rechenſchaft ziehen. Ich war auf alles gefaßt, allein er ließ nichts von ſich

hören, und als ich ihn in ſpäteren Zeiten wiederſah, wollte er ſich nur der alten Bekanntſchaft freuen. Der geringfügige Vorgang machte auf mich doch großen Eindruck, und war mir als erſte Erfahrung dieſer Art wichtig; ich hatte mich einem Edelmann und Offizier in einer Sache, wo das Ritterliche wahrlich ganz auf meiner Seite war, als perſönlich gegenüberſtehend und alle möglichen Wendungen eines ſolchen Falles wenigſtens denken müſſen, und ich wußte nun zuverläſſig, wie ich es freilich auch vorher nicht bezweifelt, daß ich mir auch in dergleichen Gelegenheiten nicht fehlen würde.

Karoline Lehmann bekam ebenfalls um dieſe Zeit einen Bewerber, der uns Allen ein Gräuel war, den wir aber leider nicht ſo bei Seite ſchaffen konnten. Es war der alte Muzio Clementi, der durch ſein Talent und ſeinen Reichthum ſtark empfohlen war, und das junge, mittelloſe Mädchen gleichſam zu erkaufen dachte. Die Eltern waren für ihn, das Mädchen, einer aufgeregten Neigung zu einem vornehmen jungen Manne ſchon im Stillen entſagend, wankte nur noch zwiſchen jenem Beifall und der heftigen Mißbilligung, die wir Jüngern laut werden ließen, und die in zweien von uns einen tiefern Quell hatte, als wir Andern vermuthen konnten. Ein beſondrer Jammer war es, daß auch die liebliche Seiler, gleich in ihrem erſten Frühling, einem tölpiſchen Bräutigam vorausbeſtimmt wurde, welchem ihr Vater Verbindlichkeiten hatte, die er durch ſeine Tochter ganz bequem abzutragen dachte. Die einzige Henriette Hübſchmann erſchien frei von Neigung und frei von drohenden Banden, und erhielt ſich noch eine Weile ſo, bis ihr ſpäter das Glück wurde, eine Heirath ganz nach ihrem Sinne zu treffen, wobei wenigſtens das künftige Unglück, das ſich auch hier nachgehends gewaltſam eindrängte, in der erſten guten Zeit völlig verborgen blieb.

Was wir in dieſer Art vor Augen hatten, ſowohl von geſchloſſenen als von noch zu ſchließenden Ehen, war nicht gemacht, uns von ſolcher Verbindung einen guten Begriff zu geben, im Gegentheil, die ganze Einrichtung, der nur Liebe und Achtung zum Grunde liegen ſollte, und die wir in allen dieſen Beiſpielen eher auf alles andre gegründet

ſahen, wurde uns gemein und verächtlich, und wir ſtimmten ſchreiend in den Spruch von Friedrich Schlegel ein, den wir in den Fragmenten des Athenäums laſen: „Faſt alle Ehen ſind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr proviſoriſche Verſuche und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Weſen nach allen geiſtlichen und weltlichen Rechten darin beſteht, daß mehrere Perſonen nur Eine werden ſollen.“ Auch der höhniſche Uebermuth am Schluſſe jenes Fragments, wo geſagt wird, es laſſe ſich nicht abſehen, was man gegen eine Ehe à quatre Gründliches einwenden könnte, und daß der Staat die mißglückten Eheverſuche nicht zuſammenhalten, ſondern vielmehr neue befördern ſolle, gefiel uns ungemein, und wir führten dergleichen ärgerliche Reden oft und auch zur Unzeit im Munde. Die ſchlechte Meinung aber von Heirath und Ehe blieb mir eingepflanzt, und bei allen Vorſtellungen und Abſichten, die ich meiner Zukunft aneignete, war der Gedanke, Bräutigam und Gatte zu werden, als ein lächerlicher und verkehrter gänzlich ausgeſchloſſen.

Inmitten dieſes jugendlichen Umgangs erfuhr ich doch die meiſte Annäherung zu Madame Cohen, die als ſorgſame Mutter und tüchtige Hausfrau höchſt verehrungswerth erſchien, und mit edlem Sinn und warmer Empfindung auch unſern Jugendlichkeiten Antheil und Nachſicht ſchenkte. Sie war durch die laute Schweſter ſchweigſam gewöhnt, wenn ſie aber ſprach, vernahm man Wahrhaftes und Herzliches. Da Herr Cohen ſowohl auf den Abendſpazirgängen im Garten, als bei den Muſikübungen im Zimmer, wenn Mademoiſelle Seiler zum Beſuche da war, ſich vorzugsweiſe mit dieſer beſchäftigte und abſonderte, ſo fühlten wir Andern uns um ſo zwangloſer, ſprachen und laſen was uns gefiel, und ſo wurde z. B. der ganze Wilhelm Meiſter von mir vorgeleſen, wobei nur einigemal Neumann oder Lippe mich ablöſten. Gegen den Hausherrn, der mit Goethe nicht zufrieden war, ſondern an Wieland hielt, und uns zuweilen auch ſeinerſeits mit Vorleſungen aus Agathon oder Ariſtipp quälte, machten wir gemeinſchaftlich eine wenig verhohlene Oppoſition, und er hatte den Verdruß, ſeinen Geſchmack und

ſein Talent im eignen Hauſe am wenigſten gelten zu ſehen; um ſo lieber wandte er ſich damit an das ſchöne Kind, dem in Vergleich des bevorſtehenden Looſes die Bewerbungen eines ſolchen Mannes noch als geiſtreich und liebenswürdig gelten konnten. Madame Cohen, ſchon durch ihre Schweſter in ein gewiſſes Vertrauen zu mir geſtellt, konnte die augenſcheinliche Lage der innern und äußern Verhältniſſe mir nicht verhehlen noch läugnen wollen, die Erziehungsangelegenheiten forderten dringend mancherlei Vorkehr und Rückſprache, und es erfolgte aus allem dieſen eine wahrhafte Freundſchaft, gegründet auf Hochachtung und Zutrauen, die ſich in ſpäteren Stürmen und Unglückslagen nur verſtärkt und ſtets erhalten hat. Die Freundin, welche Frau von Boye nach oberflächlicher Laune und Gelegenheit mir hatte ſein wollen, und deren Rolle ſie nur mit ſichtlich erblaſſendem Eifer noch einigermaßen fortſetzte, hatte ſie mir in der That durch ihre Schweſter zugewendet.

Wegen der Kinder hatte wirklich die Mutter alle Urſache, mit dem Erzieher ernſtliche Rückſprache zu nehmen, denn von dem Vater her drohte in dieſem Bezug nur erſchreckendes Unheil. Ein weichlicher, verwöhnter, höchſt ſinnlicher und eitler Mann, ſuchte er in ſeinen Knaben zuvörderſt nur einen ſchmeichelnden Genuß für ſich ſelbſt, ſodann für ſie die umgebende Welt eben ſo zu Genüſſen einzurichten; der Trieb nach ſinnlichem Wohlleben wurde auf alle Weiſe gepflegt, wenn auch nicht immer durch Befriedigung, doch durch die noch weit verderblichere Richtung darauf; weichliche Empfindelei und rückſichtsloſe Willkür zeigten ſich als traurige Keime einer künftigen harten und kraftloſen Selbſtſucht. Dabei forderte der Vater, im Widerſpruche mit jenem Verhätſcheln von den Knaben die kraftvollſten Anſtrengungen und Leiſtungen, ſeine Kinder ſollten körperlich und geiſtig die ausgezeichnetſten Eigenſchaften entwickeln, früh hervorglänzen, und ſeiner Eitelkeit unausgeſetzt den überſchwänglichſten Ertrag liefern. Sie waren daher, wiewohl kaum acht und ſieben Jahre alt, mit Unterrichtsſtunden überhäuft, beſonders ſollte die Muſik mit Gewalt aus ihnen hervorgerufen werden, die Lehrer konnten nicht genug leiſten,

denn die Fähigkeiten der Knaben waren über allen Zweifel geſetzt. Als nächſte Folge hievon ergab ſich, außer dem Schaden der Knaben, daß der Vater getäuſcht wurde. Ein Pädagog, wie heutiges Tages ſchwerlich noch einer möchte zu finden ſein, wirkte beſonders zu jenem Schaden und dieſer Täuſchung mit. Der alte Seiler, Vater der ſchönen Tochter, war aus der ungründlichen ſpieleriſchen und aufgeklärt nützlichen Erziehungsperiode, an deren Spitze Baſedow und Salzmann geſtanden hatten, und die ſich durch Campe und Andre noch weithin wirkſam erhielt; er lebte träumeriſch plappernd und ſpielend einher, angelernter Schlendrian, theils tändelnd, theils pfiffig eingerichtet, halb nothdürftig zum Unterricht und zum Vergnügen; übrigens ſuchte der ſchlaffe, wohlbeleibte, ſchleichende, aber vielfach lüſterne und bei Tiſch gradezu gefräßige Alte ſich die Stunden und Tage ſo behaglich und leicht zu machen, als nur immer möglich. Er wußte es geſchickt ſo zu leiten, daß die Knaben, wenn ſie geprüft wurden oder ihre Arbeiten zeigen mußten, rühmlich beſtanden, legte ihnen die Antworten in den Mund, oder ſprach ſtatt ihrer, und der entzückte Vater ſah nur zu gern über die auffallenden Nachhülfen hinweg, um ſeine Sprößlinge um ſo gültiger zu bewundern. Zum Theil mußten auch der Rechen- und der Schreibmeiſter in dieſe Art eingehen; am wenigſten vermochte es der Muſiklehrer. Genug, die guten Kinder glänzten mit mancherlei Wiſſen und Können, das ihnen noch gar nicht angehörte; der ältere Knabe, bildſchön, des Vaters Liebling und am meiſten nach ihm geartet, konnte nach jahrelangem Unterricht noch nicht leſen, ſo oft er auch ſchon zu leſen geſchienen hatte. Ich erkannte alsbald, daß faſt alles, deſſen der Vater ſich freute, nur Schein war, und deckte den Mangel auf, den man nicht läugnen konnte. Allein die Abhülfe war nicht ſo leicht, denn vor allem ſollte der alte Seiler geſchont werden, und die beſondere Triebfeder, warum dies mit äußerſter Rückſicht geſchah, war auch leicht zu entdecken. Er gab eine Zeit lang noch immer drei Stunden täglich, und wurde nur nach und nach entfernt, indem er zuletzt doch einſehen mußte, daß er das reichliche Honorar mit Sünden einſtrich, beſonders, da

außer den andern Lehrern nun auch ein eigner Hauslehrer vorhanden war. Das Hauptübel aber blieb leider durch den Vater fortgeſetzt, der mit unwürdiger Zärtlichkeit die geſpannteſten Forderungen machte, durchaus keine Strenge zulaſſen, und doch die übertriebenſten Früchte ſehen wollte. Aus dieſem Zwieſpalt entſtanden die unſeligſten Plagen, die widrigſten Erörterungen, die nachtheiligſten Hemmungen. Der ältere Knabe brachte es auch bei mir in Hunderten von Leſeſtunden doch nicht zum fertigen Leſen, weil er ſich jeden Augenblick zerſtreute, und auf geſchehene Anmahnung ſtatt zur Aufmerkſamkeit lieber ſich zur ſchmerzlichſten Rührung wandte, mir zehnmal mit Thränen um den Hals fiel, bei jedem falſchgeleſenen Wort mich reuevoll anblickte, und doch unmittelbar wieder in dieſelbe Unachtſamkeit verfiel; weinend ſagte er mir einſt: „Ach wenn ich doch nur fleißig wäre, ich bin aber ſo ſehr faul!“ — und er hatte nicht ganz Unrecht, die Eigenſchaft, die ihm fehlte, als eine ſolche anzuſehen, die ihm von außen her verſagt wurde in ſich zu finden. Herr Cohen war dann zu Thränen gerührt über das unvergleichliche Herz und herrliche Gemüth des Knaben, der auch wirklich ſonſt Anlagen genug verrieth, und im Spielen ſich durch Lebhaftigkeit, ja durch Wildheit und Herrſchſucht vor Andern auszeichnete.

Unzähligemal beſprachen wir dieſen Jammer, ſuchten Abhülfe, Auswege, aber ſtets vergebens. Hatten Geſchäfte zufällig einige Tage den Vater abgehalten, ſich viel mit den Kindern zu befaſſen, ſo war die glückliche Wirkung gleich merkbar; allein das nächſte Zuſammenſein hob unfehlbar allen Gewinnſt wieder auf; die Zärtlichkeit verhinderte nicht die ſtärkſten Ausbrüche augenblicklicher Unzufriedenheit, allein die Rührung kam ſchnell hinterher, und jede Kräftigung der jungen Gemüther wurde darin erſtickt. Da das vertrackte Lernen täglich die traurigſten Auftritte veranlaßte, ſo gab ich den Rath, jeden Unterricht einzuſtellen, und dem Vergnügen und Spiel noch eine Jahresfriſt zu geſtatten, wobei ich mein eignes Beiſpiel anführen konnte, und mich verbürgte, daß die geiſtige Förderung dabei nicht zu kurz kommen ſollte. Aber davon wollte Herr Cohen nichts hören, er

hätte im Gegentheil die Lehrer und Stunden lieber verdoppelt, wenn es angegangen wäre. Mit Bekümmerniß ſah die Mutter den Abweg, in welchen ihre Söhne hineingezogen wurden, und wobei ſie noch mehr die Verbildung ihres Karakters als ihrer Fähigkeiten befürchten mußte. Auch andre Perſonen, beiderſeitige Anverwandte, Freunde, und ſogar Fremde, welche dies Weſen mitanſahen, ließen bedenkliche Worte darüber fallen, und Fichte fand es für ſo verderblich als grauſam, daß Kinder ſolchen Alters täglich ſechs bis ſieben Stunden abgemeſſenen Unterrichts haben ſollten. Doch gegen den herriſchen Dünkel eines eitlen Vaters, der ſchon als ſolcher eine beſondre Einſicht und Weihe zu haben wähnte, war ſchlechterdings nichts anzufangen. Ich lernte jetzt erſt erkennen, warum Frau von Boye mich ſo früh und ernſtlich über den Karakter ihres Schwagers hatte aufklären wollen, und weshalb ſie nicht nur ſelbſt ihren Rath und ihre Hülfe mir angeboten, ſondern auch ſo dringend mich zum Einverſtändniß mit ihrer Schweſter angeleitet hatte. Zu thun war indeß nichts, als die Sachen im Ganzen ſo fortgehen laſſen, und im Einzelnen dennoch die Gelegenheit, wo Gegenwirkung möglich war, nicht zu verſäumen.

Für mich gab es jedoch in dieſen Verhältniſſen fortwährend auch Zerſtreuung und Ertrag genug, um von dem, was ſie Widriges und Läſtiges hatten, mich nicht gänzlich befangen zu laſſen. Eine Fahrt nach Potsdam ließ uns heitre geſellige Freude an dieſem ſchönen Orte genießen, und ich wurde mit dieſem denkwürdigen Aufenthalt eines großen Königs umſtändlich bekannt. Ich ſah Fichte'n von Zeit zu Zeit, und immer mit nachhaltiger Herzſtärkung. Mit den jüngern Freunden ging der poetiſche Verkehr lebhaft fort, und unſre Poeſie athmete nicht blos in unſern Gedichten, ſie war das Element, in welchem wir lebten. Mit Chamiſſo knüpften ſich die Bande ſtets feſter; ſein wunderliches Weſen machte ihn nicht für jederman willkommen, und ich mußte ihn oft vertheidigen, beſonders ſcheuten die jungen Frauenzimmer ſeine etwas derbe Anmuth; der verſprochne Preis für ein Gedicht, der mir von Karolinen durch einen Kuß

bezahlt wurde, blieb ihm, der doch gleichfalls sein Gedicht lieferte, versagt; eine Schaukelszene im Garten, wo er nicht minder zu kurz kam und sich in sein Mißgeschick finden mußte, ist in Karl's Versuchen und Hindernissen verewigt. Dagegen war mit Lippe mehrmals Gefahr völliger Entzweiung, er nahm alles übel, auch die Erwiederung dessen, was er doch selbst eben verübt hatte, und einst ging er in düstrer Wuth grimmig von mir weg, weil ich ihm den schlechten Spaß, daß er mir den Knoten der Halsbinde im Gespräch neckend gelöst hatte, nicht ohne die gleiche Vergeltung hingehen ließ, da er dann schmerzlich bei Chamisso klagte, daß ich ihn hätte erwürgen wollen, bis dieser von mir den Anlaß erfuhr, und mit mir darüber lachte, ja sogar einige spöttische Verse lieferte. Dergleichen begütigte sich doch auf der Stelle wieder, und solche Vorfälle und Begegnisse trugen unsrem Zusammenleben nur eine stärkere Unterlage von Geschehenem und Verarbeitetem zu.

Aber auch an wichtigern Gegenständen konnt' ich meine Betrachtung in dieser Zeit üben. Unerwartet fand ich mich mit der Freimaurerei beschäftigt. Ich hatte gehört, daß Fichte, nachdem er weder bei den Gelehrten noch beim großen Publikum hatte durchdringen können, zu dem Versuche gekommen war, seine Lehre dem Freimaurerorden zur Pflege und Ausbreitung zu übergeben, und diesem selbst dadurch eine neue Weihe zu verschaffen. Der Gedanke, diese geheimnißvolle Gesellschaft, die sich in ihrer eignen Geschichte und Bedeutung längst nicht mehr zurechtzufinden vermag, und deßhalb nach Umständen, bald abentheuerlicher Selbstsucht, bald menschenfreundlichen Allgemeinheiten ihre weite Form und bequeme Masse leiht, diesen in allen Welttheilen wirksamen Bund von Verbrüderten zu einem Organ der Philosophie zu machen, die Stufen seiner Weihe nach dem Lichte der Wissenschaft bestimmen zu lassen, und gleichsam ein Pythagoräisches Institut in unsrer Zeit wieder hervorzurufen, ein solcher Gedanke hat allerdings etwas Großes und Lockendes, womit grade ein Fichte die hoffnungsvollsten Aussichten verbinden durfte. Freilich war die Sache gleich bei der ersten Berührung völlig gescheitert, und es zeigte

ſich, daß man über die Fähigkeit des Ordens wie über die Stimmung der Mitglieder durchaus falſch geurtheilt hatte, und daß die Zwecke, Gewohnheiten, Liebhabereien und Kämpfe der Loge auf tauſend Meilen weit von der Wiſſenſchaftslehre abſtanden. Aber daß Fichte auch nur einen Augenblick hatte glauben können, hier feſten Grund zu finden, gereichte noch immer der Maurerei zum Ruhme, und durfte das Intereſſe nähren, mit welchem gelegentlich die Geheimniſſe zur Sprache kamen, über die man am liebſten doch perſönlich zu erfahren wünſchte, wie es damit beſchaffen und was eigentlich daran ſei. Meine Aufmerkſamkeit war durch obige Erwähnung wieder auf die Freimaurerei gewandt, und ich äußerte wohl einmal die Ungeduld, noch nicht das in Preußen geſetzlich erforderte fünfundzwanzigſte Lebensjahr erreicht zu haben, um zu dieſen Myſterien zutrittfähig zu ſein.

Dies war nicht unbeachtet geblieben. Profeſſor Darbes, ein nicht ungeſchickter Portraitmahler, vorzüglich aber als heitrer und kundiger Lebemann geſchätzt und geſucht, war in der Berliner Geſellſchaftswelt ſehr ausgebreitet; ſeine Kunſt, ſein unterhaltender Humor, ſeine gewandte Sprachfertigkeit, und beſonders auch die Freimaurerei, welche er von Grund aus zu kennen und mit Eifer zu treiben im Rufe ſtand, gaben ihm in den vornehmſten wie in den mittlern Kreiſen leichten Zutritt und ein gewiſſes Anſehn. In Kopenhagen geboren, von katholiſchen Eltern ſtammend, die ihn zum geiſtlichen Stande beſtimmt hatten, aber bald verwaiſt, und früh in die Weltſchule gekommen, hatte er ſich in St. Petersburg und Riga, wo er am meiſten gelebt, franzöſiſche Denkweiſe, Bildung und Betragen, wie ſie in der vornehmen Geſelligkeit andrer Nationen wiederzufinden waren, und eben ſo den vollkommen freien Gebrauch der franzöſiſchen Sprache glücklich angeeignet; die Freimaurerei fügte ſo vielem Leichtfertigen einen gewiſſen Ernſt und feierlichen Hintergrund bei, wodurch die ganze Perſönlichkeit eine vortheilhafte Bindung erhielt. Man konnte ihn für einen Abbé halten, für einen klugen und abgearbeiteten, dem das Geiſtliche nur ein Mittel zum Weltlichen iſt. Er war ein kleiner, blonder, raſcher Mann, auf magern aber breit und feſt ge-

stellten Beinen mit zurückgebogener Haltung, einen etwas hängenden Leib und ein zugespitztes kahles Haupt tragend, von strenggehaltener Miene, die sich aber jeden Augenblick in die possenhafteste Grimasse verziehen konnte, aus grauen lebhaften Augen fest und keck umherblickend, dabei stets bereit zu reden und vorzutragen, sei es, daß er Geschichten erzählte, oder Lebensmaximen dozirte, oder auch, indem er bald die Gesellschaft anredete, bald Einzelne heranzog, bald wieder allein sprach, die wunderlichsten Possen mehr aufführte als vortrug, und dies alles mit einem Sprudel von Humor und Gebärden begleitete. Die Aufmerksamkeit der Hörer fehlte ihm nie, ihres Lachens war er gewiß, und ihr Beifall entging ihm selten. Seine Hauptmaxime war, man müsse es gut haben und fröhlich sein, und indem er sich fast zum Narren der Gesellschaft machte, bezeigte er den größten Abscheu, der Narr des gemeinen Lebens zu sein. Er hatte den Uebermuth, den vornehmen Leuten an ihrer reichbesetzten Tafel mit heftiger Beredsamkeit begreiflich zu machen, daß er ja nur deßhalb zu ihnen komme, weil er sich gern hören lasse, und lieber bei ihnen Kapaunen und Champagner genieße, als für sich allein magres Rindfleisch und Weißbier. Seine betriebsame Klugheit erstreckte sich auf hundert kleine Erfindungen und Vortheile, die er höchlich anpries, und in allen kleinen Verlegenheiten des Lebens war er unerschöpflich an Auskunft und Hülfsmitteln. Mit Stolz rühmte er, daß, ich weiß nicht welcher geistreiche Minister von ihm gesagt: „C'est un grand homme dans les petites choses!“ Eben so wußte er sich viel damit, daß er seine Dienstfertigkeit streng auf solche Fälle beschränke, wo dieselbe als letzte Zuflucht in Anspruch genommen werde, nur wenn man bei allen andern Freunden schon vergebens gewesen, dann erst solle man zu ihm kommen, und dann ließ er sich auch keine Mühe und Aufopferung verdrießen. Von seinen Sonderbarkeiten und Einfällen wäre noch viel zu erzählen, der Stoff bedürfte aber eines Diderot, um nach allen Seiten gebührend ausgebildet zu werden. Denn neben dem oberflächlichen Weltgetriebe war ihm eine tiefere Richtung nicht abzusprechen, und im Grunde seines Wesens wohnte die

menschenfreundlichste Gutmüthigkeit, rechtliche Gesinnung und wahrhafte Tugenden der Geselligkeit. Er hatte Zeiten der tiefsten Schwermuth, in denen er sich aber nicht sehen ließ, sondern einsame Spazirgänge machte, oder sich auf sein Zimmer verschloß. Als seine Einkünfte schwächer wurden, schränkte er sich mit vielem Gleichmuth ein, ging z. B. in das gröbste Tuch gekleidet, und zeigte sich so mit Behagen in den Sälen der Reichen und Vornehmen, von denen er jede Hülfe stolz verschmähte. Bei den Eindrücken, die ich von dem Manne so lange Jahre in der Seele trug, war es mir keine geringe Freude, als ich vor einiger Zeit seinen Namen unerwartet in des Architekten Weinbrenner Selbstbiographie vorkommen fand, begleitet von Erzählungen und Zügen, worin ich ihn ganz wiedererkenne. Auch freut es mich, bei Weinbrenner die guten Eigenschaften des Mannes bei anfangs zweideutiger Erscheinung durch den Verfolg in helles Licht gesetzt zu sehen.

Dieser Mann ersuchte mich eines Nachmittags in Charlottenburg, wo er bei Madame Bernhard als Gast einige Tage wohnte, ihm auf sein Zimmer zu folgen, wo er geheim und vertraut mit mir zu reden habe. Wir setzten uns auf das Sopha, den Thüren gegenüber, die er weit offen stehen ließ, denn so, sagte er, nicht durch Zuschließen, sichere man sich am besten gegen alles Lauschen, indem man die Thüren des Vorzimmers im Auge habe und jeden Kommenden gleich in der Ferne wahrnehme. „Sie sprachen neulich", so hob er an, „von der Freimaurerei, und wünschten von ihren Geheimnissen näher unterrichtet zu sein. Ich kann Ihre förmliche Aufnahme in den Orden nicht bewirken, weil hier das obrigkeitliche Verbot nicht zu umgehen ist, und dann bin ich selbst auch ohne Einfluß und Verbindung mit den hiesigen Logen, seitdem die Feßler'sche Spaltung, von der neulich die Rede war, sein und mein Ausscheiden zur Folge gehabt. Allein ich kann dennoch ihren Wunsch erfüllen. Hören Sie mir zu! Seit langer Zeit schon fühlen wir, die wir höher im Orden stehen und tiefer eingeweiht sind, daß seine Grundlagen verändert werden müssen. Die großen Geheimnisse und der

furchtbare Eid, ſie zu verſchweigen, kamen uns längſt als veraltet vor, wir entbanden uns dieſer Feſſeln, und berechtigten uns gegenſeitig, mit dem Inhalte wie mit der Form der Sache im Intereſſe derſelben nach eignem freien Urtheil zu ſchalten. Was als weſentlich der Maurerei noch inwohnt oder mit Wahrheit ihr beigelegt werden kann, hat mit ihrer jetzigen Beſchaffenheit nur ſchwachen Zuſammenhang. Man iſt nicht Maurer, weil man in die Loge aufgenommen worden, man kann es in höherem und ſelbſt von der Loge anerkanntem Sinne auch außerhalb derſelben ſein. Ich finde bei Ihnen alle Eigenſchaften, die Ihnen Anſpruch geben, dem Orden anzugehören, und ich will, wenn es Ihnen genehm iſt, Sie in denſelben vollſtändig einweihen.“ Dieſer Rede, die ich mit Dank und Eifer aufnahm, folgten weitläuftige Mittheilungen aus der Geſchichte und über die gegenwärtigen Verhältniſſe der Freimaurerei, über ihre Gebräuche, Einrichtungen und andre Aeußerlichkeiten. Mir wurde empfohlen, der Sache weiter nachzudenken, und gegen niemanden ein Wort davon zu reden. Dieſe Belehrungen wiederholten ſich, wobei meine Erwartung doch im Ganzen wenig befriedigt wurde; weder der eigentliche Urſprung der Geſellſchaft noch ihre beſtimmten Zwecke wollten recht hervortreten, die Zeichen und Worte und Ceremonien erſchienen als iſolirte Alterthümer, deren Bedeutung in dem Schwall modernen Auslegens und Hinzumiſchens ganz untergegangen; das Vorhandene wurde größtentheils als gemein und verwerflich vorgeſtellt, das Beſſere als erſt in Künftigem zu hoffen. Und bei allen dieſen Gebrechen und Scheinſamkeiten ſollte das freimaureriſche Treiben überhaupt doch in höchſtem Werthe ſtehen, und die Neigung des ausgeſtoßenen und abtrünnigen Bruders hielt der Einſicht entgegen an demjenigen feſt, was durch ſo lange Jahre die wichtigſte und vertrauteſte Lebensgewöhnung, der Gegenſtand ſo vieler Thätigkeit und die Quelle ſo mannigfachen Ertrages geweſen war —! Aus dieſem Zwieſpalt der Zuneigung und des Widerwillens kam Darbes nicht heraus, wie ein Liebhaber, der die ungetreue Geliebte zugleich ſchelten und doch noch preiſen möchte, und in dem Mißgefühle, welches ſich einſtellte, wenn

ich dergleichen Widerspruch nicht mitmachen konnte, fanden auch unsre Lehrstunden nach und nach ihre Stockung. Mir aber war der Blick in ein weites Feld menschlicher Thätigkeiten und Beziehungen eröffnet worden, in die lockendsten Fluren der Begeisterung und der Schwärmerei, deren Eintritt mir aber nur als gleichzeitige Enttäuschung gewährt wurde, wie sie wohl selten einem jungen Manne an solcher Schwelle vorausgegeben wird.

Von einer andern Seite her sollte nicht minder ein Streifen der Welthändel aus ihren dunklen Wirrgängen mich einen Augenblick hell anschimmern. Ein englischer Jude, Lewis Goldsmith, damals gerühmt als Verfasser freimüthiger politischer Schriften, dann als Herausgeber des zu Paris in englischer Sprache erscheinenden Tagesblatts Argus bekannt, und später als Urheber der lügenhaften Schmähschrift über den Hof von St. Cloud berüchtigt, kam während des Sommers 1803 nach Berlin, und sprach als alter Bekannter im Cohen'schen Hause ein. Er schien mit Geld überflüssig versehen und in großem Behagen zu leben, von den politischen Verhältnissen und Personen wußte er viel Merkwürdiges mitzutheilen, und für den ersten Konsul Bonaparte nahm er heftig Parthei, doch sichtlich weniger aus Ueberzeugung, als aus Prahlerei und Vortheil; denn er verhehlte nicht, daß er sein Glück auf jenen Mann gestellt habe, und noch weniger daß sein Glück im Wohlleben bestehe. Seine Munterkeit gefiel sich im Anstößigen und im Schadenfrohen, und so sehr uns Andern dies widrig war, so sehr unterhielt es Herrn Cohen, dem der kecke Ton des Gesellen fast nicht weniger imponirte, als die Sendung, auf welcher derselbe jetzt begriffen war, und die er dem alten guten Freunde nicht hatte verhehlen wollen. Er befand sich nämlich auf einer Reise nach Warschau, mit geheimen Aufträgen Bonaparte's und großen Vollmachten und Kreditbriefen versehen, um den dort wohnenden französischen Kronprätendenten, nachherigen König Ludwig den Achtzehnten, zu versuchen, ob er gegen große Geldvortheile, die ihm Bonaparte anbieten ließ, zu dessen Gunsten auf die Krone von Frankreich würde verzichten wollen. Gleich nach der Abreise

Goldsmith's vertraute mir Herr Cohen dies Geheimniß, wodurch er, zur Berichtigung meines geringschätzigen Urtheils, seinen Freund mir recht hoch zu stellen meinte. In der That war die Sache bedeutend und sehr geheim; sie gab einen frühzeitigen Blick in die damals noch sorgsam verhüllten Plane des Ersten Konsuls, und man hat späterhin den Vorgang läugnen wollen. Der Mann kam nach einiger Zeit von Warschau zurück, ich sah ihn auch dann wieder, aber nur flüchtig, seine mißmuthige Eile ließ genug errathen, daß er keinen Erfolg gehabt, wie denn auch seine eigne Aussage gegen Herrn Cohen bestätigte. Mir war in meiner damaligen Stimmung nichts gleichgültiger, als die politischen Angelegenheiten, ein Gedicht war mir wichtiger, als der ganze Staat, ein Ereigniß im Kreise unsrer Herzens- und Geistesbeschäftigung bedeutender, als alle Schlachten und Friedensschlüsse; aber gleichwohl war mir das nahe Vorbeigehen einer so beziehungsreichen Staatssache zu merkwürdig, als daß ich nicht vielfach darüber nachgedacht und ein frühes Vorbild für viele spätere Erfahrungen darin aufgefaßt hätte.

Ein Staatsmann besserer Art und höherer Ordnung wurde mir in dem portugiesischen Geschäftsträger Silvester Pinheiro Ferreira vertraulich bekannt. Aeußerst klein und schmächtig von Gestalt, fast nur ein Knäbchen von Ansehen, so daß Henriette Hübschmann von ihm sagte, er sei ein Küchlein über der Sparlampe ausgebrütet, wußte er doch durch gemessenes und feines Betragen, und durch einen schönen Ernst, wie er Südländern öfters eigen ist, einen wirksamen Eindruck von Würde zu geben und um sich her Achtung zu gebieten. Ich weiß nicht, wodurch eigentlich seine Zuneigung mir gewonnen wurde, allein er schenkte sie mir in hohem Grade, und sprach viel mit mir über deutsche Dichter, denen er anhaltenden Fleiß widmete, so wie er mir auch von portugiesischer Litteratur vieles erzählte, und besonders den Dichter Dinis anrühmte, von dem er Verse mit Begeisterung hersagte. Auch über Homer und Homerische Mythologie nahm er unsre deutschen Einsichten, so weit ich sie mittheilen konnte, begierig auf, und bezeigte nur einiges

Mißtrauen gegen das, was unmittelbar von den Schlegel herrührte. Er machte mir kein Geheimniß aus ſeiner politiſchen Lage, und ich erſchrak zu hören, daß er ein Gefangener der Inquiſition geweſen, und vom ſichren Tode nur durch den großmüthigen Freiſinn des Prinz-Regenten von Portugal gerettet worden, der ihm eine diplomatiſche Anſtellung im Auslande zum Schutz gegeben, welchen im Inlande dauernd ihm zu gewähren alle ſeine Macht nicht ausgereicht haben würde. Die erlittenen Drangſale hatten ihm ein trübes Gewölk auf der Seele zurückgelaſſen, das ihn doch nicht hinderte, auch den zarteren Gefühlen ihr Recht zu geben. Denn das unſcheinbare Männchen hatte ſchon von Portugal einen hübſchen Knaben mitgebracht, der auf frühere Verbindungen deutete; in Berlin aber durfte er ſich der Aufmerkſamkeit zweier Damen zu gleicher Zeit erfreuen, die gleichſam um ihn wetteiferten. Er heirathete ſpäter die eine derſelben und nahm ſie mit nach Braſilien, wo er zwanzig Jahre ſpäter als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und darauf als ſolcher auch in Portugal ſelbſt, eine wichtige Rolle ſpielte, und den gemäßigten Konſtitutionellen angehörte, bis die Umgeſtaltung der Dinge ihn ſeinen Aufenthalt in Paris nehmen ließ. Ich las den Namen des trefflichen Mannes in den Zeitungen nie ohne innigen Antheil, und begrüßte ihn fernhin mit Worten ſeines Lieblingsdichters Dinis, die er mir in mein Stammbuch geſchrieben hatte.

Hier iſt nun auch eines perſönlichen Erſcheinens zu gedenken, deſſen erſter Eindruck mir in jener Zeit wurde. Eines Abends, da Herr Cohen, einer leichten Unpäßlichkeit wegen, das Bette hütete, und ich daneben ſitzend den zum Thee Verſammelten aus Wieland einiges vorlas, wurde Beſuch gemeldet, und bei dem Namen entſtand ſogleich die Art von Bewegung, welche ſich der Erwartung von Ungewöhnlichem und Günſtigem verknüpft. Es war Rahel Lewin oder Robert, denn auch den letztern Namen führte ſie ſchon damals. Oft ſchon hatte ich ſie nennen hören, von den verſchiedenſten Seiten her, und immer mit einem ſo beſondern Reize der Bezeichnung, daß ich mir dabei nur das außer-

ordentlichſte, mit keinem andern zu vergleichende Weſen denken mußte. Was von ihr inſonderheit Lippe und Frau von Boye mir geſagt, deutete auf ein energiſches Zuſammenſein von Geiſt und Natur in urſprünglichſter, reinſter Kraft und Form. Auch wenn man einigen Tadel gegen ſie verſuchte, mußte ich im Gegentheil oft das größte Lob daraus nehmen. Man hatte von einer grade jetzt waltenden Leidenſchaft viel geſprochen, einer Verbindung mit einem Spanier von der Geſandſchaft, Raphael Urquijo, die, nach den Erzählungen, an Größe, Erhebung und Unglück alles von Dichtern Beſungene übertraf. Ich ſah in geſpannter Aufregung, den Andern zum Lächeln, dem nahen Eintritte der Angekündigten entgegen. Es erſchien eine leichte, graziöſe Geſtalt, klein aber kräftig von Wuchs, von zarten und vollen Gliedern, Fuß und Hand auffallend klein; das Antlitz, von reichem ſchwarzen Haar umfloſſen, verkündigte geiſtiges Uebergewicht, die ſchnellen und doch feſten dunklen Blicke ließen zweifeln, ob ſie mehr gäben oder aufnähmen, ein leidender Ausdruck lieh den klaren Geſichtszügen eine ſanfte Anmuth. Sie bewegte ſich in dunkler Bekleidung faſt ſchattenartig, aber frei und ſicher, und ihre Begrüßung war ſo bequem als gütig. Was mich aber am überraſchendſten traf, war die klangvolle, weiche, aus der innerſten Seele herauftönende Stimme, und das wunderbarſte Sprechen, das mir noch vorgekommen war. In leichten, anſpruchsloſen Aeußerungen der eigenthümlichſten Geiſtesart und Laune verbanden ſich Naivetät und Witz, Schärfe und Lieblichkeit, und allem war zugleich eine tiefe Wahrheit wie von Eiſen eingegoſſen, ſo daß auch der Stärkſte gleich fühlte, an dem von ihr Ausgeſprochenen nicht ſo leicht etwas umbiegen oder abbrechen zu können. Eine wohlthätige Wärme menſchlicher Güte und Theilnahme ließ hinwieder auch den Geringſten gern an dieſer Gegenwart ſich erfreuen. Doch kam dies alles nur wie ſchnelle Sonnenblicke hervor, zum völligen Entfalten und Verweilen war diesmal kein Raum. Kleine Neckereien mit Graf Lippe, der kürzlich bei ihr nicht war angenommen worden, und deßhalb böſe thun wollte, erſchöpften ſich bald; der ganze Beſuch war überhaupt nur kurz, und ich wüßte mich eigentlich

keines beſtimmten Wortes zu erinnern, in welchem etwas ausgeprägt Geiſtreiches, Paradoxes oder Schlagendes ſich zur Bewahrung dargeboten hätte; aber die unwiderſtehliche Einwirkung des ganzen Weſens empfand ich tief, und blieb davon ſo erfüllt, daß ich nach der baldigen Entfernung des merkwürdigen Beſuchs einzig von ihm reden und ihm nachſinnen mußte. Man ſcherzte darüber, und weil der Scherz faſt verdrießlich wurde, ſo trotzt' ich ihm deſto eifriger durch Niederſchreiben eines Sonetts, das den empfangenen Eindruck begeiſtert ſchildern wollte, und das ich die Dreiſtigkeit hatte, eben weil man ſie mir bezweifelte, am andern Tage verſiegelt abzuſchicken, ohne daß ich weiterhin etwas von der Sache gehört oder ihr nachgefragt hätte. Rahel Lewin ſelbſt wiederzuſehen war mir darauf Jahre lang nicht beſchieden. Ihr Namen aber blieb mir als ein ungeſchwächter Zauber in der Seele, nur ahndete ich auf keine Weiſe, daß mit jenem frühen Begegnen und jenen vorlauten Zeilen ein erſter Ring gefügt worden, an welchen viele folgende ſich einſt anreihen und die entſcheidendſte Wendung und die dauerndſte Vereinigung meines Lebens geknüpft ſein ſollte.

Alles und jedes mehrte nur immer unſre Gedichte, und ſie wuchſen bald allzu gedrängt, als daß ſie nicht endlich aus dem Pult unruhig an das Licht geſtrebt hätten. Der Gedanke des Druckenlaſſens ging mir und Chamiſſo'n plötzlich auf, als wir am ſpäten Abend allein im Garten wandelten, wir vereinigten uns auf der Stelle zu ſeiner gemeinſamen Ausführung, zu welcher die Herausgabe eines Muſenalmanachs ſo bequem als anſtändig erſchien. Wir theilten die Sache Neumann mit, der voll Eifer beitrat. Als wir aber unſre Vorräthe näher unterſuchten, fanden wir das Meiſte wegen perſönlicher Rückſichten kaum mittheilbar, und da wir nur das Beſte liefern wollten, ſo fiel die Auswahl ſo klein aus, daß wir uns nach andern Zuſchüſſen umſehen mußten. Chamiſſo unternahm es auf Werbung auszugehen, und einige Freunde anzuſprechen, von deren poetiſchen Liebhabereien er ſchon Kenntniß hatte. Allein, noch ehe wir ſelbſt gedruckt waren, ſahen wir uns gleich zuerſt in Stolz und Macht des Richteramts verſetzt, und mußten die erſten

Beiträge, die uns angeboten wurden, des Druckes unwerth erklären. Besser gelang es mit andern. Der damalige Referendarius beim Kammergericht, jetzige Kriminaldirektor Hitzig, übergab willkommene Uebersetzungen aus dem Spanischen, Englischen und Italiänischen, nebst ein paar eignen Stücken unter seinem Vornamen Eduard; Ludwig Robert, Bruder von Rahel Lewin, steuerte aus seinem Schatze reichlich bei, und ein Kandidat des Predigtamtes von der französischen Kolonie, Franz Theremin, beglückte uns mit einigen Blättern, denen er aber jede Andeutung seines Namens versagte. Durch eine unglückliche Nachgiebigkeit von Chamisso kam auch ein Gedicht von dem sogenannten Naturdichter Gottlieb Hiller hinein, das wir nachher hundertmal verwünschten. Nun war ein leidliches Manuskript beisammen und geordnet, allein jetzt mußte damit ein Durchbruch bei irgend einem Verleger versucht werden, und hier zeigten sich große Schwierigkeiten. Chamisso's und meine Bemühungen bei Buchhändlern die wir kannten oder nicht kannten, schlugen sämmtlich fehl, man wagte nicht an der Vortrefflichkeit unsrer Gedichte zu zweifeln, aber man wollte Namen, die schon bekannt und berühmt wären, und wir mußten voll Ingrimm sehen, daß man dafür auch solche gelten ließ, über die wir uns weit erhoben glaubten, und deren wir uns nur geschämt hätten. Endlich war nichts anders zu thun, wenn wir gedruckt sein wollten, als es auf unsre Kosten zu werden, und Hitzig schaffte einen guten Mann in Leipzig, der seine Firma dazu hergab. Chamisso war es eigentlich, der mit seinem Gelde das Unternehmen machte, und obgleich Neumann und ich einen Theil der Exemplare ihm abkauften, wird er doch bei dem sonstigen geringen Absatz nicht ganz ohne Einbuße davongekommen sein. Genug, wir waren gedruckt, wir Alle zum erstenmal, und das war keine Kleinigkeit!

Von dem litterarischen Werthe dieser Jugendversuche kann gar keine Rede mehr sein; ganz unabhängig von diesem aber verknüpfte sich für uns Theilnehmer jedoch ein unendlicher Lebensgewinn mit diesem grünen Buche, wie es von der Farbe seines Umschlags fortan hieß. Unsre Freundschaft

befeſtigte ſich durch dieſes gemeinſame Auftreten, neue ſchloſſen ſich zahlreich an, verwandtes Streben und empfänglicher Sinn nahmen, wenn auch nur im Stillen von uns Kunde, und in weiter Ferne und ſpäten Jahren begegneten uns noch werthe Wirkungen einer damals erregten günſtigen Aufmerkſamkeit. Aber auch unmittelbar durften wir unſern Muth, unſre Zuverſicht und ſelbſt unſer Talent durch ein Erſcheinen erhöht fühlen, daß wir unter keines fremden Namens Gunſt und Schutz, ſondern als Neulinge ſelbſtſtändig in eigner Leitung gewagt. In den Stand eines Autors zu treten, wäre es auch nur mit ſo geringen Mitteln, als die unſrigen damals, dürfte zu keiner Zeit, ſo lange nicht die litterariſchen Verhältniſſe und ſelbſt die Sitten eine große Umwandlung erfahren, als etwas Gleichgültiges anzuſehen ſein. Die Ehre und der Reiz, welche damit verbunden ſind, ſchimmern lockend auch den Königen und Helden, und von allen Genüſſen, die dem Alter nach und nach abſterben, hält dieſer am längſten aus. Man denke daher, welch ein Schritt für uns Jünglinge dies war; wir empfingen damit eine neue Mündigkeit, die wir ſelbſt uns gaben; wir traten auf das Feld, wo die Kränze lagen, und wenn wir Dichter zu ſein behaupteten, ſo mochte dies im äſthetiſchen Sinne noch ferner wie bisher bejaht oder verneint werden können, im litterariſchen waren wir es aber einmal gewiß.

Aufſehen genug bewirkten wir; in unſerm nächſten Kreiſe das außerordentlichſte; die Frauen beſonders waren gereizt und geſchmeichelt, an dem Schmuck unſrer Dichtung, der jetzt erſt gefaßt worden, ſo nahen Theil zu haben. Herr Cohen war faſt empfindlich, und prüfte ſich, ob er ſelber nicht auch zu dem Muſenalmanach hätte beitragen können, er wollte ſich das gar nicht verneinen, und gab zu verſtehen, ſein ſchlummerndes Talent hätte wohl gleiche Aufmerkſamkeit wie das ſeines Neumann verdient. Kieſewetter, den ich noch von Zeit zu Zeit ſah, fand unter meinen Gedichten zwar die Ueberbleibſel deſſen, was er an mir gerühmt und gefördert hatte, allein zugleich ein Sonett an Friedrich Schlegel und überhaupt ſo viel Sonette, daß er mich gradezu für verloren

gab. Bald kamen aber auch die öffentlichen Kritiken, einige Tagesblätter gaben uns ein mäßiges Lob, andre setzten uns tief hinab. Man wußte nicht recht was man aus uns machen sollte; die Hauptfrage, ob wir der neuen oder der alten Schule angehörten? war nicht leicht zu entscheiden, da wir keine Fahne trugen und sowohl für das eine wie für das andre sich Zeichen fanden. Einige Schlegelianer sahen das Alte für überwiegend an, und geißelten uns tüchtig, indem sie auch das, was zu dem Neuen strebte, für verfehlt erklärten. Am schlimmsten aber verfuhr Garlieb Merkel mit uns, der verrufene kleine Kritiker, der den Verstand und Geschmack gegen die neue Schule zu verfechten unternommen hatte, und in diesem Kampfe das possirlichste Schauspiel und die traurigsten Blößen gab. Doch galt er bei vielen Leuten noch als eine Stütze der guten Litteratur, und weil er uns unbedingt für Jünger der neuen Schule erklärte, so mußten wir es auch sein, obgleich weder durch litterarische Richtung noch durch persönliches Anschließen irgend einer von uns bis jetzt dahin zu rechnen war, sondern bei Einigen vielmehr noch Abneigung und Widerwillen bestand. Der Fall, daß ich Partheifarbe tragen sollte, die mir fremd war, hat sich in der Folge oft genug wiederholt, und wird sich immer da einfinden, wo ein redlicher Sinn dem eignen Lichte folgt, ohne dieses so stark leuchten lassen zu können, daß Andre ihm folgen, denn nichts will die Welt schwerer glauben, als daß man nicht sein Heil in der Menge suche, und daher, wenn man nicht Dienste austheilen kann, solche nehme.

Ich kann es noch heute (1831), da achtundzwanzig Jahre seitdem verflossen sind, mit tiefster Wahrheit eben so wie damals betheuern, daß mir diese ungünstigen und zum Theil höhnischen Kritiken wenig Kummer machten, sie empörten mich eher, aber mich niederschlagen konnten sie nicht. Der ächten Lebensquelle in mir war ich versichert; daß sie strömte, war nicht meine Willkür, ob meine Gedichte für sich selbst vor dem Publikum bestehen konnten, oder nur zu dem Gedichte meines Lebens gehören sollten, das mußte sich eben erweisen, und wie sehr ich das erstere wünschen und hoffen

mochte, ſo blieb doch das letztere auch noch ein gutes Loos. Auch wandten wir Freunde den Sinn von dem Publikum völlig ab, und ſuchten Gewinn und Luſt einzig im Innern unſers eignen Treibens, welches in ſich ſelbſt erhoben wurde, und auch von außen Zuwachs erfuhr.

Chamiſſo machte mich zuvörderſt mit den Poeten des Almanachs, die mir perſönlich noch fremd waren, bekannt. Ich ſah Hitzig und Robert, und endlich auch Theremin, der mir ſogleich als ein höherer unter dieſen Geiſtern erſchien, und mich beſonders durch ſeine ſchöne, wohlklingende und edle Sprache einnahm. Was für Ideen wir austauſchten, mit welchen Kenntniſſen wir einander gegenſeitig aushalfen, in was für Anſichten und Urtheilen wir uns abwechſelnd einigten und ſchieden, welche Entdeckungen uns aufgingen, das ließe ſich für ſolche, die nicht ähnliches erlebt haben, kaum darſtellen. Weil jeder den Tag über ſeine Geſchäfte hatte, ſo verlegten wir unſre Zuſammenkünfte auf den ſpäten Abend bis tief in die Nacht. Dieſe poetiſchen Thee's des grünen Buches, wie wir ſie nannten, weil daſſelbe die Grundlage und Hauptbeziehung unſres Zuſammenkommens blieb, nahmen ihren Anfang ſehr einfach bei Hitzig, der vielen Raum hatte, und durch liebenswürdigen Sinn und geſelligen Geiſt den anziehendſten Vereinigungspunkt bildete; und ſo gaben uns dieſe Zuſammenkünfte durch innige Wärme der Freundſchaft und durch geiſtige Erhebung ein reines Glück zu koſten, welches die Nacht uns von den Sternen herabzurufen ſchien, im Gegenſatze des Tages, der die Verbundenen wieder in die mannigfachſten Geſchäfte einer Wirklichkeit zerſplitterte, die ſich auch noch von jenem geheimen Lichte möglichſt erhellen ſollte. Die ſpäteren Thee's, die dann abwechſelnd auch bei Lippe, Robert und Theremin gehalten wurden, hatten ſchon die Einfachheit und Unſchuld der erſten nicht mehr, es drängten ſich ſchon mehr Anſprüche und Abſichten herzu. Auch hatte die Geſellſchaft ſchnell zugenommen. Ein ſinnvoller gutmüthiger Stubengenoſſe und nachheriger Schwager Hitzig's, Adolph von Uthmann, und ein liebenswürdiger Schickſalsgefährte Chamiſſo's, Graf von Lafoye, franzöſiſcher Emigrirter und preußiſcher Offizier wie

er, und auch in Kenntniß und Uebung des Deutſchen ihm nachſtrebend, brachten dem urſprünglichen Ton und Behagen keine Aenderung. Unruhiger, verſchiedenartiger, belebter und zerriſſener wurden die Abende durch die Einführung Koreff's, eines jungen Arztes aus Breslau, der ſeine Studien in Berlin vollendete, und ſeine univerſelle Genialität auch in Gedichten, unerſchöpflich aber in jeder Redeweiſe, in erhabenen, humoriſtiſchen und poſſenhaften Ausbrüchen an den Tag legte; mit ihm gleichzeitig wurde auch der Buchhändler Georg Reimer, der Geheimrath Piſtor, Herr von Redtel und darauf noch einige andre wirkliche oder angebliche Poeſiefreunde zu unſern Verſammlungen gezogen, wo nun die glänzendſte Unterhaltung gepflegt wurde. In der Folge kehrte mehr Einfachheit und Innigkeit zurück, die Geſellſchaft war kleiner, Koreff tiefer mit uns befreundet und gefühlvoll-ernſt in ſeinen Mittheilungen; meiſtens trafen wir bei Chamiſſo auf der Wache zuſammen, wenn er ſie am Brandenburger oder Potsdamer Thore hatte, und zwiſchen den militairiſchen Unterbrechungen hin verwachten wir halbe und ganze Nächte in Geſprächen über Poeſie oder Studien- und Lebensplane, deren Ausführung uns leider noch ferne lag.

Manches Aufmunternde kam uns während dieſer Zeit noch von andern Orten zu. Zacharias Werner, Verfaſſer der Söhne des Thales, ſandte von Warſchau eine umſtändliche Rezenſion unſres Almanachs an ſeinen Freund Hitzig mit einem begeiſterten Brief; er nahm jeden von uns einzeln vor, urtheilte mit verſchiedenen Modifikationen von jedem günſtig, und belegte ſein Urtheil durch angeführte Stellen; dies war ſo ſchmeichelhaft, als belehrend, und ſetzte uns in einige Bewegung, doch blieb die Rezenſion ungedruckt, weil wir den nöthigen Betrieb nicht daran wandten. Auguſt Wilhelm Schlegel hatte ſich, ſo hörten wir, aufmunternd für uns geäußert, und nahm als unzweifelhaft an, daß wir Jünger der neuen Schule ſeien, ſchon weil uns Merkel als dahin gehörige geſchimpft hatte. Mit Bernhardi machten wir Bekanntſchaft, mit Winzer, der als Schriftſteller Adolph Werden hieß, und damals einen ſtärkeren Schwung nehmen

wollte, als er ausführen konnte. Auguſt Bode bezeigte von Weimar her ſeine Theilnahme für uns. Den größten Werth aber behielt Fichte's Urtheil, und daſſelbe war beſonders mir vortheilhaft, wie ich bei folgender Gelegenheit erfuhr. Als ich eines Tages die Treppe zu ihm hinaufſtieg, hörte ich hinter mir einen Offizier gleichfalls nach ihm fragen, wir wurden beide vorgelaſſen, und der Offizier übergab einen Brief aus Warſchau von Mnioch. Es war der Hauptmann von Löwenſtern, ein Freund von Hitzig und Uthmann, und ſchon längere Zeit von ihnen erwartet. In dieſem rauhen Kriegshelden hatte ſich die ſchäumendſte poetiſche und philoſophiſche Begeiſterung angeſetzt, und trieb ihre Bläschen immerfort bis zur größten Berauſchung. Von Mnioch und Werner aufgereizt kam er nach Berlin, blos um Fichte und Schlegel zu hören, und nebenher einige wilde Aufſätze drucken zu laſſen, welche er wie Thaten behandelte, die für ihn und die Welt gleiche Wichtigkeit hätten. Der wunderliche Heilige, der mich ſpäterhin beſuchte und langweilte, war nahe daran, verrückt zu werden, denn ein paar eingeſehene philoſophiſche Sätze freuten ihn ſo unmäßig, daß er ſie überall im Munde führte, und einſt durch die nachdrückliche Behauptung, er ſei Gott und ſchaffe als Gott, die er ohne beſondern Anlaß und Widerſtreit in demſelben baaren Tone, wie er etwa hätte ſagen können, er ſei vierzig Jahr alt, unaufhörlich wiederholte, meine Zöglinge nicht wenig erſchreckte, die ihn ſeitdem nur mit ängſtlicher Scheu von der Seite anblickten. Er hat nachher im Kriege ſich ſehr brav gehalten, und dieſe Wirklichkeit ſcheint ihn von ſeinen Phantaſieen geheilt zu haben. Damals aber mußte man ihm ſeinen guten Willen anrechnen, wie auch Fichte that. Dieſer nun fragte mich bei Gelegenheit dieſes Beſuchs, ob ich Mnioch kenne, welches ich verneinte. Aber aus ſeinen Schriften würde ich ihn doch kennen, meinte jener, und als ich auch dies verneinte, und eine Art Befremden darüber durch die Bemerkung beſeitigen wollte, daß ich erſt ſeit wenigen Monaten freie Zeit habe, mich in der neueſten Litteratur umzuſehen, wunderte ſich Fichte und ſetzte unerwartet hinzu: „Wenigſtens geſchafft haben Sie länger, das ſieht man!“ Ein beſtimmtes Urtheil

über meine Gedichte, um welches ich jetzt ihn zu bitten wagte, wollte er weiter nicht geben, und meinte, es liege ſchon in dem vorigen, ſagte aber denn doch, er halte mich für den kunſtreichſten unter den Genoſſen, wiewohl um Dichter zu ſein, jetzt kleine lyriſche Stücke nicht ausreichten, ſondern man müſſe ein größeres Ganze, einen Roman, ein Epos oder ein Drama geliefert haben. Das letztere nahm ich mir tief zu Herzen, dem erſteren Theil ſeines Spruchs aber konnt' ich im Innern nicht beiſtimmen, als höchſtens in Betreff einiger proſodiſchen Fertigkeit; für das Weſentliche der Poeſie ſetzt' ich Chamiſſo größtentheils und Theremin unbedingt über mich.

Da Auguſt Wilhelm Schlegel zum Winter äſthetiſche Vorleſungen ankündigte, ſo ließen wir uns dieſe gute Gelegenheit nicht entgehen. Seine Ueberſicht der deutſchen Dichtkunſt in ihrer geſchichtlichen Entwickelung und die Beiſpiele, die er aus früheren Zeiten reichlich mittheilte, waren mir von großem Nutzen. In den Wuſt von einzelnen Kenntniſſen und Anſichten, die ich nach Zufall aufgehäuft, kam mehr Ordnung und Zuſammenhang, ich lernte auch für mein eignes Dichten feſtere Bahn betreten, und was zu vermeiden und zu erſtreben ſei, wurde mir klarer. Uebrigens muß ich geſtehen, daß Schlegel uns ſchon damals ſchien mehr Talent als Geiſt zu haben, und wenn ihm auch Neumann und ich noch großes Zutrauen widmeten, ſo wollte er doch den Andern wenig mehr genügen, beſonders Robert und Theremin ſprachen geringſchätzig von ihm, welches ich ihnen als Uebermuth anrechnete. Eine ſtarke Stütze gab ihnen freilich das Urtheil Fichte's, der einmal unumwunden erklärte, Tiefe fehle dem ältern Bruder und Klarheit dem jüngern, gemeinſam ſei ihnen beiden aber der Haß, welchen ſie allerdings gegen das Gemeine hätten, und die Eiferſucht, die ſie gegen das Höhere empfänden, welches ſie weder zu ſein noch zu läugnen vermöchten, und daher aus Verzweiflung übermäßig lobten, ſo ihn ſelbſt und Goethe'n. Unwillkommen ſchloſſen ſolche Aeußerungen mir das zerrüttete Innere von litterariſchen Zuſtänden und Verhältniſſen auf, die ich für die reinſten und einträchtigſten gehalten hatte.

Allein mir ſchien, daß auch der Eigenheit Fichte's etwas nachzuſehen ſei, und ich wollte daher die Sachen nicht ganz ſo ſchlimm glauben, als er ſie ausſprach, und am wenigſten konnt' ich den Andern zugeſtehen, ihrerſeits ſo zu richten und zu verdammen, wie dies etwa Fichte thun durfte, weil er eben Fichte war.

Einen luſtigen Abend brachte uns die Aufführung von Robert's „Ueberbildeten", eines ſatyriſchen Luſtſpiels, das er nach Molière's précieuses ridicules ſehr artig bearbeitet und den neueſten Thorheiten angepaßt hatte. Wir waren ſämmtlich im Theater, und obwohl die Ausfälle auf die neue Schule und beſonders das Lächerlichmachen der Sonettform und der Aſſonanzen im Alarkos uns zum Theil nicht behagten, ſo dachten wir doch ſchon partheiiſch genug, um darüber hinzuſehen und durch vereintes Klatſchen ſowohl das Einzelne wie das Ganze gegen Wind und Wetter durchzubringen. Nach geendigtem Schauſpiel gingen wir zum Italiäner, ließen Punſch und ſüße Weine geben, und berauſchten uns mehr noch als in dieſen in unſern eignen Reden, Stegreifgedichten und theatraliſchen Auftritten. Ich zog im erhitzten Taumel Chamiſſo's Degen, und als man mich entwaffnen wollte, wurde Lafoye an der Hand geritzt, glücklicherweiſe nicht bedeutend, auch ging der Abend ungeſtört ſo fort bis tief in die Nacht, wovon mir weiter keine Erinnerung blieb, und ein paar wüſte Tage die ſtrafende Folge waren.

Der Winter war unter ſolchen Freuden und Fahrten verſtrichen und ein neuer Frühling angebrochen. Unſrer Dichtergenoſſenſchaft aber drohte, nachdem ſie kaum ſich recht einzuleben angefangen, leider auch ſchon ein nahes Auseinandergehen. Hitzig wurde durch ſeine juriſtiſche Laufbahn von Berlin nach Warſchau entführt, Theremin ſollte in Genf ſeine geiſtlichen Weihen empfangen, Koreff wollte nach Halle zurückkehren um zu promoviren, Lafoye erhielt die Nachricht von dem Todesfall ſeines Vaters, und ſeine Mutter berief ihn dringend nach Cann, wo er fortan ihr zum Troſt immer verbleiben ſollte. In dieſer Zeit grade ſchloſſen ſich auf's innigſte unſre Herzen aneinander, unſre Empfindungen,

Vorſätze und Geiſtesrichtungen entfalteten und erhoben ſich auf den Schwingen der glühendſten Vereinbarung, unſer Vertrauen kannte keinen Rückhalt, alles Aeußere lag zwiſchen uns wie vernichtet. Als Haupt und Meiſter unſres Bundes ſtand jetzt entſchieden Koreff da, welcher an Kenntniſſen und Geiſtesregſamkeit uns Alle übertraf, und durch ſein tiefergriffenes Gemüth, in welchem eine hoffnungsvolle Leidenſchaft für Mariane Saaling mehr und mehr aufwogte, und ihn weicher und lyriſcher ſtimmte, wie durch ſeine verſchwenderiſche Phantaſie uns hinriß und feſſelte. Was wir noch zu lernen hatten, war ihm längſt erworben, er gab uns Anleitung und Rath, ſelbſt den erſten Unterricht, z. B. im Griechiſchen, wollte er beſtreiten. Seine Liebe und ſein Wollen für uns zeigten ſich gränzenlos. Beſonders galt mir ſeine Zuneigung und Aufmunterung. Er tadelte mich heftig, daß ich der Medizin entſagen wolle, er pries die göttliche Heilkunſt als den erhabenſten Beruf, er ſtellte ſie in das hellſte poetiſche Licht, und verſetzte ſie aus dem dürftigen Boden, auf welchem ich ſie nur kannte, in die Mitte alles Ideenreichthums der Naturphiloſophie, die mir durch ihn zuerſt aufging, als auf ihr wahres Gebiet, wo ſie als Königin ſchalte. Mit der Poeſie ließ er die Medizin Hand in Hand gehen, ein Sonett und ein Rezept waren in ſeiner Darſtellung nur verſchiedene Ausflüſſe derſelben Göttlichkeit. Genug, es war ihm ausgemacht, daß ich den Homer und Platon griechiſch leſen, aber daneben Schelling und Reil ſtudiren, und zugleich eigne Dichtungen hervorbringen müſſe. Seine Vorſtellungen waren lebhaft, eindringlich, bezaubernd, ſein eignes Beiſpiel wirkte verführeriſch, denn ſelten mag ſich in einem Menſchen ein ſolch angeborner Sinn und Geiſt für die Heilkunſt mit ſo zuſtimmend entwickelter allgemeinen Bildung vereinigen, wie in Koreff der Fall war, der auch als Student ſchon nach allen Weltſeiten hin ein gemachter Mann war, und als Arzt mit größtem Zutrauen und Erfolg vielfältig in Anſpruch genommen wurde. Da er wußte, daß mein Erziehungsgeſchäft und die ganze Lage im Cohen'ſchen Hauſe mit vielem Beklagenswerthen und wenigen Hoffnungen verbunden war, ſo lag er mir an,

dieſes Verhältniß ungeſäumt, oder ſobald ich in der Folge mich entſchließen könnte, völlig aufzugeben, und mit ihm nach Halle zu gehen, und ſeine Studien wie ſeine Mittel, die für uns beide zureichen würden, mit ihm zu theilen. Trotz aller Exaltation, in welche dieſe Mahnungen und Anerbietungen mich verſetzten, hatte ich doch Beſonnenheit genug, das Bedenkliche und Ungewiſſe einzuſehen, ob ein ſolch überſchwänglich guter Wille des Augenblicks ſeine ſtrengen Folgerungen durch eine lange Reihe ſchwerer Ausführungen auch wirklich werde leiſten können, und lehnte daher den ſonſt unausſprechlich reizenden Vorſchlag beharrlich ab. Doch kam Koreff immer auf ihn zurück, betheuerte mir mit tauſend Schwüren, ich könne jederzeit, wo er auch ſein möge, mein Loos an das ſeinige knüpfen; und er ließ mich unter gleichen Betheurungen ihm das Verſprechen geben, daß, wenn Noth oder Ungeduld dazu trieben, ich nicht ſäumen würde, mich zu ihm auf den Weg zu machen. Ich ſah Koreff nun immer häufiger, ſowohl bei mir als bei ihm, oft auch Abends in der Familie von Mariane Saaling, wo auch Neumann, Robert und Eberty ſich gern einfanden.

Um bei ſo vielfacher Trennung, die uns bevorſtand, durch ein äußeres Zeichen auch in der Ferne uns verbunden zu halten, mit deſſen Verleihung weiterhin auch neue Freunde gleich an dem geſammten Bunde Theil haben könnten, wählten wir den Polarſtern zu unſrem Sinnbilde, und es wurden Siegelringe angefertigt, die mit dem Stern die griechiſche Bezeichnung τὸ τοῦ πόλου ἄστρον enthielten. Ein Geheimnißbild von Auguſt Wilhelm Schlegel, welches dieſer aus Franz Baader's pythagoräiſchem Quadrat entlehnt hatte, und worin Religion, Sittlichkeit, Poeſie und Wiſſenſchaft mit den vier Himmelsgegenden verknüpft werden, die Wiſſenſchaft aber dem Norden entſprechen ſoll, hatte uns den Nordſtern wählen laſſen, als welcher auch die andern Richtungen zu beſtimmen helfe. Ich empfing den Ring als Geſchenk von Koreff, Chamiſſo und Lafoye mit beiderſeitiger Freudigkeit und Rührung. Wir ſiegelten fortan alle unſre Briefe mit dieſem Zeichen, fügten die Buchſtaben τ. τ. π. α. überall unſrer Namensunterſchrift bei, und ſelbſt zum Anruf

und Gruße gebrauchten wir die uns angenehm tönenden Worte gleich mauriſchen Erkennungslauten. Die Sache ging nicht weiter und wurde neben ihrem Ernſt, auch häufig zwiſchen uns im Scherz betrieben; nach Außen aber gab ſie uns bisweilen das Anſehn einer geheimnißvollen Geſellſchaft, die für beſtimmte Zwecke arbeite.

Im Frühjahr 1804 ſah Berlin bedeutende litterariſche Gäſte ankommen. Schiller's Anweſenheit erregte große Bewegung, nicht nur in allen Geſellſchaftskreiſen bemühte man ſich um ihn, auch im Theater und auf der Straße vor ſeiner Wohnung ſchallte ihm der Jubel entgegen. Leider hab' ich ihn nicht geſehen; ich war grade verſtimmt, und mochte die Gelegenheit, die ich beſonders bei Fichte ſehr gut finden konnte, nicht aufſuchen. Eben ſo entging mir Frau von Staël, von der allgemein geſprochen wurde, und die uns ſchneller, als ihre Abſicht war, wieder entſchwand, weil ſie die Nachricht von der lebensgefährlichen Krankheit ihres Vaters empfangen hatte. Sie entführte Schlegel'n mit ſich nach der Schweiz, was wir nicht umhin konnten ihr zur Ehre zu rechnen, obgleich wir es ihm verdachten. Ungefähr in dieſer Zeit kam auch Johann von Müller von Wien, um in Berlin eine höchſt liberale Anſtellung zu genießen, und der Geſchichtſchreiber Friedrich's des Großen zu werden. Auch dieſe Erſcheinung machte Aufſehn, und der Name klang uns bedeutungsvoll entgegen, wenn auch wenigſtens mir der Mann ſelbſt damals noch nicht bekannt wurde.

Noch ehe der Sommer kam, und bevor die Freunde ſich dahin und dorthin nach ihrem Berufe zerſtreut hatten, ſchien auch für mich die Nothwendigkeit eines Entſchluſſes zur Aenderung meiner Lage ſich dringender aufzuſtellen. Einerſeits waren mir neue Lockungen, Entwürfe und Ausſichten zum Studiren geworden, andrerſeits mußte ich mein bisheriges Verhältniß als völlig unterhöhlt erkennen, ich konnte meiner Arbeit auf dieſem Boden täglich weniger Frucht und Gedeihen verſprechen, auch ſeine Lebensblüthen für mich waren abgeblüht und ſchienen keiner Erneuung fähig, und endlich durfte ich mir die ſteigende Gefahr von Ausbrüchen nicht verhehlen, welche bisher nur durch ängſtliche und rück-

ſichtsvolle Wachſamkeit waren vermieden worden, aber trotz aller Vorſicht doch unvermuthet ihren Augenblick finden, und dann zwiſchen Herrn Cohen und mir plötzlich alles enden konnten. Von dieſer Lage der Sachen durchdrungen, beſprach ſelbſt Madame Cohen mit inniger Theilnahme die Möglichkeit einer andern und beſſeren Zukunft für mich, als mir in der gegenwärtigen Bahn zu erwarten ſein konnte. Jedoch drängte grade nichts zur Eile, alles ging im täglichen Geleiſe ruhig fort, es bedeckte den innern Widerſtreit ſogar ein täuſchender Anſchein von fröhlicher Zufriedenheit; bei einem italiäniſchen Sprachmeiſter hatten Herr Cohen und ich heimlichen Unterricht, um ſpäter glänzend mit der neuen Kunde zu überraſchen; es war vielfach davon die Rede, das Schauſpiel: „Was ihr wollt“ nach Schlegel's Ueberſetzung aufzuführen; muſikaliſche Vergnügungen wurden nicht verabſäumt, und ſich das Leben angenehm zu machen hatte man auch ſonſt noch allerlei Betrieb. Daß Madame Bernhard erkrankt war, und ſeit Monaten mit krampfhaften Anfällen und neben wirklichen auch mit eingebildeten Leiden zu ringen hatte, durfte keine zu große Störung in dem gewohnten Lebenszuge ſein, und gab nur der Tochter Mühen und Sorgen, zu deren Erleichterung ſie ihre Schweſter anrief.

Doch mittlerweile war im Stillen ein Verderben reif geworden, welches ſchon längſt am tiefſten Innern dieſer Zuſtände gezehrt hatte, und jetzt ſich anſchickte die dünne Oberfläche zu durchbrechen, welche nur noch von Täuſchungen bekleidet war. Von dieſer Seite war denn auch meinen Verwickelungen unerwartet die Löſung bereitet, die in jedem Fall auch aus ihnen ſelbſt erfolgen zu müſſen ſchien, nur daß zweifelhaft bleibt, zu welchem beſtimmten Zweck und mit welcher Wendung dies ohne jene beſondre Schickung geſchehen ſein würde.

Mitten im Laufe der vergnüglichen Tage zeigte ſich plötzlich die heitre Laune des Hausherrn gewichen, und an ihrer Statt verdrießliche Befangenheit; die Mißſtimmung dauerte am nächſten Tage fort, und zugleich wurde von früh bis ſpät auf dem Komtoir mit ungewöhnlicher Beeiferung

gearbeitet. So war es auch die folgenden Tage, Neumann hatte keinen Augenblick frei, mit Freunden von bewährten kaufmänniſchen Kenntniſſen fanden langwierige Berathungen Statt, und es blieb endlich auch mir nicht verhehlt, daß das Haus in Gefahr ſei zu ſtürzen und ſeine Zahlungen werde einſtellen müſſen. Der Schrecken und die Verwirrung, welche dieſer Entdeckung folgten, ſind nicht zu beſchreiben. Madame Bernhard, deren ganzes Vermögen bedroht war, wurde von dem Schlage faſt geſund, wenigſtens verließ ein Theil ihrer Uebel ſie von dem Augenblick; Frau von Boye, die ſchon der kranken Mutter wegen hatte kommen ſollen, kam nun um ſo eiliger von Stralſund herbei, auch ihre Habe, die jetzige und künftige, ſtand auf dem Spiel. Jetzt enthüllte ſich Zug um Zug ein immer größeres Verderben. Die Handlungsbücher waren in Unordnung, es bedurfte vieler Zeit und Mühe, um nur zu einer klaren Ueberſicht zu gelangen. Hätte man dieſe von Anfang gehabt, ſo wäre noch vieles zu retten geweſen, allein es herrſchte vielmehr bis an's Ende die wahnſinnigſte Verblendung. Herr Cohen hatte ſein Geſchäft gleich ſeinem geſelligen Weſen betrieben, mit Einbildung, Unwiſſenheit, Leichtſinn und Täuſchung. Er hatte aus Holland kein Vermögen mitgebracht, ſondern Schulden, das Vermögen ſeiner Frau, der Mutter und Schweſter derſelben und einiger Fremden war die alleinige Grundlage eines Unternehmens, das den Schein eines fünfmal größeren Reichthums geben ſollte, und in dieſem Verhältniſſe waren auch die Ausgaben. In weichlichem, eitlen Genuſſe des Tages hatte er ſich über den Zuſtand und Ertrag der Fabrik willkürlichen Vorſtellungen überlaſſen, und um dieſe deſto ſichrer zu behalten, weder ſelbſt auf den Grund ſehen wollen, noch Andern einen ſolchen Blick geſtattet. Auch bei ſchon eingetretener Verlegenheit, und als die nöthigen Gelder zu fehlen anfingen, beharrte er in dieſem ſtrafbaren Selbſtbetrug, wollte ſich und Andern aus Schwäche und Eitelkeit den Umfang des Uebels abläugnen, und handelte noch ſtets in dem Sinne, als ſei die Grundlage gut und feſt, und als komme es nur darauf an, eine vorübergehende Stockung mit geringen Opfern zu heben. Auf dieſe

Weiſe bewirkte er, daß ſeine Frau, die ein Vermögen von 100,000 Thalern als Eingebrachtes vor allen andern Gläubigern zu fordern hatte, nach und nach die größten Summen, und endlich alles, zur Deckung der am ſtärkſten herandrängenden Gläubiger verſchrieb, immer nicht einſehen wollend, daß das Flickwerk ſchon für morgen nicht mehr ausreichen könnte, und der Riß ſchon unheilbar das Ganze durchdrang. Die Hoffnung, daß der Staat ein Unternehmen, wobei er ſelbſt betheiligt, nicht würde fallen laſſen, ſchlug fehl; vermeinte Gönner zeigten ſich als Feinde, und Herr Cohen mußte erfahren, daß er durch ſein bisheriges Treiben mehr Achtung und Zuneigung verſcherzt als gewonnen habe. Auch ſeine ſonſtige Unwiſſenheit kam jetzt ſchrecklich an den Tag; der große Mathematiker, der von der höheren Analyſis wie von einer Kleinigkeit zu ſprechen pflegte, konnte der Schmach nicht entgehen, wegen einer gewöhnlichen Theilungsrechnung, mit der er auf keine Weiſe fertig werden konnte, in Gegenwart der Familie, freilich unter verzweiflungsvollen Kämpfen der ſterbenden Lüge, den Rechenmeiſter ſeiner Kinder herbeirufen zu müſſen, der als tüchtiger Mathematiker allgemein bekannt, doch bisher vor den höheren Einſichten des Mannes ſich hatte beugen ſollen. Auftritte der Erbärmlichkeit und hinwieder der Leidenſchaft traten hier ein, die ich nicht zu ſchildern unternehme. Das Unglück offenbarte ſich endlich ganz. Für Frau von Boye, von der ich, durch den Stand der Sachen und das Benehmen, welches ſie in dieſer Spannung zeigte, mehr und mehr mich geſchieden fühlte, wurden einige Kapitalien gerettet, für Madame Cohen nichts, und Madame Bernhard verlor alles. Die Wechſelgläubiger drangen heran, und ſetzten den Schuldner unter Bewachung, ſeine Abführung in's Gefängniß war ſchon feſtgeſetzt. Noch wurden thörichte Opfer gebracht, um nutzloſe Friſten zu gewinnen. Für den Mann ſelbſt war nichts mehr zu hoffen, als langwieriges Gefangenſitzen, ihm und den Seinigen nur zu täglich erneutem Jammer, für die Sache war grade ſeine Gegenwart das ſichtbarſte Unheil, das mit jedem Tage ſich als ſolches noch mit friſcher Thätigkeit bewies. Unter dieſen Umſtänden riethen wir Alle, die im Rath und Geheimniß

waren, zur Flucht. Sie wurde im letzten Augenblicke, da sie noch eben möglich war, beschlossen und ausgeführt. Neumann mußte den jetzt völlig Verzagten bis über die Gränze begleiten, und kehrte dann zurück. Herr Cohen aber gelangte glücklich nach Holland, wo seine Verwandten ihn aufnahmen. Er wußte sich dort bald wiederum, nur nach kleinerem Maßstabe, sein Leben in eitle Geschäfte und genießenden Müßiggang zu theilen, gab sich gleichen Einbildungen hin, und übte gleichen Trug, und eben jetzt, da ich dies schreibe, nach 28 Jahren, hat der elende Greis dort einen gleichen Bankrott verübt, wegen dessen er abermals flüchtig werden mußte, und durch den wiederum zumeist die Seinigen, und darunter sein ältester Sohn, den er als verzogenen Liebling bei sich hatte, ihre geringe Habe eingebüßt!

Seine Flucht entzog ihn dem Gefängnisse, aber nicht den Steckbriefen der Gerichte, die auch den Prozeß wegen muthwilligen oder gar betrüglichen Bankrotts einleiteten. Der Untergang eines noch vor kurzem so blühenden Hauses, des Sammelplatzes und Anhalts so vieler Beziehungen, die Verarmung der dazu gehörigen, bis dahin reich geschienenen Familien, war nun entschieden und unaufhaltsam. In der Folge der einzelnen Tage und Begegnisse dies mitzumachen, war furchtbar, und von durchaus tragödienhaftem Eindruck. Ich hatte mit allen Kräften, seit dem Beginn der Krisis, die lebhafteste Theilnahme auf alle Weise bethätigt, in die Geschäfte schreibend und redend eingegriffen, persönlich manches ausgeführt oder vertreten, und mir blieb daher von dieser schrecklichen Erfahrung kein Theil erspart. Der Gegensatz des noch äußerlich fortdauernden Scheins und der Gewißheit einer Wirklichkeit, die unabwendbar an die Stelle treten mußte, war schneidend. Noch wohnten die Zurückgebliebenen in dem Palast, in den schönen Zimmern, umgeben von dem gewohnten Hausgeräthe, das aber größtentheils durch Versiegelung dem Gebrauch schon entzogen war, derselbe Garten stand noch offen, die Roßmühle trieb ihr gewohntes Getöse, die Spinnmaschinen rauschten auf und nieder, die Fabrikleute zu Hunderten kamen und gingen, und alle äußere Lebhaftigkeit dauerte fort, wie sonst, aber im Innern war Trübsal

und Oede, ſchon gehörte dies alles nicht mehr den früheren Beſitzern, ſondern fremden Gläubigern, und die Gerichte führten die Verwaltung. Kaum auf einige Monate war Ausſicht hier nur noch wohnen zu dürfen, und für mich nicht einmal ſo lange. Denn Madame Cohen hielt mit Recht für ganz unſtatthaft, daß in der verarmten Familie, welche grade jetzt die vielfachſten Rückſichten zu nehmen hatte, ein Hauslehrer bliebe, denn daß dieſer uneigennützig nur eine jetzt doppelt erwünſchte Stütze, und noch immer der wohlfeilſte Unterricht den Kindern ſein würde, war nicht für jederman ſogleich offenkundig noch wahrſcheinlich.

Nach einigem Rathſchlagen und Ueberlegen ſchied ich aus dem Hauſe, nicht ohne den innigſten Schmerz; denn die theuerſten Erinnerungen und die treuſte Anhänglichkeit hielten mich ihm auf immer verknüpft. Ich zog zu Chamiſſo, der mir gaſtliche Zuflucht angeboten hatte. Meine Mittel waren äußerſt beſchränkt, ich mußte ſelbſt für die Zwiſchenzeit, bevor ich einen weiteren Beſchluß faſſen konnte, auf Erwerb denken. Ein paar begehrte Aufſätze für eine Monatſchrift, die in Hamburg erſchien, konnten nur unbedeutendes Honorar bringen, die Hauptſache ſollten Unterrichtsſtunden thun. Zwei franzöſiſche Kaufleute nahmen deutſchen Sprachunterricht bei mir, und die Sache war mir mehr Vergnügen als Laſt. Der gute Profeſſor Nolte, der dem Grafen Caſa Valencia Stunden im Deutſchen gab, übertrug mit deſſen Zuſtimmung mir dieſen Unterricht, der ſich bald in Geſpräche über Poeſie, und in Unterricht, den ich im Spaniſchen erhielt, auflöſte. Caſa Valencia war ſelbſt ein glücklicher Dichter, und oft ſchrieb er in meiner Gegenwart improviſirend artige Verſe hin, oder überſetzte die eben geleſenen deutſchen in ſpaniſche; die Spinnerin von Goethe und ein Lied von mir waren ihm in Aſſonanzen, die ich noch bewahre, beſonders wohlgelungen. Zwei Bändchen ſeiner handſchriftlichen Gedichte, die er als Offizier im Felde mitführte, hatte er durch einen Ueberfall in den Pyrenäen eingebüßt, aber da die Quelle ſeiner Lieder ihm nach Wunſch immer ſtrömte, ſo bekümmerte jener Verluſt ihn wenig. Die ſpaniſche Litteratur kannte er gut, und als gründlicher Sprach-

kenner wurde er dem Profeſſor Ideler bei ſeiner in Berlin erſcheinenden vortrefflichen Ausgabe des Don Quijote ſehr behülflich. Er ſprach mir auch von Rahel Levin, die er oft ſah, und deren Witz und Art ihn lebhaft anregte; er konnte ihr Weſen nicht ganz begreifen, bewunderte aber deſſen Eigenheiten, indem er zugleich verſuchte, wiefern ſich ihnen widerſprechen ließe. Meinen eifrigen Wunſch, dort eingeführt zu werden, wollte er erfüllen; wir kamen aber zu ſchnell aus einander. Er wurde nach einiger Zeit vom Geſchäftsträger, welches er damals war, zum Geſandten befördert, und verließ Berlin noch vor dem Jahre 1806. In der ſpaniſchen Revolution nahm er, gleich den meiſten ſpaniſchen Diplomaten, mehr gezwungen als willig, Parthei für Joſeph Bonaparte, gerieth ſpäter in's Gedränge und zog ſich nach Amerika, wo er das Unglück hatte, in einer Volksbewegung zu Mejico das Opfer des Haſſes zu werden, der ihn als Vornehmen und als Altſpanier treffen mußte.

Die freie Zeit benutzt' ich nach Herzensluſt. Ich war jeden Tag im Cohen'ſchen Hauſe, gewöhnlich Abends, und auch Chamiſſo bezeigte der Familie treue Anhänglichkeit. Dort ſahen wir in dieſer Zeit den von Brockes und Lippe empfohlenen Heinrich von Kleiſt, einen liebenswürdigen, belebten jungen Mann, der ſich uns freundſchaftlich anſchloß, aber ſorgfältig noch verhehlte, daß er ſchon als Dichter aufgetreten und Verfaſſer des Trauerſpiels „Die Familie Schroffenſtein" ſei, und überhaupt den Genius und die Kraft noch nicht verrieth, durch die er ſich nachher berühmt gemacht; er gab ſich nur als einen antheilvollen Strebenden, und ſchrieb mir in ſolchem Sinne in mein Stammbuch: „Jünglinge lieben in einander das Höchſte der Menſchheit, denn ſie lieben in ſich die ganze Ausbildung ihrer Naturen ſchon, um zwei oder drei glücklicher Anlagen willen, die ſich eben entfalten. Wir aber wollen einander gut bleiben.

Heinrich Kleiſt."

Eine ſtärkere Bewegung verurſachte Julius Klaproth unter uns, der von Halle ankam, und Briefe, Empfehlungen und Gedichte von Koreff an uns mitbrachte. Ein gemachter Gelehrter, der in ſeinem Fache, der chineſiſchen Sprachkunde,

für einen Adler galt, oder zum wenigſten gelten wollte, der ganz friſch von Weimar, Jena und Halle kam, überdies von Koreff uns geſendet und in den Polarſternbund aufgenommen war, und ſich unſren jungen, unreifen Sachen mit nachſichtsvoller Gleichſtellung anſchloß, mußte uns von außerordentlichem Reize ſein. Für ſeine orientaliſche Studien und einige Poeſieen der neuen Schule bezeigte er vollen Ernſt und einige Achtung, alle andern Gegenſtände behandelte er mit Scherz und Uebermuth. Poeſieen deklamirte er in Fülle, und meiſt ging er aus dem urſprünglichen Text in parodirenden Humor und in die tollſten Stegreiffratzen über. Wir gingen viel mit ihm, und brachten Tage und Nächte mit einander zu, im Thiergarten, beim Italiäner, bei ihm, bei uns, oft bei ganz geringer, zuweilen bei üppiger Bewirthung. Er ſchien darauf auszugehen, alle Leute und Verhältniſſe zu verhöhnen, und leiſtete darin alles, was geübter Witz, muthwillige Ausgelaſſenheit und freche Dreiſtigkeit vermögen. Aus kleinen Unfällen machte er ſich nichts, gegen manche ſchützte ihn das Anſehn des berühmten und geachteten Vaters, bei welchem er auch wohnte, andern wich er zu rechter Zeit durch Davonreiſen aus. Wir erlebten tauſend Spaß mit ihm, und ließen uns um deswillen auch manche Verlegenheit oder üble Nachrede gefallen, beſonders hielt ſich Neumann zu ihm, und war faſt ſein beſtändiger Begleiter. Wir waren indeß ſo leicht nicht abzufinden, auch eine ernſte und fruchtbare Seite mußte das Verhältniß uns gewähren. Klaproth konnte nicht umhin, uns mit der Lage und dem Inhalt ſeiner näheren Studien bekannt zu machen, und dies blieb nicht im Allgemeinen ſtehen, ſondern bildete ſich auch im Beſondern zu förmlichen Unterrichtsſtunden im Perſiſchen aus, das er uns als leicht und gewinnreich anrühmte, und Chamiſſo drängte ihn ſogar zu den Anfangsgründen des Chineſiſchen. So wenig dieſe Studien eigentlichen Grund bei uns hatten, und ſobald ſie auch abbrachen, ſo lieferten ſie den Gewinn, für alle Folgezeit immer auf's neue ſchätzbar, dieſe eigenthümliche Welt einmal aus einem ihr ſelbſt angehörigen, mit ihren eignen Mitteln errichteten Standpunkt auch nur von der Gränze näher angeſehen zu

haben. Klaproth war auf diesem Gebiete, wenn auch nicht ganz gründlich und zuverlässig, doch noch am meisten fest und sicher, in jeder andern Richtung durfte man ihm keinen Augenblick trauen, er windbeutelte mit Kenntnissen wie mit Versprechungen, und seine fabelhaften Thorheiten gingen ohne viel Bedenken auch in böse Streiche über. Wenn er einen mahnenden Gläubiger in unsrer Gegenwart weg-komplimentirte, und dem Vertrösteten, den kaum die Thüre entlassen hatte, feierlich den Homerischen Vers anwandte:

„Jener hofft's! Doch mit nichten gewähret ihm solches Kronion!"

Oder wenn er die Akademie der Wissenschaften, in deren Versammlungssaal er bei Gelegenheit, daß Handwerker darin zu thun hatten, als müßiger Herumstörer einen Augenblick mit hinein gedrungen war, dadurch verhöhnte, daß er einen alten Degen am Bindfaden von der Decke des Zimmers auf den grünen Tisch herabschweben ließ, und auf diesen dazu die Verse aus Horaz mit dicker Kreide schrieb:

Destrictus ensis cui super impia
Cervice pendet . . . .

so war dies allerdings nur possenhaft, und im Nothfall bezahlte der Vater die Schulden, wußte auch den Zorn seiner akademischen Mitbrüder zu besänftigen. Aber es gab andre Fälle, wo die Tücke wirklichen Schaden anstiftete, oder gar polizeiliche Strafe zur Folge haben konnte. Die bald nach meiner Abreise von Berlin vorgefallene Schändung der Marmorstatue des alten Dessauer's im Lustgarten, welche man eines Morgens mit einer ätzenden Lauge schwarzfleckig besudelt fand und auf keine Weise von dem Schmutze zu befreien vermochte, dieser Frevel, dessen Thäter auch ungeachtet hoher ausgebotenen Belohnungen nie ausgemittelt werden konnte, ist allen Vermuthungen nach von niemand anders, als von Klaproth verübt worden, der in dem Laboratorium seines Vaters ganz bequem die fressende Mischung dazu hatte bereiten können. Schlimm genug war auch die andre Richtung seiner Unarten, daß er unsittliche und gräuelhafte Schriften und Bilder begierig aufkaufte und als

Koſtbarkeiten vorzeigte; doch war ſie wieder mit der Laune verbunden, daß er mit vielem Anſtand und Ernſt behauptete, er beabſichtige die ganze Sammlung, wenn ſie erſt vollſtändiger und der Mühe werth geworden, der Regierung zum Kauf anzubieten, die für den Gewinn, eine ſolche Maſſe Gift mit einemmale aus der Welt ſchaffen zu können, ihm gewiß eine namhafte Summe verabreichen laſſen und ſeinen löblichen Sammlerfleiß belohnen werde.

Inzwiſchen konnte ich mir nicht läugnen, daß ich mich in einem zweckloſen und wenig fruchtbaren Lebensgange befand. Die mir nöthigſten Studien lagen brach, meine Tage verwilderten, und ſo fand ich mich überall in unbequemer Enge, was ſelbſt meine Kleider mir zu bezeugen anfingen, die Unterrichtsſtunden mehrten ſich nicht, und der geringe Ertrag reichte für die täglichen Bedürfniſſe nicht hin. Die Anerbietungen Chamiſſo's auch ſeinen Tiſch mit mir zu theilen, durft' ich nicht annehmen, eben ſo wenig hätte ich die offne Aufnahme in der Cohen'ſchen Familie zu dieſem Zweck auch nur gebrauchen, geſchweige denn mißbrauchen mögen, und ſo fand ich mich überall beengt und geſtört. Fichte, nachdem er mich ſcharf gefragt, ob ich mir genug Muth und Entſagung zu dem allerdings heroiſchen Unternehmen zutraue, machte mir den Vorſchlag in das ſtrenge und kärgliche, aber meine Lage nothdürftig ſichernde, meinen Studien gewiß heilſamſte Verhältniß eines Schülers an der Fürſtenſchule zu Pforta einzutreten; er ſelbſt war dort erzogen worden, Griechiſch und Lateiniſch, meinte er, würde ich dort aus dem Grunde lernen. Ich ſagte mit Freuden ja, und er ſchrieb ſogleich an den Rektor Ilgen. Allein die Antwort fiel verneinend aus, die Freiſtellen waren nur für ſächſiſche Landeskinder und auch andre Umſtände nicht entſprechend. Während nun allerlei Plane und Zweifel ſich bei mir durchkreuzten, meine Freunde in Hamburg und Berlin noch hofften, mir für die Univerſität hinlängliche Stipendien zu verſchaffen, und ich bald Schüler, bald Lehrer werden ſollte, denn auch an einer Penſionsanſtalt in Berlin bot man mir ein feſtes Verhältniß an, ich aber um ſo weniger einen Entſchluß faſſen konnte, als zur glücklichen

Zeit eingegangenes Honorar wieder freieren Spielraum gab, in dieſer Stimmung und Lage empfing ich unerwartet den Antrag zu einer neuen Erzieherſtelle in Hamburg, bei dem reichen jüdiſchen Banquier Hertz. Die Familie war Eberty'n und auch Mariane'n Saaling verwandt, und jener war abermals der thätigſte Vermittler. Die Verhältniſſe waren von allen Seiten höchſt günſtig und reizend, die äußern Vortheile überſtiegen alles, was in Berlin als möglich zu denken war, unter ſolchen Bedingungen konnten ein paar Jahre mir ſchon die Mittel zur Freiheit der folgenden gewähren. Ein angeknüpfter Briefwechſel beſtätigte alle Verheißungen und überbot ſie noch. Wenn ich nicht in Berlin bleiben, oder nach Halle gehen konnte, ſo war mir der Gedanke in Hamburg zu leben noch am liebſten. Mutter und Schweſter waren mir dort und liebe Freunde. Fichte, Madame Cohen, Nolte und andre Freunde redeten mir eifrig zu, und ich ging den Vorſchlag ein. Man erwartete mich in Hamburg mit Ungeduld. Schmerzlich nahm ich Abſchied von der Cohen'ſchen Familie, von den lieben Zöglingen, den theuern Freunden, von Fichte, der mir eine Empfehlung an Klopſtock, den Bruder des Dichters und Oheim der Fichtin, mitzugeben nicht unterließ, und ſo reiſte ich gegen Ende des Monats Auguſt meinem neuen Schickſale zu. Die Reiſe war ſchwermüthig, ich verließ den Poſtwagen mehrmals, um weite Strecken einſam zu Fuß zu gehen, wo ich an Feldblumen und Wolken mich erfreute, und meine beſondern Betrachtungen hatte, wie jede Geſtalt und Bewegung in der Natur, durchaus ohne Rückſicht auf den Menſchen, ſondern zunächſt für ihr eignes Weſen angeordnet, und grade deswegen für deſſen Zwecke am ergiebigſten ſei, und daß der Menſch wohl am beſten thue, ſich eben ſo zu verhalten, indem er dann nicht verfehlen werde, grade dadurch auch für die Abſichten der Götter ſich trefflichſt darzubieten. Auf dieſen Wanderungen führte ein zufälliges Begegniß mich unerwartet in meine Kindheit zurück. Ich traf zwei Fußgänger, die es nicht aus Wahl waren, ſie ließen ſich leicht als Schauſpieler erkennen, muntre Geſellen die in Hamburg bei dem Vorſtadttheater erwartet wurden; ich hörte von ihnen ein paarmal den Namen Ruth,

fragte eifrig nach, und erfuhr, daß ſie zu der Kindertruppe dieſes Theaterhaupts gehört hatten, und es fand ſich, daß wir in Düſſeldorf als Knaben Spielkammeraden geweſen waren. Die Freude dieſes Wiederfindens war groß, ich erleichterte ſogleich ihre Reiſe und bezahlte die Poſt für ſie bis Hamburg. Wir ſchieden aber noch vor der Ankunft, denn mir war der erwachſene Bruder meiner Zöglinge mit einem Freunde ein paar Stunden entgegen gefahren, nahm mich in ſeinen Wagen, und brachte mich raſch und freudig in den Kreis meiner neuen Beſtimmung.

Siebenter Abſchnitt.

Hamburg.

1804—1806.

Nach den erſten Begegniſſen der freundlichſten Aufnahme und günſtigſten Einführung in die reichlichen und angenehmen Verhältniſſe meiner neuen Lage, den gerührten Liebesbezeigungen meiner Schweſter und allem Antheil der erfreuten Mutter, und nachdem ich auch alte Freunde und die werthen Oertlichkeiten der Stadt und Gegend im Fluge wieder begrüßt, war mir nun Muße und Reiz genug, mich in meinem nächſten Lebenskreiſe genauer umzuſehen.

Ein angeſehenes thätiges Handelshaus, das aus beſchränkten Anfängen ſich durch Fleiß und Redlichkeit zu großen Glücksgütern und allgemeinem Vertrauen emporgearbeitet hatte, verbreitete über ſeine Mitglieder Fülle des Wohlſtandes, die man doch weniger zu genießen als ſtets noch zu mehren trachtete, da Geſchick und Luſt für letzteres ohnehin vorhanden waren, für erſteres hingegen noch größtentheils erſt hätten erworben werden müſſen, wohin weder der herrſchende Bildungszuſtand der älteren jüdiſchen Glaubensgenoſſen noch ihre ſonſtigen Verhältniſſe ſo leicht führen konnten.

Der Hausherr, Jakob Hertz, erſchien auf den erſten Blick als ein biedrer, zutraulicher, muntrer, heftig wollender und doch ſtets nachgiebiger Alter, der ſein Geſchäft mit höchſtem Eifer trieb, und von früh bis ſpät, beſonders an Poſttagen, ſich in Arbeit vergraben mochte. Einen reichen

Vorrath von Scherzen, Maximen und Gleichnißreden, die der lebhafte Mann in ſeiner Jugend theils aus eignen Erlebniſſen, theils aus dem fleißigen Beſuche des damals unter Schröder's Leitung ſo glänzenden hamburgiſchen Theaters aufgeſammelt, pflegte er in den Zwiſchenzeiten, wo er an Geſpräch und Unterhaltung Theil nahm, beſonders auch bei Tiſch, zur Ermunterung mitzutheilen, wobei auch ſeine ernſthaften Anſichten und Meinungen, nicht ſelten auf Beweisreden des vielgeſehenen und vielbewunderten Hamlet geſtützt, ſich ſtark und entſchieden ausſprachen, ohne jedoch den Sinn und die Handlungen der Andern im geringſten bedingen zu wollen; niemand willigte leichter und vollſtändiger in fremde Weiſe, wenn man ihm nur die ſeinige auch ließ, denn als ſeinen wahren Grund und Boden ſah er nur das Komtoirgeſchäft an, dem er mit Einſicht, Eifer und unermüdetem Fleiße vorſtand, gemeinſchaftlich mit zweien älteren Brüdern, und von einem eignen und einem Bruderſohn unterſtützt. Für den achtungswürdigen Karakter dieſer Gemeinſchaft und zum Lobe ihrer Theilhaber läßt ſich kein beßres Zeugniß anführen, als die Thatſache, daß bei einem Geſchäft, welches weſentlich auf Gewinn abſehen muß, der perſönliche Vortheil unter den Brüdern ganz außer Betracht gelaſſen war. Die beiden älteren Brüder arbeiteten am wenigſten und verbrauchten am meiſten; der eine pflegte große Reiſen zu machen, der andre hatte außer dem eignen Hausweſen auch den beſondern Aufwand einer anſpruchsvollen und verwöhnten Schwiegertochter zu beſtreiten; dagegen arbeitete der jüngſte Bruder Tag und Nacht, lebte am eingezogenſten, erwarb noch perſönlich große Summen durch Maklergeſchäfte, und gleichwohl war für alles nur eine und dieſelbe gemeinſchaftliche Kaſſe, wohin alles floß und woher alles kam; was die drei Haushaltungen jährlich gebraucht hatten, ohne Rückſicht, in welchem Verhältniſſe jede — und dabei kamen Summen vor, wie für die Ausſtattung einer Tochter, den Ankauf eines Hauſes, je nachdem Bedürfniß oder Belieben es fügte —, wurde beim Abſchluſſe des Jahres ungeſchieden in Rechnung gebracht, und dann das Vermögen jedesmal auf's neue dreifach gleichgetheilt. Ein merkwürdiges und vielleicht einziges Beiſpiel

brüderlicher Eintracht und großartiger Geschäftsverbindung, durch vierzigjähriges ehrenvolles Bestehen und gesegnetes Gedeihen inmitten stürmischer und drangvoller Zeiten geprüft und bewährt! In solchem uneigennützigen Sinne war auch das übrige Benehmen dieser sonst persönlich nicht eben liebenswürdigen Männer, die jedem kleinen redlichen Gewinne unverdrossen nachgingen, im Nehmen vorsichtig, im Geben großmüthig waren, und eintretenden Verlust ohne Bekümmerniß verschmerzten.

Jakob Hertz hatte von einer ersten Frau zwei schon erwachsene Söhne. Als Wittwer und bereits in reiferen Jahren ward er aber durch den Anblick eines jungen blühenden Mädchens so eingenommen und hingerissen, daß er ungeachtet des Unterschiedes im Alter und trotz vielfacher Abmahnungen der Brüder um die Schöne zu werben beschloß. Sie war aus Potsdam, von wenig bemittelten Eltern, und lebte in Hamburg als Gesellschafterin bei einer kränklichen Dame. Der Antrag erschien als ein glänzendes Glück, Neigung war nicht vorhanden, aber auch nicht gefordert, alles drängte zur Annahme, und die Heirath fand Statt. Drei Kinder, worunter meine beiden Zöglinge, waren die Frucht dieser in jedem gewöhnlichen Sinne überaus glücklichen und beneideten Verbindung.

Fanny Hertz war als Mutter und Hausfrau in der That glücklich zu nennen; daß ihr Loos aber allen Ansprüchen ihres Wesens genügen könnte, und gerade den tiefsten und besten, durfte schon der erste Anblick zweifelhaft machen. Sie war eine hohe schlanke Gestalt, von schönen Gliedern getragen, voll heitrer Anmuth und reizender Beweglichkeit; ihre wohlgebildeten Gesichtszüge vereinigten den Ausdruck von Lebhaftigkeit und Sanftmuth, besonders durch die lieblichsten blauen Augen, die mit reichem dunklen Haarwuchs glücklich kontrastirten. Unbefangen folgte sie jeder Eingebung, deren sie nur gutmüthige und heitre hatte, sie war theilnehmend, menschenfreundlich, wohlthätig bis zum Uebermaß, freisinnig, vorurtheilslos, das Nächste mit Billigkeit schätzend, dabei doch nicht selten von ihm verletzt, einer feineren Bildung schon theilhaftig und zu höherer eifrig emporstrebend.

Eine jüngere Schweſter hatte ſie als Gehülfin und zur Erziehung bei ſich, ein rothwangiges muntres Mädchen von gutem Willen und ſchönen Anlagen; eine andre Schweſter war in Penſion bei Madame Meyer, einer Tochter Mendelsſohn's, die in Altona eine Erziehungsanſtalt mit Verſtand und Anmuth leitete. Der älteſte Stiefſohn Moſes, durch auffallende Häßlichkeit, über die er ſelber zu ſcherzen nicht unterließ, aber eben ſo durch unverwüſtliche gute Laune und ungemeine Gutmüthigkeit ausgezeichnet, war ein fleißiger Arbeiter auf dem Komtoir; hatte er aber dort das Seine gethan, ſo gab er ſich ganz dem Vergnügen hin, das er in und außer dem Hauſe reichlich zu finden wußte, beſonders zog das lebendige franzöſiſche Theaterweſen ihn an, und die Lieder und Redensarten der Schauſpieler wiederhallten durch ſein glückliches Nachahmungstalent bei allen Gelegenheiten. Da er gern ritt und ich die Reitbahn auch fleißig beſuchte, ſo gab dies manche nähere Gemeinſchaft zwiſchen uns. Der jüngere Stiefſohn war in auswärtiger Anſtalt, um Apotheker zu werden, was er, unbegreiflich bei ſolchen Vermögensausſichten und Familieneinrichtungen, jedem andern Berufe mit beharrlichem Eigenſinn vorgezogen hatte. Meine Zöglinge, erſt fünf und vier Jahre alt, waren allerliebſte Knaben; ein kleines Mädchen wurde noch auf den Armen getragen. Mit dieſen Kindern war natürlich nur eine ſpielende Beſchäftigung möglich, eine verſtändige Aufſicht, und es machte ſich ganz von ſelbſt, daß ich mit ihnen die meiſte Zeit bei der Mutter zubrachte, und daß, während der eine Theil des Hauſes ſich in Arbeit und Geſchäft abſonderte, der andere ſich zum freigegebenen Genuſſe des Tages nur um ſo beſſer vereinigte.

Ein freundlicher Garten hinter dem Hauſe gab den gelegenen Raum für Spiel und Erquickung im Freien zu jeder Stunde und mit jeder Bequemlichkeit. Das ſchöne Sommerwetter reizte aber an Vormittagen und Abenden zu weiteren Spazirgängen auf den hohen ſchattigen Wällen, dem Jungfernſtieg, am Hafen, oder noch beſſer zu den ſchönſten Fahrten die Elbufer hinab, in die reizenden Alſtergegenden, oder nach andern ſchönen Orten der reichen Landſchaften um Hamburg. Ich zählte die Stunden und Tage, die ich im Genuſſe der

herrlichſten Natur, unter prangendem Himmel, bei reinſter Luft, im Anblicke der mächtigen Elbe mit ihren grünen Inſeln und weißen zahlloſen Segeln, daneben blühender Gärten und reizender Landhäuſer, ſolchergeſtalt im friedlichſten Behagen hingebracht, zu den glücklichſten meines Lebens, und an die Namen Rainville, Flottbeck, Blankeneſe, ſowie andrerſeits Harvſtehude, Eimsbüttel und Wandsbeck, knüpfen ſich die liebſten und traulichſten Bilder, die ich irgend aus meiner Vergangenheit hervorzurufen vermag.

War man zu Hauſe geblieben oder Abends zum Thee wieder heimgekehrt, ſo war auch hier ein gutes Zuſammenſein angeordnet; die Kinder begaben ſich zum Schlafen, die Frauen forderten mich zum Vorleſen auf — ich las auch hier wiederum Wilhelm Meiſter — oder wir führten Geſpräch bis zur ſpäten Stunde des Abendeſſens, wo dann auch Vater und Sohn ſich einſtellten, welches beim Mittagsmahl, der Börſe wegen, nicht regelmäßig der Fall ſein konnte.

Selten wurde dieſer ſtille Gang der Tage durch Beſuch unterbrochen oder lebhafter; den läſtigen hatte man von jeher vermieden, die Familie war nicht eben zudringlich, und willkommene, gebildete, geiſtreiche Geſellſchaft nicht leicht zu haben, eine Klage, die man an allen arbeitſamen Handelsplätzen vernimmt, in Hamburg aber mehr als anderswo, und zu der damals in einem jüdiſchen Hauſe noch ganz beſonderer Grund war. Mit den Frauen der Mendelsſohn'ſchen Familie, von der ein Zweig ſich in Hamburg niedergelaſſen hatte, beſtand als mit Verwandten und gebildeten preußiſchen Landsmänninnen ein naher Umgang, doch ſah man ſich nur in abgeriſſenen Augenblicken; ein paar jüngere Leute von Talent und Bildung kamen als Freunde des Sohnes zuweilen Abends, eine beſondere Auszeichnung aber hatte keiner.

Unter ſolchen Umſtänden war mir nothwendig eine hervorragende Bedeutung zugetheilt, die mir Aufmerkſamkeit und Wohlwollen brachte. Schon gleich in den erſten Tagen meines Aufenthalts war ich auf dem beſten Fuße mit den Alten wie mit den Jüngeren; mein guter Wille und leb-

hafter Eifer, mein jugendliches Streben und dabei beſcheidner Ernſt, nahmen die ganze Familie für mich ein. Man ſah wohl, daß man keinen gewöhnlichen Hofmeiſter vor ſich hatte, und wollte mich mit keinem dieſes Standes vergleichen; auch bedauerte man faſt, als man nähere Einſicht in meinen Lebenszuſammenhang erhielt, daß ich in dieſe Verhältniſſe gerathen ſei, ſo ſehr man ſich ſelber dazu Glück wünſchen wollte; man meinte, es ſei doch recht ſchade, daß ich nicht vorher habe ordentlich ſtudiren können, und man hoffte, ich würde dies nun ſpäter nachholen, wozu die Mittel gewiß nicht fehlen ſollten. Wurde ſolche Theilnahme von Seiten der Alten vielfach laut, ſo zeigte ſie bei den Jüngern ſich nur noch inniger und zarter in perſönlicher Fürſorge und anerkennendem Bezeigen jeder Art. Beſonders von Seiten der Madame Hertz wurde dies ſichtbar. Es ließ ſich nicht verhehlen, ſondern fügte ſich ſo offenbar wie nothwendig, daß hier zwei jüngere Perſonen — ich zählte 19 Jahre und Fanny nur einige Jahre mehr — inmitten eines ihnen fremdartigen äußeren Treibens als Haus- und Familiengenoſſen mit allen ihren Intereſſen und Regungen unmittelbar auf einander angewieſen waren. Zu ganzen Tagen frei und unbeachtet ſich ſelbſt überlaſſen, zu manchem Vertrauen durch die Stellung der Dinge ſogar genöthigt, und beide durch Unbefriedigung in Geiſtes- und Gemüthsſtreben, durch Verſagungen des Geſchickes und Schranken der Welt leidend und hoffend aufgeregt, mußten ſie ſich bald einander ſehr nah und wirklich verbunden fühlen, ehe noch eine Betrachtung darüber in ihnen entſtehen konnte. Wohlgefallen, Neigung und Leidenſchaft wirkten unaufhaltſam ein. Ich fand mich unvermerkt in Beziehungen verflochten, die ich keineswegs geſucht hatte, die ich kaum wollte beſtehen laſſen, und doch als unwiderſtehlich reizende empfinden mußte; auch waren ſie durchaus nicht abzuwenden, die Natürlichkeit und Unſchuld dieſes Zuſammengehörens lag ſo klar vor Augen und das ganze Verhältniß ſtellte ſich als ein ſo richtiges dar, daß darin kein Geheimniß Statt fand und auch kein Tadel noch Argwohn uns treffen konnte. Das ganze Haus fand es nur in der Ordnung, daß der junge Mann und die jugendliche

Frau, der Erzieher und die Mutter, der Lehrende und die Wißbegierige, zu einander hingezogen waren und ſich zuſammenhielten, wie man es natürlich findet, daß zwei Perſonen, die gern Schach ſpielen, ſich unter Nichtſpielern aufſuchen und ihre Parthie machen.

Eine Zufälligkeit traf in dieſen Stand der Dinge, wodurch derſelbe augenblicklich ſeinen Sinn thätig aufſchließen konnte, ſo wie jene durch ihn erſt recht bedeutend wurde und für meine ganze Folgezeit von wichtigem Einfluſſe blieb. Es verhielt ſich damit folgendermaßen. Auf dem Komtoir, wo ſeit ſo langen Jahren Tauſende von Geſchäften betrieben worden, geſchah eine Aufräumung alter Beſtände und mannigfacher Sachen, die ſich aus dem Strom der Tageswellen gleichſam abgelagert hatten. Eine Menge von Goldmünzen, großentheils Seltenheiten und Schauſtücke, kamen an den Tag und wurden freigebig ausgetheilt. Den beträchtlichſten Theil erhielt der älteſte Sohn, der Vater meinte aber, ich ſollte davon die Halbſcheid bekommen, und jener ohne Zögern und voll Freude nöthigte mir faſt das Ganze auf. Es waren die prächtigſten Stücke darunter, ſpaniſche und portugieſiſche Münzen von außerordentlicher Größe, merkwürdige Medaillen, doch fehlte auch gangbares Gepräge nicht. Bisher war noch keine ſo große Summe als hier der bloße Goldwerth betrug in meiner Hand geweſen, ich ſah darin die erlangte Gewißheit künftiger freier Studien; doch freute mich im Augenblicke weniger der Beſitz als das überraſchende, von allen Seiten gleichmäßige Wohlwollen, das mir bewieſen wurde. Fanny blieb dabei nicht zurück; ſie machte mir in fürſorglicher Beeiferung alsbald das Anerbieten, den kleinen Schatz für mich zu verwahren und zu verwalten, wobei ſein Anwachſen unzweifelhaft ſein würde und ich bald im Stande ſein ſollte, nach meiner Wahl eine Univerſität zu beziehen. Es war im Hauſe gleichſam ſchon abgeredet, daß es eine Sünde ſei, mich meinem höheren Berufe auf die Dauer entzogen zu halten, und es ſtand feſt, ich ſolle die Erziehung der noch ſehr kleinen Kinder nicht vollenden, ſondern vorher meine eignen Studien machen und könne dann ſpäter vielleicht zurückkehren, wobei die Ausſicht zu ſchönen Reiſen nach Eng-

land, Frankreich und Italien eröffnet wurde. Der Schatz hatte ſich in ſo guter Hand nach Verlauf eines halben Jahres ſchon beträchtlich vermehrt. Die Ausſichten rückten näher, alle Innigkeit der Gegenwart ſtand mit der verheißungsvollſten Zukunft in Bezug. Da trat unvermuthet ein andrer Vorfall ein, der die Sachen in neue Geſtalt brachte. Fanny bekannte mir eines Tages mit Verlegenheit und Betrübniß, mehrere Koſtbarkeiten und auch der mir gehörige Schatz ſeien aus ihrem Zimmer entwendet; der Verdacht fiel auf einen entlaſſenen Bedienten, allein aus tauſend Gründen wollte ſie förmliche Anzeige und polizeiliche Nachforſchung vermeiden, und übernahm lieber, den ganzen Diebſtahl zu verſchweigen und nach und nach zu erſetzen; im Verlaufe der Zeit und nach Maßgabe meines Bedarfs würde das Verlorene, meinte ſie, doppelt und dreifach ſich erſtatten laſſen. Ich war nur bemüht, ſie zu beruhigen und dachte nicht weiter an den Verluſt, der in der That für mich keiner ſein konnte. Aus dieſem Zuſammenhange zuerſt, und noch ganz unberührt von Antrieben und Empfindungsgründen, die ſich nachfolgend entwickelten, ergab ſich das fördernde Verhältniß, daß ich eine Reihe von Jahren hindurch, nachdem ich das Hertziſche Haus verlaſſen, zuerſt auf dem Gymnaſium in Hamburg, dann auf der Univerſität von der lieben Freundin fortgeſetzt einen Theil der Mittel empfing, deren meine Studien bedurften und in denen auch noch Freunde zuweilen Hülfe fanden. Die urſprünglich mir gehörige Summe, deren Betrag ohnehin nicht genau zu beſtimmen war, mußte freilich zuletzt wohl überſchritten ſein; aber Fanny wollte dies nie zugeben, ſondern meinte, das durch ihre Fahrläſſigkeit mir abhanden gekommene Kapital habe ja die Möglichkeit der klügſten Benutzung und des größten Gewinnes in ſich getragen, daher dürfe jeder Erſatz zu gering dünken, und ſo fuhr ſie fort, nur als Schuld abzutragen, was ich von der geliebten Hand eben ſo gern als freies Geſchenk anzunehmen in meinem Innern nicht das geringſte Bedenken haben konnte!

Ich muß es der edlen Freundin dankbar nachſagen, daß ſie mit großmüthigem Selbſtvergeſſen nur ſtets daran dachte und dahin ſtrebte, für Andre Gutes zu wirken, für Andre

gelingen zu machen, was ihr ſelber, auf eignen Lebenswegen, nicht beſchieden ſein ſollte. Ich erfuhr die Kraft und Wärme dieſes unerſchöpflichen Triebes in vollen Maßen. Nur immer bemüht war ſie, mich auf meiner Bahn zu fördern, die Erfüllung deſſen zu bewirken, was meinen Anlagen und Wünſchen gemäß war, auch wenn gerade dies mich von ihr entfernen oder gar trennen ſollte. Und in dieſem Karakter bewährte ſich immer auf's neue das ganze Verhältniß. Denn was auch im Wechſel ſo vieler Tage an mannigfachen Vorgängen und Stimmungen bald als trübere Gluth, bald als hellere Wärme hervorbrechen wollte, wie auch die leidenſchaftlichſten Empfindungen ſich geſtalten mochten, ſo herrſchte doch von Anfang und behauptete ſich bis zuletzt eine höhere Geſinnung, ein Gefühl und ein Willen der Entſagung, die wir uns auferlegt glaubten, ich mir durch die Macht des Geiſtes, die mich vor allem zu Studien und Weltanſchauung unwiderſtehlich trieb, Fanny durch die ſchon geknüpften Lebensbande, welche ſie durch ihre Kinder als unauflösliche fühlte. In dieſem Sinne waren wir frühzeitig einverſtanden, ſelten trübte er ſich, und als eine Zeit lang der entgegengeſetzte, daß wir uns dennoch künftig, und ſelbſt mit gewaltſamer Umänderung der Verhältniſſe, ganz angehören wollten, als die Vorſtellung dieſes einzigen Glückes die Oberhand zu haben ſchien, war es doch nur ein Wahn, der zwar mich als Vorſatz und Hoffnung ernſtlich ergriffen hatte, aber für Fanny, wie ſie ſpäter eingeſtand, immer nur eine Täuſchung des Tages geblieben war, welche den Unmuth der Trennung und das Leid der Gegenwart durch ein Bild erheitern ſollte, das ſie niemals im Ernſte hegen noch glauben mochte.

Wegen entfernter Wohnung ſah ich Mutter und Schweſter weniger oft als ich gewünſcht hätte, und beide noch am meiſten im Hertziſchen Hauſe, wo man ihnen mit größter Vorliebe begegnete; eben ſo ſprach ich meinen Freund Lüders weniger nach Wunſch, als nach Gelegenheit, die auch ihm nicht mehr zu Gebote ſtand. Gleich in den erſten Tagen war ich bemüht geweſen, mich dem Konſul Kirchhof zu zeigen, den ich aber verſchiedenemale nicht traf, und als ich ſeiner Mutter, der Senatorin, die ich gleichfalls beſuchte,

mein Fehlgehen klagte, geſtand mir die alte würdige Dame, ſie glaubte, ihr Sohn wünſche mich jetzt lieber nicht zu ſehen, da ihm mein Anblick nur den peinlichen Vorwurf erneuern würde, daß er durch ſeine Handlungen auch mein Geſchick zerrüttet habe; er würde ſpäter ohne Zweifel ſchon ſelbſt Veranlaſſung treffen, daß wir uns ſähen, ich möchte ihm nur die nöthige Zeit laſſen. Er befand ſich aber, wie ich erfuhr, in einer andern häuslichen Umgebung, als ich ihn früher geſehen hatte, und wohnte mit einer nicht angeheiratheten Gefährtin und mehreren Kindern eng zuſammen, ſo daß auch vielleicht nur dies ihm unangenehm war, daß ich ihn in ſolchen Verhältniſſen finden ſollte. Ich hatte in jedem Falle ſeinen Wunſch zu berückſichtigen und mußte mich, ſo leid es mir that, von ihm zurückhalten, und da er von ſeiner Seite mich fortwährend vermied, ſo geſchah es, daß ich ihn nie wiederſah, und ſeinen, nach mehreren Jahren erfolgten Tod um ſo wehmüthiger zu betrauern hatte. Bei Viktor Ludwig Klopſtock, wo ich das Empfehlungsſchreiben Fichte's abgab, fand ich die freundlichſte Aufnahme. Erſt ein Jahr war ſeit dem Tode des Dichters verfloſſen, dem ich einen begeiſterten Hymnus gewidmet hatte, und ich bedauerte innigſt, den Mann nicht mehr unter den Lebenden zu finden, den ich früher nur aus ehrerbietiger Ferne geſehen hatte, und mit dem ich nun unter ſo günſtigen Umſtänden in nähere Bekanntſchaft würde gekommen ſein. Der Bruder, Herausgeber der Hamburger Adreß-Komtoir-Nachrichten und ich glaube däniſcher Kommerzienrath, war ein guter alter Mann, der in behaglichen und geachteten Verhältniſſen lebte, übrigens aber keinen Funken von Poeſie hatte und den Ruhm und das Verdienſt des Sängers des Meſſias als einen Familienſchatz ehrte und feſthielt, ohne ſich eine nähere Würdigung deſſelben anzumaßen. Ich erfuhr durch ihn viele Einzelheiten aus dem Leben des Dichters, Urtheile aus deſſen letzten Jahren, in denen er durch ſchmerzhafte Krankheit und herben Mißmuth ſehr gelitten zu haben ſchien. Gar oft hab' ich in der Folge bedauert, ſolche Züge nicht gleich damals niedergeſchrieben, ſondern bloß dem Gedächtniß überlaſſen zu haben, das ſie nicht treu genug bewahrt hat!

Von ſelbſt fand ich mich auf das Haus und deſſen Kreis beſchränkt, und dies konnte mir nur lieb ſein. Die tüchtigen, guten, wohlwollenden Leute in ihrer ſchlichten Bürgerlichkeit waren mir gerade recht. Mein eigentliches Leben dacht' ich ohnehin dieſer Wirklichkeit ganz entrückt zu halten, und theils in gründlichem Lernen und Arbeiten, theils in der geiſtigen Gemeinſchaft mit den entfernten Lieben zu führen, in den Erinnerungen des Hauſes und Gartens, die wie eine Zauberwelt abgeſchloſſen hinter mir lagen, und in dem Dichten und Leben der mitſtrebenden, jetzt weit über viele Länder und Orte zerſtreuten Freunde, ſo daß meine ſehnſüchtigen Blicke und heißen Wünſche in zwiefacher Richtung über das Nächſte hinweg in den engen Kreis glücklicher Vergangenheit oder in große Bahnen der Zukunft ſich verloren. An Koreff's und Theremin's hohen und freien Wandel konnt' ich faſt nicht ohne Thränen denken, mit Chamiſſo, Neumann und Eberty, die gleich mir noch in untern Regionen zu kämpfen hatten, mußt' ich unaufhörlich das entſchwundene Zuſammenſein zurückwünſchen. Auch das Schickſal der Cohen'ſchen Familie behielt ich ſtets im Auge und nahm fortwährend an deſſen ſtufenweiſer fernern Entwickelung geſpannten Antheil.

Ich ſchrieb zahlreiche Briefe, mancherlei Aufſätze und Gedichte, und las mit Eifer und Luſt viele Bücher, die ich mir mit einer Art von Verſchwendung anſchaffte, weil ich ſelbſt nach anſehnlichem Zurücklegen noch überflüſſig Geld behielt. Voſſen's Homer, Schleiermacher's Platon, Schlegel's Shakeſpeare und vieles andre aus der neueſten Litteratur mußte meine Bücherbretter zieren. Da ich aber keineswegs mit bloßem Genuſſe mich abzufinden meinte, ſo hatte ich auch alle Hülfsmittel zum Griechiſchen mir angeordnet, und ganz allein, ohne Lehrer und Gefährten, ſtürzt' ich mich alsbald in dieſen Abgrund mühſeligen und ſchweren Studiums. Bernhardi hatte mir noch zuletzt in Berlin guten Rath und ſichre Anleitung ertheilt, ich ſollte Buttmann's Grammatik und dann Xenophon's Anabaſis unermüdlich durcharbeitend und recht eigentlich das Kleinſte und Aeußerlichſte ſtreng üben und feſthalten. Fichte war für einen andern Weg eingenommen, ich ſollte mit Homer anfangen, die Sprache ge-

ſchichtlich verfolgen und Geiſt und Wort gleichzeitig auffaſſen. Die Verſchiedenheit der Anſichten zweier ſo bedeutenden und ſonſt einverſtandenen Männer trat mir gleich zu Anfang verwirrend entgegen, doch entſchied mein Urtheil und meine Neigung bald für den erſtern Weg. Mehr jedoch als dieſer Widerſpruch ſchreckte und ängſtete mich das, worin beide einig waren; das Griechiſche hat wahrlich ſeine Schwierigkeiten, und beſonders für mich mußten ſie groß ſein, allein Bernhardi ſowohl als Fichte hatten ſie mir als ungeheuer vorgeſtellt, und weil ich auf dem ſtrengen Wege des nur allmähligen Fortrückens lange Zeit ohne Ueberſicht des Folgenden blieb, ſo lag dieſes wie ein furchtbarer Alp auf mir, unter dem ich ſchwer und bang athmete und oft ganz verzweifelte. Auf dieſe Weiſe brachte ich in großer Qual und Anſtrengung der Vorſtellungen mehrere Monate hin, die ich fröhlichern und beſſern Muthes überſtanden hätte, wenn ich weniger geſchreckt und meine Erwartung mehr auf das Maß, welches ich ſpäter durch Erfahrung erhielt, geſtellt geweſen wäre. Indeß war die Freude, die Sache leichter zu finden, dann auch um ſo größer, und die frühere Vorſtellung hatte meinen Fleiß nur um ſo mehr geſpornt.

Als willkommene Erfriſchung in dieſer trocknen Arbeitsmühe kam aus Berlin der verſpätete, aber noch endlich dem Drucke fertig entwundene zweite Jahrgang des Muſenalmanachs mir zu. Die Beiträge der früheren Theilnehmer bezeugten ohne Zweifel manchen Fortſchritt, das Steigen unſeres poetiſchen Vereins aber that ſich bedeutend in den neuen Theilnehmern dar. Koreff, Karl von Raumer, Auguſta Klaproth und Wolfart waren hinzugekommen, Theremin hatte ſeinen Namen genannt, unſren Stolz und Ruhm aber krönte, daß Fichte ſelber mit vier Gedichten in unſrer Reihe ſtand. Der Almanach war diesmal in ordentlichen Verlag gegeben, es fehlte nicht an den Hülfsmitteln der Verbreitung, auch kam er in den Tagesblättern genug zur Sprache, aber im Buchhandel konnte er, gleich dem vorigen, zu keinem Leben gelangen. Seine Wirkung war democh in einem weiten Kreiſe nicht unbedeutend und mehrte bei ſolchen Poetiſch-

geſinnten, welche dem neuern Weſen ihren Sinn oder ihr Herz eröffnet hatten, unſer Anſehn und unſre Verhältniſſe.

Einige Bekanntſchaften von höherer Anregung hatten inzwiſchen auch in meinem nächſten Bereiche ſich aufgethan, und es kamen die poetiſchen und überhaupt die litterariſchen Intereſſen bei Gelegenheit des grünen Büchleins nur um ſo lebhafter zur Sprache. Am eifrigſten und am hingegebenſten zeigte ſich Heinrich Julius, der nach einer in Berlin bei Feßler überſtandenen Erziehung nun im väterlichen Hauſe bequem ſeine Kenntniſſe erweiterte, bis er zu ſeiner Zeit irgend einen Lebensentſchluß faſſen würde. Er ſtudirte ſpäter in Heidelberg Medizin und hat ſich in der Folge durch ſeine Arbeiten zur Verbeſſerung der Strafanſtalten und Gefängniſſe bekannt gemacht. Sein Eifer hatte aber damals ſchon etwas Unerquickliches und Kaltes, indem er mehr das Aeußerliche der Litteratur bemerkte und gleichſam regiſtrirte, als daß er ſelbſtthätig im Innern mitgelebt hätte; auch zu ſeinem nachherigen eifervollen und katholiſirenden Chriſtenthume würde ein Kundiger vielleicht den Keim ſchon damals erkannt haben. Er hatte weder Arg noch Dünkel, und hierin ſtand ihm ſein Freund Adolph Schleſinger weit nach, der mit einigem leichten Talent und geringen Kenntniſſen die eitelſte Klugheit und borſtigſte Anmaßung verband. Durch vielſeitige Bildung und feines, ſichres Betragen zeichnete ſich der holländiſche Geſchäftsträger Reinhold aus, den ich ſchon in meiner Knabenzeit als jüngern Bekannten meines Vaters geſehen und jetzt wieder aufgeſucht hatte. Mit alter und neuer Litteratur war er vielfältig vertraut, er las unaufhörlich und dichtete leicht und ſchnell. Den Petrarca hatte er, indem er ihn bloß leſen wollte, nebenher zugleich überſetzt, jedes Stück in derſelben Reimweiſe, treu und glatt, und dies in der unglaublich kurzen Friſt nur eines Jahres. Aehnliche Verſuche betrafen auch griechiſche und engliſche Dichter, alles aber nur zur eignen Ergötzlichkeit, ohne vor dem Publikum damit auftreten zu wollen. Dies letztere entſchuldigte bei mir jedoch keineswegs den Mangel tief durcharbeiteter Gründlichkeit, die ich überall anforderte. Als ein heitrer gefälliger Mann ſuchte er ſoviel als möglich auf meine Schlegel'ſchen Kanones

der äſthetiſchen Schätzung einzugehen, ſchauderte aber doch alsbald und bekannte ſich lieber als Eklektiker, der bei all und jedem, und alſo gewiß auch bei Schlegel, das Gute anerkenne, aber leider auch dem größten Genie bisweilen Unwerthes nachzuſehen habe. Er hielt beſonders auch auf die franzöſiſche Litteratur und pries mir lebhaft die Briefe der Frau von Sevigné, in deren Leſen er mit ſeiner Schweſter gerade begriffen war. Ich hatte jedoch für die reizende Urſprünglichkeit dieſer lebensvollen Frau, in welcher die raſche Wahrheit zur geiſtreichen Laune wird, weder den erforderlichen Sinn, noch die zu ihrem beſſeren Verſtändniß nöthige Kenntniß ihrer Zeit, und las lieber den Roman Faublas von Louvet und die Liaisons dangerenses von Laclos, worin das Schlüpfrige mir gleichgültig oder ſogar widrig war, aber die Behandlung mich anzog und denen eine ähnliche Proteſtation, wie die in der Lucinde, gegen das Gemeine und Falſche eines bloßen Schlendrians ſittlicher Vorſtellungen zum Grunde zu liegen ſchien. Wegen Schiller führten wir große Streitigkeiten, Reinhold liebte ihn heftig, auch mir galt er wahrlich ſehr viel, aber mein Urtheil war durch die Schlegel'ſchen Ausſprüche befangen, und ich glaubte an deren Richtigkeit, ſelbſt gegen mein Gefühl. Wollte dann Reinhold wieder die Schleiermacher'ſche Ueberſetzung des Platon nicht gelten laſſen, ſondern darin die Anmuth und Heiligkeit des göttlichen Philoſophen vermiſſen, ſo bemüht' ich mich vergebens, das Gegentheil darzuthun. Wir lebten in ſtetem Widerſpruch, und doch eigentlich in beſter Eintracht, Reinhold's ächtes und edles Gemüth, ſein feſtes Maß und ſein friſcher Geiſt übten immer die verſöhnlichſte, mildeſte Wirkung auf meinen oft irrig eingenommenen und leidenſchaftlichen Sinn.

Wilhelm Tiſchbein war aus Neapel, wo er lange Jahre als Direktor der Mahlerakademie in angeſehenen und glücklichen Verhältniſſen gelebt, der Kriegsunruhen wegen nach Deutſchland zurückgekehrt, und hielt ſich abwechſelnd in Eutin und in Hamburg auf. Er verabſcheute den Norden, fand dieſe Länder eigentlich nur für Bären bewohnbar, ſehnte ſich täglich nach Neapel zurück und bejammerte ſein und ſo vieler

liebenswürdigen und edlen Menschen Geschick, die gleich ihm verdammt wären, in diesem winterlichen Klima zu leben, pries sich und sie aber doch glücklich, hier wenigstens Ruhe und Ordnung des bürgerlichen Lebens zu finden, die freilich in jenem von der Natur begünstigten Lande fehlten, nicht nur jetzt, sondern auch schon vorher, ehe noch die französischen Revolutionsstürme dort eingedrungen. Er war in seinem Benehmen und in seinen Aeußerungen sehr eigenthümlich, seine große Lebenserfahrung resumirte sich gern in Bildern und Sprüchen, die er dann humoristisch auslegte, mit oft grillenhafter, doch immer sinnvoller Laune, die gern didaktisch wurde, ohne je langweilig zu werden. Für seine Jahre — er stand in den Fünfzigen — war seine Liebenswürdigkeit noch jugendlich, und die Empfänglichkeit seines Herzens wollte sich nicht verbergen. Ich lernte ihn und seinen Neffen, den Mahler Unger, in besonders günstiger Weise kennen. Wir trafen in einer Familie zusammen, wo Tischbein von der Anmuth der Dame des Hauses lebhaft ergriffen war, aber auch bald bemerkte, daß andre Beeiferungen schon begünstigt wurden. Der Aeltere suchte den Jüngern nur leise zu bekämpfen, nur so weit, um abnehmen zu können, derselbe stehe auf sichrem Boden, und schloß sich dann freundlich dem Mitbewerber an, machte ihn geltend und erhob ihn soviel er konnte. Ich habe später diese Erfahrung in andern Beispielen noch oft wiederholt gesehen, und es scheint in solchem Benehmen ein gutmüthiges Selbsterkennen doch mit einiger Arglist wunderlich gemischt zu sein; damals aber empfand ich nur den Vortheil davon, und ließ mir ihn wohlgefallen. Wenn Tischbein von Neapel erzählte, von der reichen Natur und dem üppigen Leben, von den Geschichten des Hofes und den Sitten des Volkes, hörten wir ihm stets mit Vergnügen zu; weniger Beifall erwarben seine Lehren in Betreff der Thierphysiognomieen, auf welche er die menschlichen Gesichter zurückführen wollte, und dabei den Einen von uns ohne weiters als Schaf den Andern als Hund, den Dritten als halb Schaf halb Esel bezeichnete, ohne mit diesen Namen im geringsten einen Schimpf verbinden zu wollen, der aber in der Schadenfreude der Anwesenden doch

immer nahe genug ſchwebte. Aeußerſt unterhaltend war das Durchmuſtern der Zeichenbücher, in die er wie ſeine großen Naturanſchauungen und ernſten Stimmungen auch ſeine geiſtreichen Launen und Einfälle, ſeine ſeltſamen Anblicke und Begegniſſe, mehr oder weniger flüchtig eingetragen hatte und in deren Erläuterung und Nutzanwendung er unerſchöpflich war. Goethe hatte unternommen, mehrere Darſtellungen dieſer Zeichenbücher mit anmuthigen Reimen zu begleiten; dieſelbe Gunſt erbat nun Tiſchbein auch von unſrer Dame, die vergebens betheuerte, ſich dergleichen nicht anmaßen zu dürfen, ſie mußte wirklich die Feder nehmen, und wurde der läſtigen Aufgabe nur dadurch frei, daß ſie merken ließ, ſie würde ſich von mir helfen laſſen; von dem Augenblick an war von der Sache nicht mehr die Rede. Wir beſuchten Tiſchbein auch öfters in ſeiner Wohnung, um ſeine größeren Gemählde zu ſehen. Sein neueſtes, damals noch nicht fertiges Bild, Ajax und Kaſſandra, erregte allgemeine Bewunderung, beſonders wurde Zeichnung und Färbung des reinen und zarten Leibes der Kaſſandra höchlich gerühmt; mir aber mißfiel, daß der Künſtler einen gradezu ſinnereizenden Eindruck darin beabſichtigt zu haben heimlich eingeſtand, und ich verhehlte nicht, daß mir das ganze Bild, wenn auch die techniſche Meiſterſchaft darin noch ſo ſehr zu rühmen ſei, als eine ſchwache Kompoſition und ohne innere Nothwendigkeit erſcheine. Zu einem ſo verwegenen Urtheil hielt niemand mich berechtigt, und ich wurde übel dafür angeſehen; man erblickte darin einen Ausbruch jener göttlichen Frechheit, zu welcher die Schlegel'ſche Schule ſich bekannte, und dieſer ſollt ich nun einmal angehören! Tiſchbein, dem ſchon meine Stummheit und Kälte vor ſeinem Bilde verdrießlich geweſen, erhielt einige Kunde von meinem frevelhaften Tadel, und die geringe Anziehung, die zwiſchen uns Statt gefunden, ſchwand nun völlig. Ich ſah ihn noch öfters wieder und erkannte gern ſeine großen Vorzüge in Kunſt und Leben, ſo oft ſie mir als ſolche einleuchteten; allein mein aufrichtiges unbefangenes Gefühl für böſen Trotz und willkürliche Laune ausgegeben zu ſehen, regte mich gegen die Andern auf, welche ſelber willkürlich und eigenſinnig mir ſolcherlei beimaßen.

Der bedeutendſte Mann, welchen ich in dieſer Zeit ſah, war ohne Zweifel Doktor Veit, ein von Breslau gebürtiger, in Hamburg anſäſſiger Arzt. Zwar verhielt er ſich zu meinen mediziniſchen Vorſtellungen faſt eben ſo, wie Reinhold zu meinen poetiſchen; allein er hatte ſtrengwiſſenſchaftlichen Grund und Geiſt, und ſein tiefer gebildeter Verſtand führte ihn ſicher und feſt auch in Gebieten, die nicht gerade die ſeinigen waren. Ein Aufſatz von ihm über Pascal, auch manche mündliche Erörterungen gaben mir einen hohen Begriff von ſeiner Einſicht, desgleichen mußt' ich in ihm den Arzt dankbar verehren, gleichwohl ermaß ich ſeinen vollen Werth damals nicht, woran zum Theil ſeine unangenehm ſcherzhafte und etwas mephiſtopheliſche Manier Schuld war, die ihn als Hausarzt am wenigſten kleidete und ihm noch oft genug völlig verunglückte. Daß ich in ihm einen Jugendfreund Rahel's zu ſchätzen und ſeine gehaltreichen, mit ihr gewechſelten Briefe aufzubewahren haben würde, lag in jener Zeit ungeahndet verborgen.

Eines neuen Zweiges der Familie Mendelsſohn muß ich hier auch gedenken. Der jüngere der beiden Brüder, Abraham Mendelsſohn, kam von Paris, holte ſich eine Berlinerin, Lea Bartholdy, zur Gattin und zog mit ihr nach Hamburg, wo er an der Handlung des ältern Bruders Joſeph, Theil nahm. Die Bildung des jüngern Paares zeichnete ſich vortheilhaft aus und ihr entſprach ein redlicher und wohlwollender Karakter, der ſich in der Folge gleich den übrigen Eigenſchaften in wachſendem und gedeihendem Familienleben nur immer reicher entwickelte.

Ein helleres Licht ſtrahlte mir auf, als Fr. H. Jacobi im Februar 1805 zum Beſuch von Eutin nach Hamburg kam. Er ſtand im Begriff, Holſtein zu verlaſſen und ſich nach München zu begeben, wohin er als Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften mit anſehnlicher Beſoldung berufen war. Wollte ich den berühmten Landsmann noch ſehen, der, ſchon ein Dreiundſechziger, aus dem nördlichen Deutſchland für immer ſich entfernte, ſo durfte ich dieſe Gelegenheit nicht verſäumen. Mehr aber als der Landsmann reizte mich in ihm der mit Fichte in Verkehr ſtehende, der von Fichte im

Leben Nicolai's hocherkannte Geiſtgenoſſe, der Freund von Goethe, von Voß, von J. P. Richter und ſo vielen Andern. Ich faßte mir ein Herz und ging zu ihm. Mit ungemeiner Liebenswürdigkeit nahm er mich auf, er hatte meinen Vater kaum, aber noch ſehr wohl meinen Großvater gekannt; meine Beziehung zu Fichte und mein Eifer für die neuere Poeſie regten ſein beſonderes Intereſſe und ich darf ſagen ſeine lebhafte Neugier auf, denn es war das erſtemal, daß ihm ein Jünger aus jenem Kreiſe perſönlich vor Augen ſtand, und dieſes lebendige Beiſpiel gab ihm einen offnen Blick in dieſe Zuſtände und Geſinnungen, von denen ſo viel Abentheuerliches im Schwange ging, und in ſein eignes Verhältniß zu denſelben, wie er denn kaum erwartet hatte, dort noch ſo gut zu ſtehen und ſo gerechnet zu werden, wie es aus mir hervorleuchtete. Er führte mich zu ſeinen beiden Schweſtern, in welchen mich die niederrheiniſche Natur ſtärker anſprach, als in ihm, der in allgemeiner geiſtiger Bildung das Oertliche oder Provinzielle mehr überwunden hatte. Da er bei Sieveking's im Hauſe wohnte, ſo wurde ich ſeinetwegen daſelbſt eingeladen, wo ich mich in einer großen gemiſchten Geſellſchaft von Herren und Damen fand, aber nicht ahndete, daß ich es war, auf den dieſe Verſammlung ihr Augenmerk vorzüglich richtete. Denn Jacobi hatte das Wunder erzählt, daß er unvermuthet einen Landsmann gefunden, der noch nicht lange von Berlin gekommen und ein eifriger Schlegelianer ſei, und nun hatten es die Andern recht eigentlich darauf angelegt, mich auf die Probe zu ſtellen. Jacobi redete mich über Tiſch bei allgemeiner Stille mehrmals ſehr liebreich an, und gab mir Anlaß mancherlei Urtheile zu äußern, weitre Geſpräche verknüpften ſich damit, und wiewohl alles in beſter Geſtalt und ohne eigentliches Gefecht ablief, ſo hatte das Ganze doch etwas von kriegeriſcher Demonſtration, bei welcher man die Truppen, die ſich ſchlagen könnten, wenigſtens hin und her rücken läßt. Mir fiel aber gar nichts bei der Sache auf, und mir ahndete nichts von der gefährlichen Rolle, in die man mich geſtellt hatte. Ich war freimüthig wie immer, und beſcheiden aus wahrhafter Achtung.

Erſt viele Jahre nachher ſagte mir Perthes, der auch zugegen und im Geheimniß geweſen, daß man mich habe auf's Korn nehmen und zum Uebermuth verleiten wollen, da man denn nachher um ſo leichter mich würde in Verwirrung und in mir die Schlegel'ſche Schule zu einer Niederlage gebracht haben. Aber Perthes meinte, ich habe mich damals vortrefflich aus der Sache gezogen, mit ſolcher ſchicklichen Haltung und gemeſſenen Gewandtheit, daß man mir nichts anhaben gekonnt, ſondern mit Verwundrung mich habe gelten laſſen. Er fügte hinzu, ich hätte ſchon damals meinen Beruf als Diplomatiker völlig bewährt. Wenn ich dieſes Lob einmal annehmen ſoll, ſo trägt lediglich meine Unbefangenheit davon die Ehre, denn ich kann betheuern, daß ich weder Abſicht merkte, noch hatte; und dieſe Wirkung einer Eigenſchaft, an deren Statt man meiſtentheils lieber Klugheit vorausſetzen will, habe ich noch oft zu meinem großen Vortheil, aber auch nicht ſelten zu meiner gänzlichen Verkennung erfahren müſſen.

Bei wiederholten Einladungen und vertraulichern Geſprächen konnte ich Jacobi'n meine ganze Lage umſtändlich aufdecken. Er bewies mir väterliches Wohlwollen, verſprach in München, wo ſich ihm ſo mannigfacher Einfluß eröffne, an mich zu denken und hielt nicht für unmöglich, daß ich als geborner Pfalzbaier von der dortigen Regierung für meine Studien unterſtützt würde. Vor allen Dingen ermahnte er mich zum Fleiß, um, nach Seneca's Spruch, mit der Eile der Zeit durch die Schnelligkeit ihrer Benutzung zu wetteifern. An meinem Verlangen zum Griechiſchen nahm er um ſo erregtern Antheil, als er ſich in gleichem Falle mit mir befand, und den Mangel ausreichender Kenntniß dieſer in neuere Bildung ſtets gewaltiger eingreifenden Sprache mit jedem Jahre ſchmerzlicher empfunden und nie erſetzt hatte. Mein Bemühen fand ſeinen ganzen Beifall, aber es dünkte ihn zu hart und ſchwer, ohne fremde Hülfe durch die Anfangsgründe ſich durchzuringen, er machte mich mit dem Profeſſor am Gymnaſium und Direktor der Johannisſchule, dem erſt kürzlich von Kloſter Bergen hieher verſetzten Doktor Gurlitt bekannt und hoffte, es werde ſich mit dem trefflichen

gelehrten Mann ein Unterricht irgendwie verabreden laſſen. Bald nachher reiſte Jacobi nach München ab, und ich habe ihn nicht wiedergeſehen, noch mit ihm eine weitere Verbindung gehabt. Der edle Eindruck aber ſeiner ſchönen hohen Geſtalt, der geiſtreich milden Geſichtszüge, der eindringlich angenehmen Rede und der würdigen und feinen Weltbildung kann mir niemals erlöſchen. In ſeiner Erſcheinung war die Vornehmheit eines Weiſen und eines Staatsmannes vereinigt, wobei doch ſein Gemüth einige Neigung verrieth, die auf einen, weder dem Geiſte noch der Leidenſchaft nach, völlig beruhigten Zuſtand deutete, welchen er gleichwohl in ſich zu haben und nach außen darzuſtellen nicht aufgeben konnte. Sein perſönlicher Umgang aber war ſo anmuthig und gewinnend, daß auch frühere Gegner, wie Tieck und Schleiermacher, ihren eignen litterariſchen ſpöttiſchen Urtheilen zum Trotz bei ſpäteren Beſuchen in München als ſeine innigen Verehrer von ihm ſchieden.

Daß ich nicht früher daran gedacht, mich an Gurlitt zu wenden und durch ſeine Vermittlung Privatunterricht zu nehmen, deſſen wenn auch noch ſo große Koſten in meiner jetzigen Lage reichlich vorhanden waren, läßt ſich ſchwer begreifen; allein mir war es ungeprüft als eine Unmöglichkeit vorausgeſetzt, daß in Hamburg noch außer Gurlitt ein tüchtiger Lehrer des Griechiſchen ſein ſollte, und für Privatſtunden hätte ſich in der That nicht ſogleich Auskunft gefunden. Gurlitt ſchlug mir auch einen andern Weg vor. Er hatte als erfahrner Schulmann mein Bedürfniß ſchnell überſehen und meinte, die Hauptſache ſei, mir baldigſt und gründlich über das hinwegzuhelfen, was die Knaben mit Leichtigkeit und Erfolg mechaniſch lernen und einüben, was aber ältere Perſonen, eben weil ſie es anders treiben, nur höchſt ſchwierig und unvollkommen ſich anzueignen pflegen. Der Vortheil der ſtrengen Schule, behauptete er, laſſe ſich nur durch ſie ſelbſt erlangen, und er rieth mir, ſie durchzumachen, und mich unter die Knaben auf die Schulbank zu ſetzen. Faſt gegen ſeine Erwartung, aber zu ſeiner leuchtenden Freude, entſchloß ich mich auf der Stelle dazu, machte mir vier Stunden wöchentlich frei, und beſuchte in denſelben die unterſte griechiſche

Klaſſe, welche der Konrektor Bieſterfeld hielt, ein alter, liebreicher und kundiger Mann, der ſein Geſchäft mit treuem Fleiß und ſtiller Hingebung führte. Mich koſtete es gar keine Ueberwindung, aber auch gar keine, mich als Mitſchüler in der Reihe kleiner Knaben zu finden, und im Lernen mit ihnen ganz gleich zu gehen. Die Andern aber konnten es nicht genug preiſen, daß ich als Zwanzigjähriger, der ſchon ſelbſtſtändige und anſehnliche Verhältniſſe habe, Dichter und Schriftſteller ſei, aus reinem Eifer für die Sache einen ſolchen Entſchluß habe faſſen können, und namentlich wußte Gurlitt ſeine Zufriedenheit und ſeinen Stolz, daß ihm dies zugekommen, nicht freudig genug auszudrücken, noch oft genug zu wiederholen. Der Erfolg rechtfertigte das Unternehmen glänzend, ich machte die ſchnellſten Fortſchritte, und ſah mich in die Geläufigkeit der grammatiſchen Formen und in das Leſen und Verſtehen hineingekommen, ich wußte ſelbſt nicht wie. Für meinen Eifer und Fleiß gab es keine Gränze, als die von meiner häuslichen Lage bedingte; dieſe jedoch drängte leider überall ſehr nahe. Wirkliche Arbeit oder ernſtliche Aufgaben des Leiſtens hätten mich beſchäftigt und zerſtreut, aber der geſellige Müſſiggang, dem ich nicht entgehen konnte, drückte ſchwer auf mir, und ich wollte oft verzweifeln, wenn ich die ſchönen Tage mit Nichtsthun oder gleichgültigen Vergnügungen hingehen ſah, und bei mir bedachte, was ich alles in ſolchen Stunden hätte thun können! Ganz mein waren nur die der Nacht, die ich redlich nutzte, ſo weit es meine Geſundheit erlaubte, deren öftere Störungen mich ſehr quälten.

Mit den näheren Freunden unterhielt ich lebhafte Verbindung; daß aber Koreff und Theremin auf meine heißen Briefe nicht antworteten, betrübte mich ſehr, ſpornte mich indeß auf der andern Seite, ihnen durch die That zu zeigen, daß ich ihres Antheils zum wenigſten würdig ſei. Die herrlichſte Freude war mir in dieſer Zeit von Berlin her zugedacht. Neumann hatte durch den Sturz des Cohen'ſchen Hauſes ſeine bisherige Stellung eingebüßt, des Lebens und Treibens mit Klaproth war er längſt überdrüſſig, und die Verſuchung, denſelben auf einer Reiſe nach St. Petersburg,

wohin er von der dortigen Akademie der Wiſſenſchaften berufen war, zu begleiten, und von dort mit weiteren Reiſen und Studien nach Aſien vorzudringen, konnte ungeachtet der verſprechendſten Aufforderungen nur gering ſein, beſonders nach der völligen Durchſchauung eines Karakters, der in ſo vertrautem Zuſammenleben ſich keinen Zwang auferlegt, und in Betreff ernſtlich zu knüpfender Verhältniſſe die gerechteſten Bedenken und Zweifel nur gehäuft hatte. Neumann beſchloß daher, ſich von Klaproth zu trennen, und zugleich von Berlin wegzugehen, wo der Aufenthalt ihm verleidet, und ihm in keiner Art eine günſtige Ausſicht eröffnet war. Sein Vormund hatte ihm eben eine Summe von etwa tauſend Thalern übergeben, mit welchen er nun ſchalten konnte, und wiewohl er entſchiedenen Drang zu den Studien hatte, ſo glaubte er doch fürerſt noch die Sicherheit ſeiner Gegenwart und Zukunft durch einigen Erwerb mehren zu müſſen; er kam deßhalb nach Hamburg, und hoffte eine neue kaufmänniſche Beſchäftigung oder auch eine Erzieherſtelle zu finden, bis dahin aber ſeine Tage und auch nachher ſeine freien Stunden mir und den Büchern zu widmen. Er hatte ſich in neuern Sprachen ſehr gut umgeſehen, und war beſonders des Engliſchen und Italiäniſchen mächtig, in den alten aber ſehr fremd, und ging daher beſonders darauf aus, dieſe ſich anzueignen. Gleichzeitig mit Neumann war auch Chamiſſo unruhig in ſeinem ſtockenden Militairverhältniſſe geworden, und wünſchte daſſelbe, welches er noch hemmender fand als unſre Lagen, ebenfalls mit einem Lehreramte zu vertauſchen, wozu ſogar meine eigne Stelle, die ich über kurz oder lang aufzugeben ſchon gewiß war, in Vorſchlag kommen durfte. Neumann aber, gedrängter zugleich und freier, entſchied ſich raſch, und kam gegen Ende des März nach Hamburg. Mit welchem Entzücken nahm ich ihn auf, welch erhöhtes Leben brachte mir ſeine Gegenwart! Jetzt war ich wieder in unmittelbarem Zuſammenhange mit allem, was ich in Berlin gewonnen hatte, und alles, was mich in Hamburg umgab, wurde mir freundlicher. Auch er ſchien unſer Zuſammenſein als ein Glück zu empfinden, und vermehrte dadurch das meinige. Er fand mich übrigens in dem angedeuteten Zuge

des Griechischlernens und säumte nicht, sich anzuschließen; ich führte ihn zu Gurlitt, der einen zweiten Schüler dieser Art mit freudiger Verwundrung aufnahm, und ihm denselben Gang, wie früher mir, anwies. — An eine Stelle zum Erwerb oder Unterkommen wurde nun nicht gedacht, sondern bei sparsamer Lebensart sollte vor allem jetzt das Lernen betrieben sein. Auch mit meiner Schwester, mit meinen Freunden und besonders mit der Familie Hertz machte ich ihn bekannt, und in der letztern konnte er an meinen geselligen Mußestunden, so wie an Landfahrten und Spaziergängen beliebig Theil haben. Da so viele Zeit nothwendig der Unterhaltung verbleiben mußte, welche keinen griechischen Spracheifer, wohl aber mancherlei Litterarisches in sich aufnehmen konnte, so ließen wir es an diesem nicht fehlen, lasen und besprachen Goethe, Tieck, Shakespeare, Cervantes, die Europa von Friedrich Schlegel und mit manchen andern Erzeugnissen auch die eines eben unter dem Namen Pellegrin auftauchenden Dichters, dessen Erstlinge August Wilhelm Schlegel herausgegeben hatte. Die Frauen des Hertzischen Hauses ließen sich dergleichen Gegenstände gern gefallen, eifrig aber ging meine Schwester darauf ein, welche mich schon an meinem Geburtstage mit einer Sammlung eigner Gedichte angenehm überrascht hatte, in welchen ein zarter, einfacher Sinn sich klar und glücklich ausdrückte.

Dieses harmlose Vereintsein strebender Freunde zu gemeinsamer Arbeit und geselliger Muße hatte kaum einige Wochen gedauert, als ein widriger Unstern, durch die bösartigste Nemesis herbeigerufen, unvermuthet dazwischenfuhr, und das begonnene Glück grausam zerstörte. Neumann hatte vor vielen Jahren, als er kaum zum Jüngling herangewachsen war, einen Muthwill verüben helfen, der die Juden gröblich zu verhöhnen beabsichtigte. In Berlin war die Sache längst vergessen, Neumann selbst würde sich der Knabenmart nur noch mit Scham erinnert haben, zumal er täglich in den besten jüdischen Häusern war, wo man ihn achtete und liebte. Ein Unhold aber, den der Zufall von Berlin nach Hamburg führte, neidisch und grimmig, daß Neumann im Hertzischen Hause gut aufgenommen war, hatte nichts Angelegneres zu

thun, als jene Geſchichte mit aller Gehäſſigkeit aufzufriſchen, und die größten Schmähungen damit zu verbinden. Wer es weiß, welche nicht zu verſchmerzende Leiden ſich den Bedrückten aus dem Hohne und der Rohheit des geringen und vornehmen Pöbels täglich erneuern, und welche fertig aufgehäufte, jedem neuen Funken entzündbare Empfindungen von Beleidigung, Schmach und Abſcheulichkeit bei dem Worte „Riſches", womit der Verfolgungshaß der Chriſten bezeichnet wird, ſich in den gekränkten Gemüthern regen, der mag begreifen, wie in ſolcher Bezeichnung, die von ſo ſprechender Thatſache unterſtützt werden konnte, mein Freund unrettbar verloren war. Mit Schrecken theilte Fanny Hertz mir die Kunde von dem gehäſſigen Geklatſch mit, und den unvertilgbaren Eindruck, den daſſelbe gemacht; ſie geſtand, hiergegen nichts zu vermögen, und ich ſelbſt, des Bodens kundig, war weit entfernt, auch nur einen Verſuch zur Ausgleichung zu machen, die ich im voraus unmöglich wußte. Ich ſprach mit Neumann, und es war für ihn nichts übrig, als ſich zurückzuziehen, und mich ferner nur auf meinem Zimmer, aber nicht mehr in der Familie zu beſuchen. Der Schlag war hart für mich, er zerſtörte die Ruhe und das Behagen meiner häuslichen Beziehungen, und wenn ich nach wie vor den größten Theil des Tages in ihnen zubrachte, ſo ſchienen mir die Stunden doppelt hingeopfert, erſt dem Studium entzogen und dann der Freundſchaft. Wir ſetzten indeß unſre Arbeiten und unſern Umgang wohlgemuth fort, und wenn Neumann die gewöhnlichen Zerſtreuungen weniger mitmachte, ſo konnte er nur um ſo beſſer ſeine Zeit dem Fleiße zuwenden. In der That machte er ſchnelle Fortſchritte, und als wir in den nächſten Monaten die untre Klaſſe verließen, um gleich in die erſte einzutreten, nahm er an ſämmtlichen griechiſchen und lateiniſchen Lehrſtunden dieſer Klaſſe Theil und beſetzte ſeine Tage auf dieſe Art vortrefflich, während ich bei meinen vier Stunden wöchentlich ſtehen blieb. Gurlitt, der die meiſten jener Unterrichtsſtunden ſelbſt gab, war außerordentlich mit Neumann zufrieden, und rühmte ſeinen Fleiß wie ſeine Fähigkeiten ungemein. Auch holte er mich im Lateiniſchen mit jedem Tage mehr ein, ſo großen Vorſprung ich

darin anfangs hatte, und im Griechiſchen behauptete er gleichen Schritt. Gegen Ende des Mai hatten wir eine Gelegenheit, unſre Faſſung und Standhaftigkeit bei einer harten Anfechtung darzuthun. Die bisherigen ungünſtigen Rezenſionen unſrer Almanache hatten uns mehr oder minder verdroſſen, aber nicht kränken dürfen, da ſie von keinem Orte herkamen, den wir anerkannten, ſondern im Gegentheil meiſt von ſolchen, denen wir zuerſt uns als Feinde gezeigt. Wir tröſteten uns mit unſerm eignen Bewußtſein und mit der ausgeſprochnen oder vorausgeſetzten Zuſtimmung der Häupter, welchen wir als erwählten Führern angehören wollten. Die neue Jenaiſche Allgemeine Litteraturzeitung, das Blatt, bei welchem Goethe an der Spitze ſtand, Auguſt Wilhelm Schlegel, Bernhardi und ſogar Werner mitwirkten, und welches überhaupt als das Organ des raſchen geiſtreichen Fortſchreitens galt, hatte bisher über uns geſchwiegen; wir dachten, wenn daſſelbe nur erſt von uns ſpräche, ſo würde damit unſre litterariſche Empfehlung vollendet ſein. Jetzt brachte die Jenaiſche Zeitung uns ihren Spruch, aber wie ſollten wir überraſcht werden! Nicht mit Einer Rezenſion, wie gewöhnlich, ſondern ausnahmsweiſe gleich mit zweien, einer kürzeren und einer ausführlichern, durch zwei verſchiedene in ätzender Schärfe wetteifernden Rezenſenten wurden wir abgefertigt, für flache, talentloſe Nachahmer der Schlegel erklärt, als abſchreckende Beiſpiele der traurigſten Verirrung aufgeſtellt, gänzlich verworfen, und zuletzt noch durch ein Spottſonett grimmig verhöhnt. Das war mehr, als wir verdient hatten; in manchen Beſchuldigungen war die Ungerechtigkeit offenbar, der Tadel auf äußern Schein begründet, z. B. die Bezeichnung einiger Gedichte in unſerm Almanache durch Sternchen wurde für eine ſchlechte Nachäfferei des Schlegel-Tieck'ſchen Muſenalmanachs ausgegeben, wo auch ſolche Sternchen vorkämen, wobei der Rezenſent freilich nicht ahndete, daß jene wie dieſe gerade ein und dieſelbe Perſon verdeckten, nämlich Fichte'n. Ich hielt die Litteraturzeitung ſelbſt und bekam die Blätter ganz friſch von der Poſt. In ſolcher Lage befindet man ſich wohl ſelten, wir ſahen einander an, zergliederten das Geſagte und jemehr

wir Stoff darin zum Widerſpruche fanden, um deſto ſchlimmer ſtellte ſich die Thatſache, daß wir gerade von dorther ſo arg mißhandelt waren. Unter den entfernten Freunden richtete dieſe geplatzte Bombe nicht geringe Verwüſtung an, Koreff war höchſt unwillig, Theremin konnte nach Jahren noch ſeine ſchmerzliche Empfindlichkeit nicht verläugnen, Robert verſchwor in ſeiner Unluſt alles fernere Druckenlaſſen, Chamiſſo war wenigſtens arg verdutzt. Was mich über die Mißempfindung ſchneller hinweghob, war der Eindruck, welchen die Sache nach außen machen wollte. Ein Uebelwollender hatte ſich die einzelnen Blätter am Tage ihrer Ankunft verſchafft, und im Hertziſchen Hauſe anonym abgegeben.

Der gute alte Hertz verſtand ſo viel, daß uns darin ſehr weh gethan ſei, und wollte mit zarter Schonung alles in Stillſchweigen vorübergehen laſſen, Fanny Hertz war gleicherweiſe voll ängſtlicher Sorge, bis ich ſelbſt von der uns zu Theil gewordenen Geißelung zu reden anfing, und ſie nun auch jene Bosheit und dieſes Mitleid mir erzählen konnte. Das aber ſetzte mich gleich in gerüſtete Verfaſſung, ich konnte jenen üblen Willen verachten, und bedurfte dieſer bedauernden Schonung nicht; mit Heiterkeit bot ich den forſchenden Blicken und liſpelnden Gereden den überlegenſten Trotz, und mir war wirklich ſo zu Muth, daß ich mich über das ganze Ereigniß ernſthaft und ſcherzend weit hinausſetzen konnte. Veit, der vielleicht mit etwas Schadenfreude mich gebeugt zu ſehen erwartet hatte, und mich ſo guter Dinge fand, urtheilte gleich geringer von dem, was ſo wenig erſchüttert hatte, und Reinhold lachte nur mit uns über die uns widerfahrne Ehre. Denn auffallend zeigte ſich von den böſen Rezenſionen durch Rückſchlag ſogar eine günſtige Wirkung, wo wir ſie am wenigſten erwartet hatten. Richtung und Gang der neuen jenaiſchen Zeitung waren keineswegs allgemein gebilligt, geheim und öffentlich ſtanden dem neuen Geiſte viele durch Gelehrſamkeit und Würden achtbare Männer entgegen, und weit entfernt, daß wir z. B. bei Gurlitt durch den Tadel von Jena her verloren hätten, ſtiegen wir dadurch bei ihm, und der alte wackere Ebeling meinte, daß

wir zu gut wären, um der neuen Schule anzugehören, und uns derselben nun völlig entschlagen sollten.

Aber ganz und gar nicht war das unsre Meinung. Ein Brief von Friedrich Schlegel aus Köln erfrischte und bestärkte in dieser Zeit noch mehr das Vertrauen, welches uns nach dieser Seite zog. In einem Hefte der Europa hatte Schlegel die litterarische Anfrage ergehen lassen, ob und wo die deutsche Uebersetzung, welche Adam Olearius, wie die Vorrede zu Meninsky's Lexikon erwähne, von dem Gulistan und Bostan des Dichters Saadi aus Persien mitgebracht habe, vielleicht handschriftlich noch vorhanden sei? Der Zufall aber hatte mich diese Uebersetzung gedruckt auffinden lassen, und ich nicht versäumt, dies zu melden, indem ich zugleich unsern Almanach übersandte und von unsern Bestrebungen umständlichen Bericht gab. Hierauf nun antwortete Schlegel sehr freundlich und wohlmeinend, billigte unsre Studien, weniger unsre Poesie, indem er, wie schon früher Fichte, statt kleiner lyrischen Stücke, bei welchen noch überdies die Gefahr walte, daß sie nach und nach bloß Wiederholungen ihrer selbst würden, größere Arbeiten verlangte; und wiewohl seine Worte eher abschreckend als aufmunternd zu deuten waren, so dankte ich sie ihm der ernsten Meinung und des gewichtigen Inhalts wegen doch von ganzem Herzen, und fand mich durch solchen Zuspruch mehr geehrt, als durch Schmeichelei oder Schonung. Der Brief wurde auch den Freunden emsig mitgetheilt und von allen hoch aufgenommen, hatte jedoch in Betreff unsrer Gedichte keinen hemmenden Einfluß, wir machten lyrische nach wie vor, jenachdem der Tag sie gab und erlaubte, und verschoben größere Plane auf künftige Zeit.

Durch Neumann's Fortschritte wurde mein eigner Eifer bis zur Ungeduld angeregt, und empfand um so peinlicher die Schranken, welche ihn seinen vollen Lauf zu nehmen hinderten. Auch Neumann's Trennung von dem Hause, wonach mir nur die Wahl blieb, mich mit ihm auf mein Zimmer zurückzuziehen, oder in der Familie verharrend, ihn zu entbehren, ließ eine täglich wiederholte Störung empfinden. Unter diesen Umständen reifte der Entschluß, auf welchen

ohnehin gleich von Anfang alles gezielt und ſeitdem auch wirkſam eingeleitet war; Fanny Hertz hielt es für unverantwortlich, daß mein wahrer und ſo tief gefühlter Beruf mir noch verkümmert bliebe, da die Bahn jetzt nach Wunſch eröffnet ſei, und nach innigen, bewegten Geſprächen, welche den Schmerz, aber auch den Muth des ſchönſten Wohlwollens offenbarten, wurde das Ergebniß feſtgeſtellt, daß ich das Haus baldigſt verlaſſen ſollte, um ganz den begonnenen Studien zu leben. Freilich war hierzu fürerſt noch Hamburg der Ort, und ein fortgeſetztes Zuſammenleben uns noch gewiß; allein über die Bedeutung und nothwendige Folgenwirkung eines ſolchen Auflöſens bisheriger Verhältniſſe konnte man ſich nicht täuſchen, ſo wenig wie darüber, daß dieſes halbe Scheiden ein ſpäteres ganzes nur ſchneller herbeiführen helfe. Durch die ſchmerzlichen Empfindungen einer ächten Anhänglichkeit wurde jedoch der vernünftige Entſchluß nicht wankend, und ſeiner Ausführung konnten wir auch unter wehmüthigen Thränen, doch mit Freudigkeit entgegenblicken. Das ganze Haus hatte an dieſer Gefühlsweiſe mehr oder minder Theil, Alle waren betreten, traurig und dabei voll guter Wünſche für mich, der alte Jakob Hertz weinte wie ein Kind, und ſagte, er hätte gewünſcht, mich nie weggehen zu ſehen, da mein Glück aber auf andrer Bahn liege, ſo hoffe er nur, ich würde nie aufhören, ſein und der Seinigen Freund zu ſein. An eine Wiederbeſetzung meiner Stelle wurde nur obenhin gedacht, einige ſchon früher in Anregung gebrachte Vorſchläge fanden keinen Eingang, man konnte eine Penſionsanſtalt einſtweilen verſuchen, was mancherlei Gründe empfahlen, da ſich im Hauſe trotz aller Sorgfalt noch immer zu viel des alten Judenthums fand, von dem die Kinder um jeden Preis frei bleiben ſollten. So lagen dieſe Sachen, und die Trennung war ausgeſprochen und nahe, als ein ſonderbares Walten noch unvermuthet ſchleuniger ſie hervorrief. Mitten in ſo vieler Zuneigung und Theilnahme hatte ſich ein Dämon thörichten Haders für einen Augenblick einniſten können, ein raſches Anerbieten wurde eben ſo raſch angenommen, durch Zufall befeſtigt, und ich ſchied gleich an demſelben Tage noch. Die Heftigkeit, mit der das geſchah,

that der innigen Freundſchaft, welche nach allen Seiten beſtand, keinen Eintrag. Der alte Hertz bat mich mit Handſchlag und Thränen, ſchon am nächſten Tage ſein Gaſt zu ſein, und ſo fortzufahren, wie und wann ich wollte. So geſchah es auch, und es vergingen, ſo lange ich noch in Hamburg war, ſelten zwei, drei Tage, ohne daß ich die Familie beſucht und einen Theil meiner freien Stunden ſo dort zugebracht hätte, als gehörte ich nach wie vor dem Hauſe an.

Ich zog bei Neumann ein, und wir befanden uns zwar in einiger Enge, aber doch ganz gut. Ungehemmten Eifers warfen wir nun uns mit allen Kräften auf das Griechiſche, und nahmen jede Gelegenheit wahr, die ſich unſerm Verlangen darbot. Wir ließen uns förmlich zu Mitgliedern des Gymnaſiums aufnehmen, beſuchten aber hauptſächlich die Lehrſtunden des Johanneums. Zum erſtenmale genoß ich frei und ungetrübt das hohe Glück, ohne Hemmung noch Ablenkung die herrlichen Geiſteswege zu durchſchreiten, zu welchen heiße Neigung und tiefes Bedürfniß mich ſchon ſo lange Zeit hindrängten, wie keine Jugendleidenſchaft es heftiger zu andern Gegenſtänden gekonnt hätte. Die ſchönen Sommertage waren es jetzt mir dadurch erſt recht, daß ich dem Freunde gegenüber, im Genuß aller Lockungen des lichten und milden Wetters, aber durch noch höheren Reiz gefeſſelt, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend angeſtrengt über den Büchern ſitzen konnte, und ich empfand in dem beharrlichen, nachdrücklichen Fleiß eine Befriedigung, ein Wohlſein und Gedeihen, wie ſie nicht oft im ſo vielfach geſtörten Leben erreicht werden. Die Wochen, welche uns auf dieſe Weiſe dahinfloſſen, gehören gewiß zu den beſten, die wir verlebt haben. Warum konnten ſie nicht ungehemmt ſo fortdauern und ſich zu Jahren aufreihen? Weiß der Himmel, was hier dem klaren Aether ſich wieder als Streifgewölk einſchleichen durfte, aber dieſer Zug von Tagen wollte ſich nicht in's Unbegränzte fortführen laſſen. Nicht daß wir aufgehört hätten, fleißig und eifrig zu ſein, keineswegs! Aber der friſche grade Hauch, der in unſre Seegel blies, der uns raſch und freudig auf hoher Fluth unſren Sternen zuführte,

dieſer Glückswind, der zugleich in und um uns wehte, hatte etwas von des Wetters Wandelbarkeit, wie er von deſſen Schönheit hatte. Der Erfolg würde außerordentlich geweſen ſein, hätten wir ſo fortfahren können, denn zum Erſtaunen ſahen wir uns die ſchäumenden Wogen durchſchneiden und die Strecken des Weges hinter uns laſſen; ich kann ſagen, daß dieſer Ruck mir für alles weitere Studium den eigentlichen Durchbruch gegeben. Wir hatten Uebungen im Lateinſchreiben, hörten Vorträge über den Cicero vom Redner, über den Livius, dann über Homer's Ilias, über den Herodotos, und bald auch über den Pindar, die Satyren des Horaz und den Plutos des Ariſtophanes. Wir waren ſolchergeſtalt auf einmal mitten in das Wogengedränge des Alterthums verſetzt und mußten wacker arbeiten, um ſchwimmend im Strom zu bleiben. Gurlitt hatte ſeine Freude daran, und half uns wohlwollend und einſichtsvoll mit Rath und That. Der Homer war mir nach Inhalt und Farbe nicht mehr ſo neu, daß ich ihm eine erſte Liebe jetzt erſt hätte zuwenden können, aber ein wachſendes Verſtehen im Zauber dieſer herrlichen Sprache und im Reize der beflügelten Hexameter ſich anzueignen, war eine beſtändige Luſt, ein überbelohntes Bemühn. Stärker noch zog diesmal der gute Herodotos meine Neigung an, den ich zuerſt hier und gleich in ſeiner urſprünglichen Anmuth und Lieblichkeit kennen lernte. Die Erzählung des griechiſchen Freiheitskrieges gegen die Perſer entzückte mich, ich eilte aber der Schule, wo dieſer Abſchnitt grade geleſen wurde, weit voran und ſuchte in den Autor von mehreren Seiten zugleich einzudringen, wozu ich mir auch die Weſſeling'ſchen und Valckenaer'ſchen Anmerkungen, in welchen ich das eigentlich philologiſche Weſen näher beſchauen lernte, zu Hülfe nahm. Mit dem Lateiniſchen mocht' ich mich weniger befaſſen, und die gebildeten Horaziſchen Sermonen wurden neben den gewaltigen Griechen mir faſt peinlich.

Das Erſte, was den gleichmäßigen Gang unſres Fleißes und unſrer guten Stimmungen gewaltſam erſchütterte, war eine unerwartete Todesnachricht aus Berlin. Die reizende Karoline Lehmann hatte den Wünſchen ihrer Eltern nachge-

geben, dem alten Muzio Clementi ihre Hand gereicht, und mit ihm eine Reise nach Italien gemacht. Eben war sie nach Berlin zurückgekehrt, um ihre Niederkunft zu halten; sie brachte einen Knaben zur Welt, der am Leben blieb, während sie selbst in den Armen ihrer mütterlichen Freundin Madame Cohen unrettbar verscheiden mußte! Auch Fremde, welche nur davon hörten, widmeten dem traurigen Ereigniß und seinen näheren Umständen eine wehmüthige Theilnahme. Uns Freunden war es die schrecklichste Bestürzung; am schrecklichsten für Neumann, dessen tief im Herzen getragene Neigung ich erst jetzt erfahren sollte, indem ich den Auftrag erhielt, ihm die Nachricht schonend beizubringen. Ich benahm mich dabei auf eine abentheuerliche und gewagte Weise, führte den Freund und noch einen guten Gesellen, der uns grade genehm sein konnte, zu einer Abendgasterei, wie bisweilen in Berlin gepflogen worden, und wobei der süße Wein nicht gespart blieb. Wir sprachen dabei viel Ernsthaftes und Kräftiges, lasen auch mancherlei Gedichte, die Todtenopfer von Wilhelm Schlegel, die Euphrosine von Goethe, das Lied von Novalis: „Lobt doch unsre stillen Feste". Als die gespannte und ahndungsvolle Erregtheit die Spitze erreicht hatte, bracht' ich das Heil und Andenken aller uns Entschlafenen heftig aus, und nachdem Neumann zagend — denn er wußte, daß mir von Berlin ein Brief zugekommen war — angestoßen hatte, zerschmetterte ich die Gläser, sagte den Namen, dessen Andenken wir gefeiert hätten, und las nun den ganzen Inhalt des Briefes vor. Unaussprechlich war der Jammer, wir brachten den Unglücklichen unter Wehklagen heim. Die Geliebte war ihm, so lange sie noch lebte, nicht völlig geraubt gewesen, jetzt erst fühlte er sie ganz verloren, und drückte dies herzzerreißend aus. Eine ganze Nacht durchwimmerte er, bis ihn am Morgen der Schlaf überwältigte. Dann aber konnte er sich gekräftigt aufrichten, der Schmerz hatte seine höchste Gluth gehabt, gegen welche körperlich und geistig ein schmerzlinderndes Opium im voraus genossen war, und so dauerte er nur noch in schweigender Wehmuth fort, keine Klage tönte mehr, und mit neuem Entschlusse, dem bald Heiterkeit folgte, wandte sich der Sinn zu erhöhtem Fleiß und Geistesstreben.

Hinterher mußt' ich mich wohl fragen, ob ich nicht in dem kühnen Wagniſſe, das zwar den wirkſamſten Erfolg und den innigſten Dank erwarb, dennoch freventlich mit dem Freunde geſpielt? und mir iſt noch jetzt nicht wohl dabei, wenn ich mir die Sache in ihrer nicht zu läugnenden Trübheit vergegenwärtige; allein ich muß zu meiner Entſchuldigung ſagen, daß ich eigentlich keiner Ueberlegung folgte, und von jeder Aufführung eines Spieles weit entfernt war, ſondern durch Verlegenheit und Umſtände ſchrittweiſe getrieben wurde, und nur das Ausgehen beſtimmt gewollt, und das Vorleſen auf gut Glück bereitet hatte. Der Begleiter und Zeuge, welchen der Zufall herbeigezogen, und deſſen antheilvolle und doch fremdhafte Gegenwart nur zum Maßhalten wirkte, war Löbell, ein Bekannter Neumann's aus Berlin, der kürzlich dorther gekommen war, begeiſtert von Fichte's Philoſophie und von den Alterthumsſtudien, denen zu lieb er auch bald wieder von Hamburg, wo für ſeine ſonſtigen Zwecke keine Ausſichten waren, nach Halle abging.

Wir konnten mit den zahlreichen Mitſchülern nicht täglich zuſammen ſein, ohne alsbald diejenigen unter ihnen ausgefunden zu haben, mit denen eine geiſtige Annäherung möglich war. Dieſe gelehrte Schule hegte in ihrer ſtillen Tüchtigkeit mehr wackern und ausgezeichneten Geiſt, als wir je vermuthet hätten. Zuerſt habe ich Karl Sieveking zu nennen, den jetzigen Syndikus ſeiner Vaterſtadt, der ſchon damals durch ſeine Bildung und vielfache Kenntniſſe ſich bemerkbar machte, ſo z. B. hatte er zu Luſt und Uebung eine Tragödie des Aeſchylos metriſch überſetzt; ferner Middeldorpf, der jetzt Profeſſor der Theologie in Breslau iſt, und ſchon damals ſeine Vorliebe für das Hebräiſche zeigte; dann wäre Emanuel zu nennen, der ſpäter ein tüchtiger Schulmann im Preußiſchen geworden, Noodt, erſt Prediger in Berlin und dann in Hamburg, Moldenhawer, Arzt in Berlin und manche Andere. Doch wurden uns die meiſten von dieſen nur halbvertraut, wegen einer gewiſſen Nüchternheit, aus welcher ſie nicht herauskonnten, und in die wir einzugehen keine Fähigkeit hatten.

Zu wahrhaft innigem Verein gelangten wir nur mit

David Mendel, einem ſtillen und ſcheuen Jüngling, der aber von tiefer Gluth erfüllt war. Aus Göttingen gebürtig, war er mit Mutter und Schweſter früh nach Hamburg gekommen, wo er mit der Ausſicht künftiger Unterſtützung für die Univerſität den Schulſtudien fleißigſt oblag. Sein Aeußeres war ganz vernachläſſigt; ob ſein Haar ordentlich, ſeine Wäſche rein, ſeine Hände geſäubert waren, kümmerte ihn nicht, ſeine Bücher und Papiere waren herumgeſudelt und zerfetzt, Dinte ſchwärzte ſeine Finger, die mit gleicher Unbeachtung in Oel oder Sand griffen, Lichtſchnuppe oder Poſtpapier anfaßten; von Kleidung wußte er nichts, ſeinen Hut trug er verbogen, wie der Zufall es wollte, Riſſe und Löcher bemerkte er nicht; Eſſen und Trinken war ihm wirklich nur ein gemeines Bedürfniß, das ſich mit jedem erſten beſten leicht befriedigte; hiebei im höchſten Grade kurzſichtig, ungeſchickt mit allen ſeinen Gliedern bis zur Unbrauchbarkeit, blöde und ſtockend im Geſpräch — was blieb dem armen Jungen übrig, für den die Sinnenwelt keinen Reiz, kein Vergnügen, keine Zerſtreuung, ja kaum einen Gegenſtand bot, als auf ſein Inneres beſchränkt in dieſem einen geiſtigen Erſatz für ſo viel Entbehrungen zu finden? Er war immer fleißig, weil er ſonſt wirklich nichts ſein konnte, und beſaß in den alten Sprachen große Geläufigkeit. Das Griechiſche hatte ihn auf den Platon geführt, und ſeit er dieſen gefunden, ſaß er nun und ſtudirte ihn unabläſſig, beſonders die Bücher vom Staat, deren Ideen er ganz in ſich aufnahm und verarbeitete. Es gereicht dem würdigen Gurlitt zur Ehre, und zeugt von dem beſſern Geiſte, der unter ſeiner Leitung die hamburgiſche ſtudirende Jugend beſeelte, daß David Mendel, bei ſolchem Aeußern und ſolcher Eigenheit, und dazu ein Jude, zwar hin und wieder zu Bemerkungen und Scherzen Anlaß gab, auch wohl manche Neckereien erfuhr, aber niemals böſen Muthwill oder kränkende Anſpielungen zu ertragen hatte, ſondern im Gegentheil wegen ſeines Wiſſens und Eifer wahrhaft geachtet wurde, worin die angeſehenſten und gerade nach außen ſtattlichſten Mitſchüler, wie Sieveking, das Beiſpiel gaben. Sein philoſophiſcher Eifer verband ſich leicht mit unſerm poetiſchen, beide waren in ihrer Unreife einander

ähnlich genug. Er zog uns in ſeine Platoniſchen Kreiſe hinein, und wir gewannen wenigſtens an Kenntniß und Uebung des Griechiſchen, ſo wenig ihm ſelbſt an der Sprache als ſolcher etwas gelegen war; dafür brachten wir ihm manchen Funken und Strahl aus der neueren Litteratur zu. Für den griechiſchen Staat, für die griechiſchen Religionsvorſtellungen, überhaupt für das griechiſche Leben, war er leidenſchaftlich eingenommen, eben ſo für die franzöſiſche Freiheit und Gleichheit, von deren Erſcheinungen er genug wußte, um ſich als erklärten Anhänger der Girondiſten zu bekennen, welche mit Geiſt und Tugend eine Republick gewollt und für ihre Idee größtentheils das Leben geopfert hatten. Das Chriſtenthum verachtete er tief, als eine Religion demüthiger und knechtiſcher Geſinnung, die er auch an den Pſalmen zu tadeln fand, deren Erhabenheit er nicht zugeſtehen wollte, ſo ſehr auch Gurlitt ſie in's Licht zu ſtellen und mit den Pindariſchen Geſängen zu vergleichen ſich bemühte. Dergleichen Beſonderheit erregte Kopfſchütteln, wie auch die ungemeine Liebe zum Platon zwar nachgeſehen, aber doch als Schwärmerei mißbilligt wurde; ſie dauerte jedoch beharrlich fort, und ſchloß nach und nach auch andre Philoſophen, beſonders die Pythagoräer, mit ein, von den Neuern Spinoza und Fichte. Niemals vielleicht war mehr ſpekulativer Drang bei weniger ſpekulativem Talent, denn im Grunde, wie die Folge gezeigt, mangelte dies ganz, und der heftige Trieb, welcher ein geiſtiges Bedürfniß befriedigen mußte, konnte ſich gleich andern mit irgend was für Stoffen abfinden, die ſchon genügten, wenn nur für Gefühl und Geiſt eine gehörig würzhafte und berauſchende Nahrung damit angeordnet war.

Unſer poetiſches Treiben blieb nicht hintangeſetzt. Ein dritter Jahrgang des Grünen ſollte erſcheinen, und die Beiträge kamen von allen Seiten reichlich; wir ſandten aus Hamburg außer den unſrigen auch von Reinhold und von meiner Schweſter mehrere, in Berlin wurden ihrer ein paar von Bernhardi, ſehr vorzügliche von Fouqué, unter dem Namen Pellegrin uns ſchon bekannt und geehrt, und ſelbſt von deſſen Gattin auch einige erlangt. Die Rezenſionen hatten alſo weder uns abgeſchreckt, noch Andere gegen uns

verſchüchtert; im litterariſchen Kreiſe ſtanden wir nur günſtiger, aber vom Publikum freilich noch immer ſehr fern, ſo daß der Verleger nicht ſonderliche Bereitwilligkeit zeigte.

Inzwiſchen waren die Ferien herangekommen, und wenn auch unſer Fleiß darin keine Unterbrechung erleiden ſollte, ſo entbehrte derſelbe doch der gelehrten Leitung und Anregung. In dieſer Zeit ſahen wir oft ſehnſüchtig nach Berlin, wo auch Fanny Hertz grade zum Beſuch war. Im ſüdlichen Deutſchland entzündete ſich ein gewaltiger Krieg zwiſchen Franzoſen und Oeſterreichern, auch in unſeren Gegenden waren kriegeriſche Andeutungen und Gerüchte, und auf Preußens Entſchließung harrte man in größter Spannung. Da kam unerwartet die Nachricht, das Regiment, in welchem Chamiſſo ſtand, habe Marſchbefehl und werde an einem beſtimmten Tage in's Feld rücken; wir konnten den Freund, wenn wir ſogleich reiſten, noch eben zum Abſchied umarmen. Dies berechnen, unſre Bündel packen und den Poſtwagen beſteigen, war Sache weniger Augenblicke. Wir kamen im ſchönſten Herbſtwetter dort an, ich einen Tag ſpäter als Neumann, denn ein Abentheuer, das ich mir zugezogen hatte, zwang mich den Umweg mit Extrapoſtpferden über Potsdam zu machen, und eine junge, hübſche Frau von Wartenberg dort bei ihrem Gatten, der Offizier in des Königs Regiment war, abzuliefern, und ſelber für den Reſt der Nacht bei ihm Quartier zu nehmen; eine ſeltſame Geſchichte, die zu erzählen ohne große Weitläuftigkeit gar nicht gelingen und auch dann noch vielleicht nur mißverſtändlich gerathen würde. Wir kehrten bei Chamiſſo ein, wo wir durch andre Gäſte das Zimmer zwar ſchon beengt, aber doch Raum genug für uns fanden. Ein Kandidat von der franzöſiſchen Kolonie, Franceſon, kam Abends und nahm ſeine Herberge bei Chamiſſo auf einem Strohlager, und Profeſſor Bourguet, ein nicht ungeſchickter Chemiker, aber durch Unordnung und Schulden verdorben, war ſchon zufrieden, auf einem Schemel in die Ecke gedrückt die Nächte ſitzend durchzubringen. Den Tag über war niemand zu Hauſe, mit der Dunkelheit aber bevölkerte ſich der Raum mehr und mehr mit uns ſeltſamen Nachtvögeln. Von dem Ausmarſche war es noch ſtill, und

wir durften einigen Wochen ungeſtörten Zuſammenſeins glücklich entgegenſehen. Wir eilten zu Madame Cohen, wo wir noch alles im vorigen Gange fanden, zu Eberty, Bernhardi, Fichte, der von Erlangen in Berlin zurückgekehrt war, zu den andern Freunden und Freundinnen, und des Wiederanknüpfens, Austauſchens, Berichtens und Verabredens gab es die Fülle. Eberty hatte mich mit befangener Freude aufgenommen, eine noch größere Befangenheit mußte ich bei Fanny Hertz wahrnehmen, ſie konnte einen ſtörenden Affekt nur ſchlecht verbergen, und ſchmerzliche Wogen bedrohten jeden Augenblick ihre Faſſung. Peinlich verzögerte ſich die Gelegenheit ſie allein zu ſprechen, aber mit dieſer trat auch der völlige Aufſchluß ein. Durch ihr vielfaches Bitten hatte Eberty ſich bewegen laſſen, ihr meine Briefe zu leſen zu geben, und wenn dies von ihm in jedem Betracht eine große Unvorſichtigkeit war, wegen deren er ſich kaum rechtfertigen konnte, ſo rief ein beſondrer Umſtand noch gar den Verdacht gegen ihn hervor, daß er mit Abſicht eine Treuloſigkeit begangen habe. Nämlich unter den Briefen war einer, der von Fanny's Weſen mit einigem Mißmuthe ſprach, und ſie überhaupt als nicht vergleichbar mit beſtimmten andern Perſonen bezeichnete; dieſer Brief war in keiner Art der erſte einer Reihe, gleichwohl lag er aus der Mitte herausgehoben allen früheren voran, und es ſchien die Abſicht, daß gleich zuerſt auf ihn der Blick fallen ſollte. Dies war auch geſchehen, die Freundin, von dem unerwarteten grellen Bilde, das Freundeshand von ihr gezeichnet, im Innerſten verletzt, würde bald nachher ganz andre Schilderungen gefunden haben; aber ſie vermochte gar nicht weiter zu leſen, ſondern überließ ſich dem vollen Schmerze der kränkendſten Verkennung. Betreten über die Größe dieſes Eindrucks mußte Eberty noch überdies gewahren, daß er auch für ſich ſelbſt damit keinen günſtigen, wie er vielleicht gehofft, bereitet habe. In dieſe Verwirrung traf meine Ankunft, und eiligſt ſuchte Eberty durch abgedrungene Verſprechungen Fanny's ſich das tiefſte Geheimniß zu ſichern. Allein ſie vermochte weder ihre Gemüthsbewegung in meiner Gegenwart zu bemeiſtern, noch mir, als wir allein waren, die Urſache zu verhehlen. Da

war es denn ein Leichtes, durch die bloße Hinweiſung auf das Datum des Briefes, ſo wie auf den Zuſammenhang mit ſo vielen folgenden, die ganze Sache in ihr gehöriges Licht zu ſtellen, jede Anklage zu vernichten und ein volles freudiges Vertrauen zurückzurufen. Die Verpflichtung des Schweigens war aber nun auf mich übergegangen, und ich durfte gegen Eberty nichts erwähnen, der auch ſeinerſeits jedes anklingende Wort ſorgfältig vermied, und nur in Wunder und Staunen blieb, an der Stelle der noch eben tief getrübten und zwieſpaltigen Empfindungen ſo ſchnell wieder die freundlichſt einverſtandenen zu ſehen. Eberty's Benehmen, das ich mir nur als einen eitlen Verrath zu deuten wußte, als einen ſchwächlichen Reiz zu irgend einem Handeln in unerlaubtem Stoffe, verdroß mich tief; es war das erſtemal, daß ich von einem Freunde dergleichen erfuhr, und ich hatte Mühe, mich wieder in Gleichmuth gegen ihn zu ſetzen, beſonders da er die Sache auch in der Folge nicht freiwillig eingeſtand, ſondern in kleinlichen Wendungen blieb, denen ich zuletzt allen Rückhalt abſchnitt.

Dieſe Störung war kaum verwunden, als ein politiſches Ereigniß ganz Berlin und auch unſre Kreiſe heftig erſchütterte. Eine franzöſiſche Truppenmacht, eilig aus dem nordweſtlichen Deutſchland zu dem großen Heere Napoleon's gegen die Donau hinanziehend, hatte in Franken den kürzeſten Weg unangefragt über das preußiſche Gebiet genommen und durch dieſe Verletzung einen allgemeinen Schrei des Unwillens und der Rache in Preußen aufgeregt. Was bis dahin noch zweifelhaft geſchienen, daß Preußen an dem Kriege gegen Frankreich Theil nehmen würde, mußte jetzt als ausgemacht gelten. In Berlin ſchrie alles laut von verletzter Nationalehre, von blutiger Vergeltung, und von kriegeriſchen Machtgeboten, welche dem unfehlbaren und raſchen Siege folgen müßten. Die bisher langſamen Rüſtungen und Bewegungen wurden jetzt kräftig beſchleunigt, die Truppen zogen ſich zuſammen, Chamiſſo mußte jeden Augenblick gewärtig ſein, daß auch ſein Regiment Berlin zu verlaſſen hätte. Unſer ſchwacher Antheil an dem politiſchen Treiben hatte ſich bisher ſchon immer auf der Gegenſeite Napoleon's gehalten, auch für Preußen fühlten

wir einige Zuneigung, und das geſammte Deutſchland ließ uns auch nicht gleichgültig. Allein zu einem wahren politiſchen Eifer, der ſich ausſchließlich und den ganzen Tag mit politiſchen Nachrichten und Verknüpfungen beſchäftigen mag, hatten wir es noch lange nicht gebracht, das allgemeine und einzige Geſpräch von Krieg und Staat langweilte uns, und wir ſuchten vergebens unſre ſchönen Stimmungen und Geſellſchaften wiederzufinden, die wir uns auf dieſem geweihten Boden zu erneuern gehofft. Für Begeiſterung und Empfindſamkeit war keine Stätte, alles drängte zerſtreut und geſtört in's Weite. Chamiſſo ſollte uns auf ungewiſſe Zeit und zu unſicherem Geſchick entzogen werden, ſeine Studien waren aufgehoben, die Poeſie trat in den Hintergrund. Kaum daß wir bei Madame Sander ein paar litterariſche Abende hatten, wo unter andern das Kreuz an der Oſtſee von Zacharias Werner zur Vorleſung kam, uns aber wenig Geſchmack abgewann. Hier ſah ich auch den Profeſſor Darbes wieder, der ſeine Laune und Zutraulichkeit unverändert erhielt. Den ſchwediſchen Geſchäftsträger und nachherigen Geſandten Guſtav von Brinckmann, der dieſen Kreis oft beſuchte, ließ mich der Zufall ſtets verſäumen, und ich habe nachher niemals Gelegenheit gehabt ihn zu ſehen; ſeine Gedichte reizten uns nicht, doch mußten wir ihm große Kunſtfertigkeit im Versbau zugeſtehen. Dagegen ſah ich den Dichter des Lacrimas, Wilhelm von Schütz, den ich ſchon früher perſönlich gekannt, jetzt in freundſchaftlicher Annäherung wieder; hier fanden ſich denn freilich alle Arten und Unarten der Schlegel'ſchen Schule zuſammengedrängt!

Fanny Hertz war inzwiſchen nach Hamburg ſchon zurückgekehrt, Chamiſſo's Abmarſch aber verzögerte ſich auf's neue ganz unbeſtimmt, und wir unſrerſeits durften nicht länger ſäumen, unſre abgebrochenen Studien wieder aufzunehmen. Wir gelangten wohlbehalten heim, und ſchickten uns ſogleich zu neuem Fleiß an.

Wir laſen ungefähr dieſelben Autoren in der Klaſſe weiter, griffen aber auch nach eigner Luſt und Wahl noch dies und jenes an, was außerhalb des vorgezeichneten Weges lag. Ich überſetzte z. B. die Epigramme Platon's und noch

viele andre aus der griechiſchen Anthologie, wobei das Metriſche nicht immer leicht, oft gar nicht zu überwinden war. Auch einzelne Erzählungen des Herodotos verſuchte ich deutſch wiederzugeben. Eine Ueberſetzung in Jamben von Racine's Britannicus gedieh nicht über den erſten Akt, der in Feßler's Eunomia gedruckt wurde. Es geſchah immer viel, und wurde auch viel gewonnen, die Fortſchritte waren fühlbar und wurden ſtets gelobt; aber dennoch, ſei es, daß wir unruhiger geworden waren, und ſchon zu ſehr nach der Univerſität hinausblickten, oder daß die Stufe ſelbſt, auf der wir uns befanden, weniger heitre Befriedigung gewähren konnte, genug, in ſolchen Strom und in ſolches Glück des Fleißes, wie in der Mitte des verfloſſenen Sommers geweſen war, konnten wir nicht wieder hineinkommen, und zu dem abgeſchloſſenen Ringe jener Tage wollte mit aller Arbeit kein ähnlicher ſich ſchmieden laſſen, wenn auch jetzt wie ſpäterhin die gute Anwendung und der gute Ertrag der Zeit uns im Einzelnen gar nicht mangelte.

Wir waren kaum eine Weile in Hamburg zurück, als der hingehaltene Ausmarſch der Truppen von Berlin nun dennoch unerwartet erfolgte und ein lebhafter Briefwechſel mit Chamiſſo unſre Theilnahme ſtärker auf die Truppenbewegungen und die Kriegesereigniſſe hinzog. Die Siege Napoleon's erſchreckten uns, aber die Wünſche für die Gegenſeite wurden auch leicht irre, und wenn wir uns die tapfern franzöſiſchen Soldaten einen Augenblick wieder als die Kämpfer der Freiheit denken durften, wandten wir ihnen gern unſer Wohlgefallen zu. Das zweifelhafte Benehmen Preußens hielt uns eine Weile geſpannt, ging aber bald aus dem kriegeriſchen Drohen in friedliche Ausgleichungen über. Die Truppen jedoch kehrten nicht ſofort in ihre Standorte zurück, und anſtatt nach Berlin ſah Chamiſſo am Ende der mancherlei Herumzüge ſich zur Beſetzung der eingetauſchten hannover'ſchen Lande mitbeſtimmt, wo ſein Regiment in die Feſtung Hameln zu ſtehen kam. Seine Entfernung ließ in Berlin den Muſenalmanach verwaiſt, der in einzelnen Bogen langſam aus der Druckerei ſchlich, in Eberty den verderblichſten Korrektor fand, und ſpät nach Neujahr als eine wahre

Muſterkarte der gräulichſten Druckfehler völlig todt zur Welt kam. Für dieſes Mißgeſchick, das um ſo ſchmerzlicher war, als die Sammlung diesmal beſonders verſprechend dünkte, mußte uns ein litterariſcher Streifzug einigermaßen tröſten, den wir gegen Garlieb Merkel unternahmen. Berlin hatte uns das Treiben dieſes Kritikers im widrigſten Eindruck aufgefriſcht, einige gedruckte Stellen über ihn von Jean Paul Richter, von Schlegel und Andern, lagen zum erneuten Gebrauche fertig, handſchriftliche Scherze und Bitterkeiten fanden ſich dazu, und alles zuſammen ließen wir als Testimonia auctorum de Merkelio der eben angekündigten Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Schriften empfehlend vorauslaufen. Das Büchlein, mit einer Fratze geziert, ſauber gedruckt und geheftet, machte Glück, wurde uns obenein gut bezahlt, und verband uns neue Genoſſen und Freunde. Wir hatten jedoch unſre Namen diesmal zurückgehalten, und auch die Theilnahme Bernhardi's ſorgfältig verſchweigen müſſen; das Geheimniß war um ſo rathſamer, als Merkel eben in höhere Gunſt gekommen war, und im Auftrag der Staatsbehörde mit Johannes von Müller vereint eine politiſche Zeitſchrift herausgeben ſollte, eine Zuſammenkuppelung, die nicht ungeſchickter und ſchmähliger auszudenken war, denn Müller's geehrter Namen war durch Merkel's verachteten mehr als aufgewogen.

Einige litterariſche Erſcheinungen regten unſern ſtärkſten Antheil auf. Des Knaben Wunderhorn von Clemens Brentano und L. A. von Arnim veranlaßte mich zu einer empfehlenden Anzeige, welche den doppelten Erfolg hatte, die freundliche Aufmerkſamkeit der beiden Herausgeber und den ſchnöden Unwillen Merkel's zu erregen. Die ſchwungvolle Ergießung Arnim's über Volkslieder begeiſterte mich zu einem Sonett, das ich ihm zuſandte, und dann fünfundzwanzig Jahre ſpäter unter werthen Andenken von ihm aufbewahrt wiederſah. Auch ſeine frühſten dichteriſchen Sachen, Hollin's Liebeleben und Ariel's Offenbarungen, laſen wir mit großem Eifer. Fichte's Vorleſungen über das Weſen des Gelehrten und Schleiermacher's Weihnachtsfeier hielten uns tief in die Nächte hinein munter. Ueberhaupt betrieben wir alles ge-

ſellig, und da ſo viele Gegenſtände auf uns eindrangen, für welche wir eine dialektiſche Behandlungsweiſe ſtets bereit hatten, ſo waren unſre Erörterungen und Streitigkeiten oft ſehr lebhaft. Eines beſondern Falles, wo die Hitze des Streites ſo weit ging, daß er darüber in Gewaltthätigkeit häßlich zerplatzte, muß ich zu meiner noch heutigen verdienten Beſchämung gedenken. Neumann und ich hatten in die Nacht hinein langwierig disputirt und legten uns endlich nieder, aber der Streit dauerte auch aus den Betten noch fort, und ganz überwacht und ruhbedürftig hörten wir nicht auf, uns mit ſtets erneuten Beweisführungen wechſelſeitig zu reizen. Bis hieher trugen wir gleich, wir hatten in Hitze und Aerger uns die ſchlechteſten Gründe wie die beſten an den Kopf geworfen, aber weiß der Himmel, was für ein Wurf ſolcher Art mich eben auf das empfindlichſte getroffen hatte, ich gerieth in Wuth, ſprang aus dem Bette zu dem Gegner hin, und indem ich über ihn hingebogen ihm beide Arme faßte, verlangte ich heftig, er ſolle ſich für überwunden bekennen! Derſelbe Moment aber kühlte mich ab, Neumann hatte kaum verwundert mich anrufen können, als mich der Unſinn und die Lächerlichkeit meines Beginnens durchzuckte und verwirrte; meine Beſchämung war vollſtändig, mich dem Freunde zum Verlachen preiszugeben ſchlug nicht an, er war zu ernſtlich gekränkt, ich mußte ihn lange um Verzeihung bitten, und konnte das widerwärtigſte Gefühl erſt nach noch langem Wachen im ermüdeten Bewußtſein verwinden.

Der Winter brachte mir wie gewöhnlich mancherlei Unwohlſein, beſonders war mir die rauhe Morgenluft ſchädlich, und ich mußte die Frühſtunden mehr und mehr verſäumen. Die Schulſtudien geriethen mir dadurch in mißbehagliche Störung, allein gleichzeitig mußt' ich auch von andrer Seite mich ihnen allmählig entrückt fühlen. Wir hatten das Nachzuholende in der Hauptſache wirklich nachgeholt, unſre Lebensjahre widerſprachen dem längern Verharren in einem Verhältniſſe, das für uns nur richtig ſein konnte, ſo lange es durchaus nothwendig war, und Gurlitt ſelbſt fand, daß wir genug vorbereitet ſeien, und das etwa noch Wünſchenswerthe aus dieſer Sphäre auch in der höheren nicht verabſäumen

würden. Für David Mendel war ohnehin der Abgang vom Gymnaſium ſchon feſtgeſetzt, und ſo beſchloſſen auch wir, zum Frühjahr 1806 die Univerſität Halle zu beziehen und wo möglich unſern Freund mit dahin zu entführen. Der Leibmedicus Stieglitz in Hannover, der dem Mendel'ſchen Hauſe ehemals in Göttingen große Verbindlichkeit ſchuldig geworden, und aus Dankbarkeit jetzt den Sohn deſſelben ſtudiren ließ, hatte zwar wie natürlich Göttingen zur Univerſität für ihn beſtimmt, allein wir glaubten dieſe Bedingung nicht unabänderlich. Vorher war jedoch eine andre zu erfüllen, von welcher der Gönner ſchlechterdings nicht ablaſſen wollte; ſein Schützling ſollte nämlich nicht als Jude auf die Univerſität gehen, und dieſer, ungeachtet alles Widerwillens gegen das Chriſtenthum, mußte ſich die Taufe gefallen laſſen, zu der auch ſchon alles ohne ſein Zuthun eingeleitet war. Neumann gab ihm, ſeinen Muth anzufriſchen, eine Schrift von Jakob Böhm über die Taufe zu leſen, und hier zum erſtenmale ſah er das Chriſtenthum von einer hohen geiſtigen Seite gefaßt und fühlte ſich davon angezogen. Der wackre Prediger Boſſau ertheilte ihm den eigentlichen Unterricht mit verſtändigem Sinn, hielt eine würdige Rede, und vollzog dann die Taufhandlung, bei welcher nur Gurlitt, Neumann und ich Zeugen waren; der neue Chriſt hieß nun Joh. Aug. Wilhelm Neander, und unter dieſem Namen iſt er mit großen Ehren bekannt geworden.

Wir ſetzten unſre Abreiſe zum Ende des März an, und ſuchten uns den vielfach ſchmerzlichen Abſchied durch allmählige Gewöhnung der Gedanken zu erleichtern. Auch von Gurlitt und dem Gymnaſium zu ſcheiden that uns ſehr weh, die herrlichſten Seegenswünſche von Lehrern und Mitſchülern begleiteten uns. Reinhold wollte uns den letzten Tag durchaus noch zum Mittageſſen haben, wir konnten es nicht abwenden, hätten aber den freundlichen Mann zu guter Letzt beinahe noch ernſtlich böſe gemacht, weil wir über alle Gebühr auf uns warten ließen. Als wir endlich ſehr verſpätet eintraten, war in der That der Empfang etwas kühl, und die vorgewieſene Uhr ſprach unſre Schuld ganz beſtimmt aus, aber unſre Entſchuldigung trugen wir eben ſo klar an uns.

Wir hatten uns nämlich neue ſchwarze Röcke machen laſſen, und der Schneider ſie uns nur auf wiederholtes Schicken endlich gebracht, die Stunde war längſt vorüber, aber nun ging erſt der rechte Aufſchub an, wir probirten und probirten, und keiner konnte den Rock finden, der ihm gehörte, bis zuletzt ſich entdeckte, daß in der Beeilung die Aermel vertauſcht, die kleineren an meinen, die größeren an Neumann's Rock geſetzt waren, und da der Schneider die alten Röcke zu einer ſchleunigen Aenderung gleich wieder mit genommen hatte, ſo blieb uns keine weitere Wahl, wir mußten uns entſchließen, in dieſem Ungemach nur eilig aufzubrechen, um nicht gar erſt zum Abend anſtatt zum Mittag zu erſcheinen. Kaum hatten wir unſre Entſchuldigung vor Augen gebracht, als die Geſichter ſich ſogleich erheitern mußten, meine vorgereckten Armblößen und Neumann's pantaloniſche Aermelfülle waren ein ſo luſtiger Anblick, daß niemand des lauten Lachens ſich enthalten konnte, zu welchem jede Bewegung den Anlaß noch oft erneuerte, und ſo erwuchs aus der unmuthigen Anlage eine der fröhlichſten und angenehmſten Mahlzeiten, die auch noch für die Folge zur heiterſten Erinnerung blieb.

Mit dieſer Luſtbarkeit reiſten wir ab. Unſer Weg führte über Haarburg zuerſt nach Hannover, wo wir Neander bei Stieglitz abſetzten, und dann eilten wir nach Hameln, wo Chamiſſo unſres Beſuches harrte. Sehr groß war die Freude des Wiederſehens, wir tauſchten alles aus, was wir inzwiſchen erlebt, gelernt und geſonnen hatten, beſonders beſchäftigten uns die Plane für die nächſte Zukunft. Für Neumann und mich war die freudigſte Bahn eröffnet, mit Verdruß erblickte Chamiſſo ſeine Wege verworren und abgebrochen. Was konnte dieſer preußiſche Friedensdienſt ihm verſprechen, als nach durchquälten beſten Jahren eine traurige Verſorgung im Alter, wenn dies erſt wirklich erreicht wurde? Ein Krieg allerdings enthielt Möglichkeiten der Auszeichnung und des Glücks, aber ein Krieg war nur gegen die Franzoſen zu denken, und inſofern für unſern Freund, der alsdann ſeinen Landsleuten gegenüber ſtand, am wenigſten erfreulich; jetzt war aber auch die Ausſicht des Krieges verſchwunden, und an ſeiner Statt, wie bisher, höchſtens noch

ferneres Herumſchleppen zu erwarten. Das ſchlummernde Frankenthum in Chamiſſo war übrigens durch einen beſondern Umſtand hier mächtig erweckt. Die Franzoſen hatten, wie ganz Hannover, ſo auch Hameln den Preußen vertragsmäßig geräumt, und an letzterem Orte nur einige Kranke zurückgelaſſen, mit deren Obhut ein Offizier beauftragt war. Dieſer hieß Ponſard, war aus Burgund, diente von frühen Jahren an, hatte die Feldzüge Napoleon's mitgemacht, und zeigte bei lebhaftem Geiſt und beredter Offenheit nicht nur als Krieger, ſondern auch als Menſch eine edle und liebenswürdige Geſinnung. Mitten unter all den Preußen, die für ihn wenig Sinn und kaum guten Willen hatten, fand er den unvermutheten Landsmann als einzigen Troſt und ein näherer Umgang war ſchnell eingerichtet. Wir fanden das Verhältniß in voller Blüthe, und nahmen gleich daran Antheil, ſo daß Chamiſſo mit ihm und uns faſt immer zuſammen geſehen wurde, nicht ohne den Scheelblick einiger ſeiner Obern und Kammeraden, denen ſeine Abwendung nicht unbemerkt bleiben konnte. Ponſard ſtellte uns in ſeiner Perſon den franzöſiſchen Krieger von der beſten Seite dar, der Kaiſer Napoleon war ihm nur ein Ausdruck für das Vaterland, deſſen Siegesmacht noch immer nach außen die Freiheit ſchützte, welche der Geiſt des Krieges und Ruhms im Innern, wie nicht zu läugnen war, ſchon etwas überwältigt hatte. Seine Erzählung von früheren Feldzügen, beſonders von der jüngſten großen Schlacht bei Auſterlitz, wo er mitgefochten, ſeine freimüthigen Urtheile und Anſichten, alles nahm für ihn und das franzöſiſche Heerweſen ein, welches als ein Inbegriff der beſten Eigenſchaften der Nation erſchien, und im wachſenden Gebrauch für ſtrenge Zwecke eines gebietenden Oberhauptes die urſprünglichen Elemente jugendlicher Kraft und Begeiſterung noch nicht völlig eingebüßt hatte. Dagegen war auf unſrer Seite von dem, was am Kriegsdienſte reizend ſein konnte, wenig zu ſpüren, ſelbſt die Erinnerungen waren pedantiſch geworden, und der ſiebenjährige Krieg neben den neueſten Feldzügen wie ein alter Griesgram unter glänzenden Jünglingen, durch ſein Koſtum, ſeine Sprache und Manieren eine völlig vergangene Zeit

darstellend. Chamisso fühlte sich von dieser Seite des deutschen Lebens, wo seine Landsleute so sehr im Vorzug erschienen, nur um so heftiger nach derjenigen gedrängt, wo die Deutschen so mächtig überragten, nach der Seite der Wissenschaft und der Geistesbildung. Eines Abends, da er den Wachtdienst an einem der Thore hatte und wir spät im Mondschein auf den Wällen und Brücken mit ihm hin und her wandelten, kam sein kämpfendes Wollen zum festen Entschluß, und auf der Stelle weihte er gleichsam sich mit uns zum hallischen Studenten ein, denn er wollte gleich nach unsrer Wegreise seinen Abschied fordern und uns dann unverzüglich folgen, um ordentliche Studien zu treiben, wozu die Steigerung seiner bisher aus der Heimath bezogenen Hülfsmittel für einige Jahre zu hoffen war.

In Hameln, wo wir ein paar Wochen in fröhlicher Lässigkeit angenehm verlebten, machten wir noch eine Bekanntschaft, die uns recht erinnern konnte, daß wir in Deutschland waren, wo jeder kleinste Ort und Winkel irgend einen tüchtigen und eigenthümlichen Antheil an der allgemeinen Bildung zu hegen pflegt, und die Edlen jetzt noch eben so vereinzelt und mannigfach in den verschiedensten Amts- und Lebensverhältnissen über das ganze Land verbreitet sind, wie ehemals in Burgen und Schlössern. Zu geschweigen, daß in Hameln der Apothekar Westrumb wohnte, der als Chemiker weit und breit berühmt war, so fand sich daselbst unvermuthet auch in dem wenig genannten Stadtschulzen ein Mann, dem unsre Zuneigung und Achtung sich eifrig anschloß. Er hieß Avenarius, war gründlich gelehrt und ein Freund seltner Bücher, deren er während eines langen Lebens eine hübsche Anzahl gesammelt hatte; er suchte auch in der neuesten Litteratur nicht ganz zurückzubleiben, und bei dem Namen Goethe verklärten sich seine Züge in freudigem Stolz. Er war nämlich ein Studiengenosse desselben aus jenem frühen Universitätsleben in Leipzig, dessen Andenken ein köstliches Stammbuchblatt von Goethe, so wie dessen scherzhafte Verse auf den Kuchenbäcker Hendel, von denen wir die erste Kenntniß damals in Hameln empfingen, und ähnliche Zeugnisse und Erinnerungen, von Gellert, Zachariä und Andern,

lebendig hervorriefen. Er muß in ſeinen Jugendjahren ſehr aufgeweckten und ſchwunghaften Geiſtes geweſen ſein, Johann Georg Jacobi rühmte ſich ſeines vertrauten Umgangs mit Begeiſterung. Dem wackern Manne ſollte aber auch ſeinerſeits eine angenehme Ueberraſchung zu Theil werden, denn indem es ihn ſchon ſehr freute, ſeine Schätze von jungen Leuten unverhofft ſo gewürdigt zu ſehen, hatte er noch die ſeltenere Merkwürdigkeit zu erfahren, daß ſogar die von ihm ſelbſt faſt vergeſſenen Spiele ſeiner Jugend auch jetzt noch von Jüngern gekannt ſeien, denn ich ſagte ihm, ich beſäße aus dem Jahre 1771 ein Schriftchen, betitelt: Aelurias, epos jocosum, eine Ueberſetzung von Zachariä's Murner, in lateiniſchen Verſen von Avenarius, und ich könne nicht zweifeln, daß er dieſer Autor ſei, welches denn auch eingeſtanden werden mußte, und die gemeinſame Zufriedenheit nur vermehrte. Im Uebrigen war der wackre Mann, wie faſt alle hannöverſchen Beamten, ein treuer Anhänger ſeiner Regierung, und wehrte ſich gegen die eingedrungene preußiſche Macht ſoviel ſeine ſchwache Stellung es erlaubte. Gegen uns brauchte er ſeine Meinung nicht zu verbergen, und wir ſchätzten ihn nur um ſo mehr.

In dieſer Zeit glaubte das preußiſche Militair ſich zum größten Unwillen berechtigt, daß man ihm die Thaten und Ehren, zu deren Gewinn das Heer ſo zuverſichtlich ausgerückt war, nicht gegönnt, ſondern den Krieg durch Unterhandlungen und Verträge abgewendet hatte. Aeußerungen des bitterſten Haſſes trafen die Männer, welche man für die Urheber dieſer Wendung hielt; eifrige Theilnahme dagegen bezeigte man für diejenigen, welche der ſogenannten Kriegsparthei zugerechnet wurden. Ich erfuhr dieſe Wirkung an mir ſelbſt durch ein Mißverſtändniß, das zwar nur einen Augenblick, aber grade lange genug dauerte, um mich einen durchdringenden Zug dieſer Verhältniſſe empfinden zu laſſen. Das Gerücht verkündete, der Staatsminiſter Freiherr von Hardenberg habe aus Empörung über den Sieg ſeines franzöſiſch geſinnten Kollegen Haugwitz allem Antheil an den Staatsgeſchäften entſagt, und ſei eben hier in der Nähe auf einem Gute angekommen, um die Zeit der Trauer und Schmach

hier zurückgezogen zu verleben. Wir hatten mit Chamiſſo grade das Fort St. George beſtiegen, und da er uns einem Oberſten daſelbſt vorſtellte, verſtand dieſer anſtatt meines Namens den Namen Hardenberg, da ihm denn die Ankunft des Miniſters beſtätigt und ich ihm als ein Sohn deſſelben erſcheinen konnte. Augenblicklich bezeigte er die dringendſte Beeiferung, die befliſſendſte Achtſamkeit, welche ſichtbar grade dieſem Namen gelten ſollte; natürlich war die Aufklärung ſchnell zur Hand, nicht ganz ſo ſchnell jedoch als es ohne Chamiſſo's Deutſchfranzöſiſch möglich geweſen wäre, und nun ſank alles ohne Säumen wieder in das rechte Geleiſe, oder ſogar unter daſſelbe. Mir aber wuchs dagegen im Innern das zornigſte Gefühl, daß ich zwar einem Herrn von Hardenberg in vieler Hinſicht gar wohl nachſtehen könne, aber durch nichts erinnert ſein wollte, daß ich in irgend einer Beziehung nothwendig weniger gelten müſſe. Um dieſer entſchloſſenen Empfindung willen, deren ich mich noch freue, und als ein auffallendes Zeichen der zwiefachen Tagesgeſinnung, die ſich hier begegnete, iſt mir der ſonſt völlig unbedeutende Vorgang merkwürdig geblieben, und ſo möge er auch hier ſeine Stelle haben.

Wir verließen Hameln unter treulichſten Verſprechungen und Hoffnungen eines baldigen Wiederſehens in Halle, auch mit Ponſard ſchüttelten wir herzlich die Hände und gelobten uns gegenſeitig wirkſame Freundſchaft, wie und wo wir uns auch in der Welt wiederfänden. Wir fuhren nach Hannover, um Neander noch zu ſehen, in deſſen Ausſichten aber durch unſre Ankunft eine plötzliche Veränderung eintrat. Der Leibarzt Stieglitz meinte, ſo gern er es ſonſt zugäbe, daß Neander mit uns nach Halle ginge, ſo müſſe er doch für das Studium der Rechte Göttingen vorziehen, ein anderes würde es freilich ſein, wenn von Theologie die Rede wäre, da möchte Halle den Preis verdienen. Dies faßte Neander auf und erklärte mit Entſchloſſenheit, ſo wolle er denn lieber Theologie ſtudiren! Stieglitz war nicht wenig verwundert, fand aber bei ſolcher Miſchung von düſtrem Starrſinn und leichter Wandlung in dem jungen Manne faſt gleichgültig, welche Fakultät er wählte, da er in jeder doch nur ſein

Weſen fortſetzen würde, und dies ſchien in der Theologie noch am leichteſten zu betten. Er willigte daher in den Wechſel des Studiums und des Orts, wobei er wenigſtens den Vortheil ſah, daß ſein unbeholfner Schützling mit fürſorgenden Freunden bliebe. Neander kam triumphirend uns ſeine Glückswendung zu verkündigen, die Marſeiller Freiheitshymne anſtimmend trat er zu uns herein, wirklich berauſcht von dem Erfolg, den er nicht mehr gehofft hatte. Wenn man in ſeinem künftigen Leben das Chriſtenthum und die Theologie als beſtimmende Richtung und eigentlichen Gehalt ſeines Weſens unſtreitig anzuerkennen hat, ſo muß man dem Erzählten zufolge dabei doch geſtehen, daß er zu beidem auf eine ſehr zufällige Weiſe und mittelſt ganz äußerlicher Beſtimmungsgründe gekommen iſt. Einen der ſeltſamſten Gegenſätze bildete Neander in dieſer Zeit auch mit ſeinem leiblichen Vater, der von Göttingen gekommen war, um ſeinen Sohn nach vielen Jahren der Trennung wiederzuſehen. Herr Mendel Gumprecht war auf der Univerſität ein betriebſamer Geſchäftsmann, gewandt und geprüft im Verkehr mit den Studenten, einen kleinen Scherz mit dem Vortheil gern in den Kauf nehmend; der lebeluſtige, ſinnliche Mann ſah mit Verwunderung die Sohnesart an, die aus ihm hervorgegangen war, faſt peinlich aber mußte für den Sohn die Nähe eines Vaters ſein, deſſen Aeußerungen eine ſonderliche Hochachtung weder zuließen noch ſelbſt verlangten. Es war eine Erleichterung für uns, dieſe widerſtreitenden Perſonen bald wieder auseinander ſcheiden zu ſehen.

Der kurze Aufenthalt in Hannover wurde mir auch noch durch das Wiederſehen eines Privatgelehrten, Namens Fricke, der mir ſchon in frühſter Zeit in Berlin einmal vorgekommen war, und jetzt als Hofmeiſter in einem angeſehenen Hauſe lebte, höchſt erfreulich; ich wüßte nicht, daß der Mann irgend etwas geſchrieben hätte, ſeine Perſönlichkeit aber zeigte die ſchönſte, ebenmäßige Durchdringung ſtrenger Kenntniß des griechiſchen Alterthums und freien Geiſtes der neueren Zeit. Seine ſtolze Haltung und gebildete Sicherheit machten ihn zu einer Goethiſchen Geſtalt; auch er wußte ſeinen Platon gut, aber in einer andern Richtung als Neander, deſſen Auf-

faſſungsweiſe und ganzes Weſen er als trüb und unſchön faſt mit Feindſchaft von ſich abwies. Ich habe ſpäter nie mehr von ihm gehört, ſeine Erſcheinung aber mußte ich ſtets unter die merkwürdigſten Beiſpiele rechnen, welch eigenthümliche und bedeutende Perſonen ungenannt und ſtill in unſres Vaterlandes unzähligen Lebenskreiſen leuchten und wirken.

Wir reiſ'ten nun zu Dreien mit dem Poſtwagen über Braunſchweig nach Halle. Da wir auch die Nächte durchreiſ'ten, und oft in dem noch rauhen Wetter auf unbedecktem Wagen, ſo hatten wir viel von Neander's Schwäche zu leiden, der zwar ein völliger Stoiker ſein wollte, jedes Ungemach und jede Entbehrung für nichts achtete, aber in der That auch nicht die geringſte ertragen konnte, ſondern jedem augenblicklichen Bedürfniſſe unwiderſtehlich anheimfiel, mit Gefahr zurückgelaſſen zu werden, oder ſchlaftrunken in die Räder zu fallen, ſo daß wir ihn unaufhörlich erinnern, halten und bewachen mußten. Weckten wir ihn bei nöthigen Anläſſen gewaltſam, oder mußten wir ihm die Befriedigung des Hungers oder Durſtes verzögern, ſo wurde er bittergrob, und wir ſahen wohl, daß wir uns ein großes Kind aufgebürdet hatten, deſſen verſäumte äußerliche Bildung uns noch viel zu ſchaffen machen würde.

Achter Abſchnitt.

Die Univerſität.

(Halle, 1806.)

In der erſten Tagesfrühe des 21. Aprils fuhren wir in Halle ein, Raſſeln und Stöße des Wagens auf dem holperigen Steinpflaſter entriſſen uns der Schlaftrunkenheit, und die alterthümliche noch in tiefer Ruhe liegende Stadt mit ihren ſtillen Straßen und Fenſtern ſprach uns Ermunterte geiſterhaft an. Ich fühlte das ganze Gewicht dieſes Augenblicks, der mich in ein neues Leben eingehen ließ, das ich längſt erſehnt und gehofft hatte, und in ſeiner Erfüllung faſt noch bezweifelte! Mir war zu Muth, als beträte ich ein Heiligthum, eine geweihte Stätte. Die Stille hatte etwas Ahndungsvolles und Schauerliches, ſie verhüllte ein unendliches Leben der Jugend und des Geiſtes, das mit der ſteigenden Sonne ſogleich neben allem Treiben der ſtädtiſchen Welt in tauſendfachen Regungen zu erwachen begann. Unſer Freund Loebell, der von Hamburg ſchon früher unſre Aufträge empfangen hatte, war ſchnell aufgefunden, und ein erſter Ausflug nach Wohnung, verſchaffte uns gleich die entzückendſte, außerhalb des Thores, in den ſogenannten Pulverweiden, dicht an der Saale, die hier einen ihrer rauſchenden Waſſerfälle bildete; unſre Fenſter zeigten uns üppige Wieſen, ſchöne Pappelreihen, dahinter die ſich erhebende Stadt, auf der andern Seite den gebogenen Lauf der Saale, Feld und

Wald jenſeits, und über die hohe Brücke hinaus die Felſenwände eines großen Steinbruchs. Mit welch ſeliger Befriedigung ſetzten wir uns hier feſt, mit welchen herrlichen Ausſichten auf den Vollgenuß des göttlichſten Studienlebens! Unſre Zimmer lagen in zweien Stockwerken, ſie waren nicht dreifach abzutheilen, und Einer von uns mußte Neander'n bei ſich aufnehmen; wir looſten, und er fiel mir zu, da wir denn in Stube und Kammer uns gemeinſchaftlich zu behelfen ſuchten. Von einem kärglichen Mittageſſen an einem Studententiſche, das unſrer Begeiſterung nicht ſtörend wurde, eilten wir in Stadt und Umgegend, vorläufig Kenntniß der Oertlichkeit zu nehmen, und für ſo viele bedeutende Namen und Beziehungen, die wir ſchon wußten, nun auch die wirklichen Gegenſtände zu erblicken. Beſonders beglückte uns Gibichenſtein mit ſeinen traulichen Ufern, hohen Felſen, alten Sagen und friſchen Erinnerungen, die ſich uns dort aus Koreff's Erzählungen anknüpften. Zum erſtenmal in einer Univerſitäts-Stadt von dem Anblicke des Studentenweſens getroffen, empfingen wir auch von dieſer Seite Reiz und Stoff der lebhafteſten Betrachtung; Benehmen, Tracht und Sprache der Jünglinge bezeugte ihre Freiheit, die denn doch durch eigne Satzungen und Regeln in vieler Art gezügelt und auch ſonſt durch Sitte, Dürftigkeit und Rückſichten genugſam wieder beſchränkt wurde, um nicht unleidlich zu erſcheinen. Die Mehrzahl der Burſchen zwar lebte in dem üblichen Herkommen, hatte ihre Fechtübungen und Zweikämpfe, ſo wie ihre Gelage und Heldenthaten im Breihahntrinken und Tabackrauchen, gönnte aber jedem, der ſich nicht zu ihnen halten mochte, und ihr Treiben nur nicht etwa ſonderbar finden wollte, — wie denn dieſer Ausdruck ſelbſt höchlich verpönt war — gern ſeinen eignen Weg, ſogar auf dem breiten Stein in der Mitte der Straßen, den man ſich unter einander ſchon leichter freigab, und nur den ſogenannten Philiſtern mit Eiferſucht beſtritt. Die Frequenz war ſehr groß, man rechnete gegen fünfzehnhundert Studirende, die ſich in verſchiedene Landsmannſchaften theilten, wiewohl auch eine nicht geringe Anzahl ſich wenig oder gar nicht an dieſe Vereine hielt. Wir blieben natürlich von ſolcher Theilnahme

fern, und konnten überhaupt uns nicht verhehlen, daß wir das eigentliche Studentengefühl doch nicht in uns hegten, daß wir in manchem Betracht die Univerſität, die vor uns lag, ſchon im Rücken hatten, und ſchon weiteren Verhältniſſen angehörten, die mit völliger Hingebung an die neue Lage kaum vereinbar waren.

Der Bezug dieſer Verhältniſſe erſchien mir in ſtarker Mahnung gleich bei dem Immatrikuliren, zu welchem wir uns bei dem Prorektor Maaß meldeten. Schon während der Reiſe hatte ich über die zukünftige Geſtalt meines Lebens ernſtlich nachgedacht, und wohl gefühlt, daß es Frevel wäre, ohne Rückſicht auf die gewöhnlichen Fügungen durchaus eine geniale Laufbahn anzuſprechen. Wollte ich einen freien Stand und eine gründliche Thätigkeit in der bürgerlichen Welt haben, dachte ich ſo viele Erwartungen und Wünſche, die mir zugewachſen waren, nicht völlig zu täuſchen, oder in ungemeſſene Ferne zu ſchieben, ſo mußte ich nothwendig die Arzneiwiſſenſchaft wieder pflegen, da die Philologie entweder nur handwerksmäßig dem Schulfache zuführte, oder für andre Stellung eine Meiſterſchaft erforderte, die wir uns keineswegs vermaßen ſo ſchnell — wenn irgend je — zu erwerben. Ich ließ mich daher als Befliſſenen der Medizin und Philologie einſchreiben, zur Verwunderung der Andern, die meines Sinnes noch nicht kundig waren, und indem ich mein Augenmerk fortan wieder auf jene Studien richtete, gab ich mir nur die beruhigende Friſt, noch wenigſtens das erſte halbe Jahr ungetheilt meiner freieſten Neigung zuzuwenden, welches auch um ſo leichter anging, als mir eine gewiſſe Stufe in der Kenntniß der Alten und in allgemeiner Geiſtesbildung unentbehrliches Bedürfniß war, und meine mediziniſchen Vorkenntniſſe mich über die ſchwierigſten Anfänge dieſes Stadiums weit hinwegſetzten.

Nach der Einſchreibung begaben wir uns zuvörderſt zum Geheimen Rath Wolf, an den uns Gurlitt und Nolte Empfehlungsſchreiben gegeben hatten, und meldeten uns zu ſeinen Vorleſungen; leider las er diesmal nicht über den Homer, noch ſonſt über einen alten Schriftſteller, doch waren

wir auf ſeine Geſchichte der alten Völker ſehr begierig. Friedrich Auguſt Wolf erſchien unter den Gelehrten wie ein König, umgeben von ſolchem geiſtigen Anſehn, von ſolcher Macht und Größe der Gegenwart. Seine hohe, behagliche Geſtalt, ſeine großartige Ruhe und alles wie durch Gebot leicht beherrſchende Thätigkeit gaben ihm den Glanz einer Würde, deren er nicht einmal zu bedürfen ſchien, denn er ſtellte ſich bereitwillig den Andern gleich, und liebte, nach Art eines Friedrich, auch ohne den Prunk ſeiner Macht, bloß als Menſch in freiem Witz, in Laune und Scherz, noch immer herrſcherlich zu wirken. Er beſaß alle Güter und Hülfsmittel der Pedanterie, aber alle hatte er durchgeiſtet, und ſchaltete frei mit ihnen, ſo daß er wie über ſeinem Wiſſen auch über allen ſeinen Wiſſensgenoſſen ſtand, und hinwieder durch ſein Wiſſen jedem andern Gelehrten eine beneidenswerthe Grundlage aller Geiſtesbildung zu ſchauen gab. Sein freundlicher Empfang, ſeine Fragen und Rathſchläge, ließen uns gleich die ſcharfgeiſtige Munterkeit empfinden, auf die man uns ſchon vorbereitet hatte; ſeine herzliche Achtung für Gurlitt that uns wohl, über Bernhardi und Nolte hatten wir auch nur Erwünſchtes zu vernehmen, und als wir uns nicht ohne Abſicht rühmten, von letzterem auch an Niemeyer empfohlen zu ſein, der uns längſt als Zielſcheibe der ſcharfen und neckenden Pfeile des fernhintreffenden Helden bekannt war, hatten wir uns des heiterſten Scherzes zu erfreuen, der höchſt anmuthig den Gegenſtand gleichſam durch die Finger gleiten ließ, ohne ihn halten zu wollen, noch geradezu wegzuwerfen. Späterhin fand ich bei Niemeyer denn doch einen wohlmeinenden Sinn, der an ſeiner Stelle viel Gutes gewirkt haben mag, aber freilich im Wiſſenſchaftlichen einer eitlen Mittelmäßigkeit fröhnte, die ſich auch im Geſelligen nicht verläugnen konnte, und mich ungeachtet der eifrigſten Einladungen nur abſchreckte, ihn und ſein Haus öfters zu beſuchen.

Durch Lea Mendelsſohn, war ich dem Kapellmeiſter Reichardt empfohlen, der in Gibichenſtein mit zahlreicher Familie ein eignes Haus bewohnte, und einen ſchönen Garten mit glücklichen Anlagen und Pflanzungen hügelauf erweiterte.

Kunſtübend und gaſtfrei, dabei litterariſch und nach Umſtänden politiſch vielthätig, mit Gelehrten und Vornehmen weit und breit verbunden oder bekannt, führte Reichardt in Halle gleichſam das Anſehn und Wort des gebildeten Weltmannes, und wenn auch ſeine vermittelnde oder beſchützende Vornehmheit heimlich einigen Spott erfuhr, ſo wurden ſie doch in offenbarer Weiſe nicht leicht ſtreitig gemacht. Selbſt die Studenten, von denen er in einer Zeitſchrift allzu leichtſinnig geſagt, ſie ſeien leider noch ſehr roh und ungeſittet, und die ihm deshalb kürzlich die Fenſter eingeworfen hatten, erkannten ſeine Ueberlegenheit mit lächelnder Billigung an, als er gleich darauf in derſelben Zeitſchrift unter Berufung auf das Vorgefallene ſeine frühere Aeußerung widerrief. Auch für mich und Neumann eröffnete ſich freundlich ſeine Gönnerſchaft, und er machte es zu einer Hauptſache, daß wir ſeinen Schwiegerſohn Steffens und deſſen und ſeinen Freund Schleiermacher, für welche wir unbegränzte Verehrung bezeigten, zuerſt bei ihm ſehen ſollten. Dies geſchah am nächſten Sonntage zu Mittag, und gerade in der reichen Umgebung weniger günſtig. Denn der heitre, jugendlich hübſche, von beredter Geiſtigkeit ſprudelnde Steffens ließ zwar unter keinen Umſtänden ſich in ſeiner Lebhaftigkeit ſtören, und war eine ſo liebenswürdige als geniale Erſcheinung; aber der unanſehnliche, in ſeinem Benehmen zurückhaltende, Gemüth und Begeiſterung faſt verläugnende und nur zuweilen kurz und ſcharf dazwiſchen redende Schleiermacher verſchwamm in der Geſellſchaft, die ihn mehr bedeckte als trug, und beide Freunde zeigten ſich in eingeübten Scherzen und übereinkömmlichen Redensarten dieſes Kreiſes mehr daheim und behaglich, als uns, die wir ſolchen Männern vor allem unſre Bewunderung und unſer Zutrauen anzubringen ſtrebten, lieb ſein konnte. Beſonders war Schleiermacher ganz wider unſre Erwartung, ohne daß dies jedoch der großen Verehrung, die wir für ihn hegten, Abbruch that, denn was er der Einbildungskraft nahm, erſetzte er durch klaren leuchtenden Verſtand. Die Frauen des Hauſes huldigten ihm ſehr, und man widerſprach ihm nicht leicht, welches Steffens ſchon eher leiden mußte, beſonders von Reichardt, der ſeine

Nächſten auch wohl in Dingen, worin ſie ihn überſahen, zu berichtigen liebte, und ſo auch ſeinen Schwiegerſohn, zu unſerm großen Aergerniſſe, zuweilen etwas zu hofmeiſtern verſuchte. Die Kapellmeiſterin war ſchweigſam, dem Anſcheine nach eine ſteife Fee, aber in Wahrheit ein hartnäckiges Familienhaupt, welches die ganze Verwandtſchaft und den Haushalt in gegebene Eigengehörigkeit ſtreng zuſammenhielt. Luiſe, die älteſte Tochter, von den Blattern mißhandelt und vom Schickſal, das ihr hinter einander zwei ausgezeichnete Bräutigame, Eſchen und Gareis, durch frühen Tod geraubt, hatte als Tonkünſtlerin Verdienſt und Ruf, übrigens aber, bei ſehr tüchtigen und werthvollen Eigenſchaften ein weichmüthig empfindelndes Reden und Benehmen, das dem Belächeln allzu leichtes Spiel gab. Die Profeſſorin Steffens ſtrahlte in geſunder Schönheit, ſie war an Huldigungen gewöhnt, erwartete ſie jederzeit, dankte nie dafür, und zeigte bei Gelegenheit einen ſtolzen und harten Karakter; hierin ſtimmte ihr eine jüngere ſchöne Schweſter, Friederike, merklich zu, was man indeß noch eher als jugendliche Schalkhaftigkeit auslegen mochte; eine jüngſte Tochter Sophie und ein Knabe Fritz, waren noch Kinder, der letztere jedoch ſchon merkwürdig verzogen und verhätſchelt. Die ganze Familie gebärdete ſich vornehm, ſang und muſizirte ausgezeichnet, und faſt im Uebermaße. Schleiermacher's Schweſter Nanny machte dazwiſchen eine ſtille, doch zuweilen auch auflachende, herrnhutiſche Erſcheinung, Wilhelmine Wolf die eines begabten und munteren Weltkindes; Karoline Wucherer ſtellte ein harmoniſch gebildetes Frauenzimmer von Gefühl und Verſtand, und von gediegenem Werthe dar, und einige ab- und zugehende Freundinnen, ſo wie auch mancherlei Herren, aus dem Kreiſe der Stadt und der Univerſität füllten die Statiſtenrollen dieſer Geſellſchaft zahlreich aus.

Schleiermacher und Steffens luden uns zu ihren Geſellſchaften ein, wozu jeder von ihnen einen beſtimmten Abend in der Woche auserſehen hatte. Wir kamen dadurch ſogleich in ein näheres Vernehmen mit dieſen Lehrern, denen uns anzuſchließen wir die entſchiedene Neigung auch in jeder Weiſe darlegten. Nicht an feſtgeſetzten Tagen, aber zuweilen, nach

Gunſt und Gelegenheit, lud uns auch Wolf zu ſich, und Haus und Garten von Reichardt ſtanden faſt jederzeit dem Beſuch eröffnet. Von allen dieſen Beziehungen hatte ſich gleich anfangs Neander hartnäckig zurückgehalten, und ſeine zum ſtarren Trotz gewordene Schüchternheit war durch kein Zureden zu überwinden. Er machte die nothdürftigen Beſuche bei den Profeſſoren, deren Vorleſungen er zu hören dachte, ließ ſich mit ein paar jungen Theologen, Budde und Strauß, bekannt werden, die hinter dem Sonderling einige bedeutende Eigenſchaften witterten, und ſaß übrigens immerfort bei ſeinen Büchern, indem weder Natur noch Geſelligkeit für ihn den geringſten Reiz hatten. Dieſe angehende Entfernung zwiſchen uns mußte aber gerade durch die große Nähe unſres Zuſammenlebens noch ſtärker hervorwachſen; die Unordnung, der Schmutz und die Zerſtreutheit des Stubengenoſſen wurden mit jedem Tage unerträglicher, ich konnte weder meine Papiere und Bücher, noch meine Wäſche und Kleider gehörig ſchützen; alles Geräthe des täglichen Gebrauchs war ohnehin Preis gegeben; wenn er Luſt bekam laut zu leſen, ließ er ſich durch keine Einwendung hindern; meinen Platz am Schreibtiſch, wenn er ihn beſetzt hatte, wollte er nicht räumen, ja ich fand ihn ſogar, anſtatt in ſeinem Bette in dem meinigen liegen, weil ihm dergleichen Vertauſchung ganz gleichgültig war, und er meinte, ſie ſollte es dem Andern eben ſo ſein. Die wiederholten Zurechtweiſungen, die ſich nach Verhältniß der wachſenden Ungebür ſteigerten, waren ihm unleidlich, er ſah ſie als willkürliche Chicanen an, und da er überdies das Mißgeſchick hatte, faſt bei jedem Gange zur Stadt und nach Hauſe, den doch ſehr einfachen Weg zu verfehlen, ſo entſchloß er ſich eines Tages kurz und gut, nahm mit Hülfe jener Theologen eine eigne Wohnung in der Stadt, und ſagte mir die Gemeinſchaft auf, wodurch ich einer großen Laſt ledig wurde, wiewohl ich mit Neumann nicht wenig in Sorgen ſtand, was nun aus dem Unbeholfenen werden ſolle, bis wir uns verſichert hatten, daß ſeine neuen Bekannten ihm die dringendſte Aushülfe nicht fehlen ließen.

Aber auch ich ſollte des reizenden Wohnortes auf dem

Lande in dieſer gewonnenen Erleichterung nicht lange froh ſein. Das Haus hatte eine Gaſtwirthſchaft, welche in der Woche faſt gar nicht, und ſelbſt an Sonntagen nur mäßig beſucht wurde. Die meiſte Zeit war der ganze Raum, Saal, Garten, Stromufer und Wieſen, wie für uns allein da; herrliche Vormittage und Abende verlebten wir im Freien, und nicht ſelten ließen wir den Geſang Homer's am Waſſerfall mit den ſchäumenden Wogen laut in die Wette rauſchen. In dieſer ſchönen Freiheit fand mich noch Eberty, der mich auf ein paar Tage von Leipzig her beſuchte, und ſich meines Glückes theilnehmend freute. Gleich nachher aber änderte ſich alles dies plötzlich, indem der Saal dicht neben mir vermiethet wurde, und die pommerſche Landsmannſchaft ihren Fechtboden dahin verlegte. Hunderte von Studenten ſtrömten nun zu allen Tageszeiten ab und zu, und das Geklirr der Waffen und das Geſchrei bei den Fechtübungen überſtieg alle Vorſtellung, keine Abgezogenheit hielt gegen dieſe Betäubung Stand, und da eine ſolche Nähe auch in andrer Hinſicht manches gegenſeitige Mißbehagen und Gränzſtreitigkeiten erwecken mußte, die noch zum Glück bei großer Dreiſtigkeit von meiner Seite, ohne Reibung abliefen, ſo fand ich es gerathen, dieſe Wohnung zu verlaſſen und ebenfalls in die Stadt zu ziehen, während Neumann ein Stockwerk höher ungeſtört noch verbleiben konnte. So war wenige Wochen nach unſrer Ankunft das gewollte und erlangte Zuſammenleben durch zufällige Aeußerlichkeiten ſchon wieder aufgehoben, und von uns Dreien wohnte keiner mehr mit dem andern, ja ſogar die Studien, in welchen wir ſo eng vereint zu ſein dachten, trieben uns bereits in abweichende Richtungen.

Die Vorleſungen hatten angefangen, und fleißiger und eifriger als wir in dieſer Zeit waren, ließen ſich wohl keine Zuhörer denken. Die alte Geſchichte bei Wolf war ungemein reichhaltig und anregend, er trug weniger eine Erzählung als vielmehr eine fortlaufende Kritik vor, und verſetzte die Zuhörer unmerklich in ſolche Selbſtthätigkeit und Mitarbeit, daß man am Schluſſe der Stunde ſich ſtets in der heiterſten und wärmſten Stimmung, in der angenehmſten Aufregung

aller Geiſteskräfte fand. Meiner philologiſchen Neigung verſagte ich nicht, in den Frühſtunden die Exegeſe der Briefe des Apoſtels Paulus bei Schleiermacher zu hören, und meinen mediziniſchen Abſichten ſollten vorläufig die zwiefachen Vorleſungen von Steffens über philoſophiſche Phyſiologie und experimentale Phyſik genügen, indem vor den völlig mediziniſchen Vorleſungen eines Reil, Loder oder Kurt Sprengel, mich noch einigermaßen ſchauderte. Bei Schleiermacher empfand ich bald entſchiedenen Gewinn; ſeine Behandlung des Gegenſtandes, die ſichre Kritik, die feine Dialektik, waren bildend auch für anderweitige Einſicht, und ſelbſt dem Gemüth eröffneten ſich aus dieſen geordneten und klaren Geiſteswegen ſittliche Einwirkungen. Steffens hingegen riß gleich von Anfang ſeine Zuhörer in Begeiſterung fort, es war unmöglich in dieſem Gedränge von tiefen Anſchauungen, großartigen Verknüpfungen und blühenden Sprechweiſen, die ſeiner Beredſamkeit entquollen, ſich einer aufwallenden Theilnahme zu erwehren. Ich verſetzte mich mit Leichtigkeit in die naturphiloſophiſchen Anſichten und Ausdrücke, ich ſah mit Bewunderung den begeiſterten Lehrer einen ungeheuern Stoff herrſchend durchſchalten, ich freute mich der Liebenswürdigkeit eines Vortrags, der immer ein bewegtes Herz erkennen ließ, und ſelbſt in dem ſteten Kampfe des Dänen mit der nur halb bezwungenen deutſchen Sprache einen neuen Reiz empfing. Dieſe Vorleſungen waren auf ſolche Weiſe ein ſtets erneuertes Feſt, ein Genuß, dem man mit gleichem Vergnügen nachſah und wieder entgegenblickte; ſie zeigten aber ihren höchſten Werth erſt dann, wenn man ſie mit den Schleiermacher'ſchen gleichſam in ein Ganzes verflocht; dieſe Beſonnenheit und jene Begeiſterung ſchienen ſich wechſelſeitig zu vervollſtändigen, und beide Männer in den Hauptſachen einverſtanden und zuſammenſtimmend, ſahen ſich gern in dieſe Gemeinſchaft geſtellt, welche für die näheren und vertrauteren ihrer Jünger in aller Kraft wirklich beſtand, ſo daß die Theologen auch Steffens hörten und die Naturbefliſſenen ſich Schleiermacher'n anſchloſſen.

Mit treuem Fleiße ſetzten wir neben allem andern unſre griechiſchen Studien fort, und beſonders blieb unſer Eifer

dem Homer zugethan. Wir verſchafften uns leicht die früheren Vorleſungen Wolf's über die Ilias in nachgeſchriebenen Heften, die Prolegomena wurden nach Inhalt und Form wiederholt in Betracht gezogen, und ſelbſt die Weitläufigkeiten des Euſtathios ſchreckten nicht ab, ich las einen großen Theil ſeines Kommentars mit genauem Aufmerken durch.

Wie das Homeriſche durch Wolf, war aber auch das Platoniſche durch Schleiermacher jetzt in Halle ſtark im Schwunge, und wir ſelbſt hatten deſſen auch ſchon zu viel mitgebracht, als daß nicht die fernere Beſchäftigung damit ſich uns in dieſer Luft unwiderſtehlich aufgedrängt hätte. Die Arbeiten von Heindorf, in welchem ſich der Schüler Wolf's und der Freund Schleiermacher's bei demſelben Stoffe glücklich vereinigt fanden, und die Wolfiſche Ausgabe des Gaſtmahls, ſo wie die beider Bände der Schleiermacher'ſchen Ueberſetzungen gewährten die erwünſchteſten Hülfsmittel und unerſchöpfliche Anregungen. Ich ſetzte auch den Herodotos noch fort, und machte mir mancherlei mit der griechiſchen Anthologie zu ſchaffen. Das Tüchtigſte aber, was wir unternahmen, und was uns, hätten die Umſtände nicht zu frühe Unterbrechung herbeigeführt, außerordentlich gefördert haben würde, war die Privat-Uebung, die wir unter Immanuel Bekker's Leitung, welchen damals Wolf ſeinen gediegenſten und liebſten Schüler nennen durfte, im Leſen des Ariſtophanes und im Schreiben des Griechiſchen anſtellten. Es war uns ſchon heilſam des geringen Standes unſrer Anfänge neben einer ſolchen Meiſterſchaft recht inne zu werden und zu bleiben.

Was irgend in Halle von ausgezeichneten jungen Leuten war, konnte uns nicht entgehen, denn außer den genannten Vereinigungsorten gab es ſchwerlich andere, wo Geiſt und Bildung bedeutend aufgeſtrebt hätten. Ich muß einige dieſer Jünglinge hier vorläufig nennen, auf deren Weſen und Wirkung ich noch öfter werde zurückkommen müſſen. Einer der erſten und merkwürdigſten war Nikolaus Harſcher aus Baſel, der Medizin befliſſen, aber ſeit längerer Zeit faſt nur Zuhörer von Steffens und Schleiermacher, indem die phi-

loſophiſche Richtung bei ihm jede andre zurückdrängte. Sein dialektiſches Hebezeug, durch eine unglaubliche Leichtigkeit eines gar nicht ſchönen, aber raſchen und bezeichungsvollen Sprechens unterſtützt, ſcheute weder die größten Maſſen noch die feinſten Verwickelungen. Mit den Naturwiſſenſchaften ſchon ziemlich vertraut, hatte er ſeine Stätte jetzt vorzüglich in Schleiermacher's Ethik aufgeſchlagen, und von hier aus ſich um das Alterthum, worin er ebenfalls mit Hülfe Bekker's das Verſäumte nachzuholen ſtrebte, um Geſchichte und Dichtkunſt eifrig bekümmert, beſonders aber die Lebensverhältniſſe ſelbſt, die Neigungen, Thätigkeiten und Formen des einzelnen Daſeins wie der Geſelligkeit zum Gegenſtande ſeiner nie raſtenden Unterſuchungen und Beſprechungen erwählt. Da er mit ſeinen eignen Zwecken und Neigungen gar nicht auf dem Reinen war, auch in perſönlicher Hinſicht ſowohl durch Drüſenkrankheit, als auch wahrſcheinlich durch irgend ein heimliches Gebrechen ein eignes Mißbehagen gegen die Natur empfand, ſo war ſein Geiſt gar ſehr zum Ironiſchen und Humoriſtiſchen hingetrieben, und darin eben ſo gewandt als kühn, und oft wirklich bewundernswerth. Eine tiefe Eitelkeit, die er ſelbſt verdammte, beherrſchte ihn, er mochte ſich nicht unvortheilhaft zeigen, und weil er doch in mancher Hinſicht nicht anders konnte, that er es nun gerade aus Rache, und eitelte mit ſeiner gekränkten Eitelkeit, wie er denn ſein etwas röthliches Haar, das ihm abſcheulich dünkte, doch wieder mit Stolz in größter Ueppigkeit an Backen und Unterkinn erſt recht zur Schau trug. Ich fühlte mich ſehr zu ihm hingezogen, und voll Theilnahme für ſeine Gaben und Schwächen; er aber hielt ſich anfangs etwas zurück, und ließ ſich erſt nach und nach gewinnen. Einen näheren Freund hatte er ſchon in Adolph Müller, einem Mediziner aus Bremen, der ganz das Gegentheil von ihm war. Ein ſchöner, geſunder und einfacher Jüngling, hatte dieſer ſein erwähltes Studium gemeſſen verfolgt, und dabei die höheren Bahnen der Naturphiloſophie und der Ethik nicht verabſäumt, auch die Gaben der Poeſie reich in ſich aufgenommen. Künſtleriſche Uebung der Muſik, worin auch Harſcher mit Liebhaberei wiſſenſchaftliche Einſicht

anstrebte, vollendete seine persönliche Bildung zu harmonischer Bedeutenheit. Mit beiden in geistiger mehr als herzlicher Innigkeit stand Alexander von der Marwitz, aus der Mark, erst neunzehnjährig, aber an klassischer Bildung, an Geschichtskenntniß, philosophischer Auffassung und persönlicher Haltung, ganz außer Verhältniß dieser Jahre reif und sicher. Er war edel, stolz, ernst und rasch, gebieterisch von Gemüth und Geist, aber auch fein und zart im Beschauen und Bemerken, für künstlerische Sprachdarstellung mit Sinn und Gaben vorzüglich ausgestattet, wodurch auch seine Freundschaft mit Bekker um so fester begründet wurde. Unter seinen nächsten Landsleuten erschienen von Voß und von Gerlach besonders ausgezeichnet, mit denen wir uns in Gibichenstein und anderwärts gern begegneten. Ein Schlesier, von Przystanowski, ungeachtet seines polnischen Namens ganz deutsch, bildete seine guten Anlagen für philosophische Naturwissenschaft im Stillen beharrlich aus. Zwei Brüder Rust aus Dessau, beide der Musik wohl kundig, zeigten den besten Willen. Die beiden Focke aus Berlin drängten sich lebhaft heran, der ältere mit mehr Eifer als Berechtigung, wie es schien, und daher ohne sonderlichen Erfolg und Dank. Auch ein paar preußische Edelleute machten ihre Namen und Empfehlungen einen Augenblick geltend, ohne doch sonderlich beachtet zu werden. Ein Doktor Klinger aus Wien, und der Prediger Blanc, welcher von Berlin nach Halle gesetzt worden war, fehlten bei Schleiermacher selten; auch sah ich daselbst vor ihrem Abgange von der Universität noch mehrmals die Philologen Karl Thiel und Johannes Schulze, von welchen der letztere als Schriftsteller durch mancherlei Versuche, und mehr noch als preußischer Staatsbeamter durch thätige Wirksamkeit für Universitäten und Schulen sich bekannt gemacht hat. Ich suchte ferner einen jüngeren Bruder meines Theremin auf, lernte Neander's neue Freunde Strauß und Budde flüchtig kennen, und erinnere mich auch dem damals sehr jungen Börne aus Frankfurt am Main, der unter Reil's Aufsicht und Obhut studirte, öfters begegnet zu sein.

Umgang und Freundschaft solcher Art auf der Universität

zerſtreuen nicht, ſie beleben und kräftigen vielmehr die Studien, und gehören weſentlich mit ihnen zuſammen, denn die Wiſſenſchaften und Geiſtesarten treten dabei in ihrer Wechſelbeziehung hervor, und die Gemeinſchaft wie die Verſchiedenheit der Gegenſtände, mit denen man beſchäftigt iſt, wird jedem ächten Streben zur größten Förderung. Ein wichtiges Erforderniß ſcheint jedoch hiebei, daß der Verkehr möglichſt unter Studirenden abgeſchloſſen bleibe, und nicht nach andern Lebensgebieten zu ſehr hinaus verlockt werde, wo der wiſſenſchaftliche Boden weicht, und die befangenen und auch wohl oberflächlichen Verhältniſſe einer entwickelteren Lebensſtufe anheben. Neumann und ich, die wir früher in die Prüfungen des Erlebens geworfen, als zu den Studien gekommen waren, hatten den Willen, uns jetzt in dieſe redlich einzuhalten, allein die Thatſache, daß unſer Sinn großentheils darüber hinausging, ließ ſich weder läugnen noch abwenden, ſo wenig eine völlig aufgegangene Blüthe ſich wieder auf den Stand einer zugeſchloſſenen Knospe zurückzwängen läßt. Schon den Andern waren wir mehr als gewöhnliche Studenten. Unſre Schriftſtellerei machte ſich ruchtbar, und fand hier ſogar Beachtung; unſer neuſtes Opus, der Ausfall gegen Merkel, wurde gutgeheißen, und man las in vielen Zeitſchriften Lob darüber. Die Profeſſoren behandelten uns als junge Gelehrte. Dies trat recht auffallend hervor, als gegen Ende des Mai, Bernhardi auf ein paar Tage nach Halle kam. Wir waren beſtändig mit ihm, und wer ihn haben wollte, lud auch uns mit ein. So war ich der Gaſt des Geheimen Rath Schmalz und des Profeſſor Hoffbauer in der Geſellſchaft auf dem Jägerberge, einem ſchönen Luſtort in der Stadt, wo der berliner Freund bewirthet wurde. Wir genoſſen auch das gute Glück des vertrauten Zugegenſeins und Theilnehmens, als die würdigen Alten bei Fröhlichkeit und Wein wieder jung wurden, und ihren Geiſt in ſtudentiſche Freiheit ſetzten. Der gute Hoffbauer ließ nicht nach, ſondern ſchleppte uns Alle noch zu beſſerem Weine, wie er ſelbſtgefällig verſicherte, in ſeine Behauſung, wo er uns, während er ſelbſt in den Keller hinabſtieg, zu einer Gartenlaube wies. Hier trafen wir einen Mitbewohner des

Hauſes, den Profeſſor Konopack, der im Schlafrock bei einer Pfeife den Brunnen trank, und ſich ungern geſtört ſah. Da er dies ſogar merken ließ, ſo wurde er ſogleich die Zielſcheibe eines Schwarms von Sticheleien, die mehr oder minder empfindlich ausfielen. Wolf ergriff eine Waſſerflaſche, und ihren Inhalt verächtlich erkennend, rief er aus: „Was iſt das Herr Kollege, ich glaube gar, Sie laſſen das jus strictum laxiren? — Nun, das wollen wir auch thun, und ſo machen Sie uns vor allem etwas Platz, damit wir das ſchlechte Waſſer hier durch guten Wein erſetzen!“ — Der Nüchterne entzog ſich hierauf ganz im Stillen. Wolf aber war im Zuge, freute ſich, daß der Konopack ſich gepackt habe, und alle die Scherze, Launen, Bemerkungen und Witzeleien, die geiſtreich und unerſchöpflich aus ihm hervorgingen, wären ſchon damals kaum zu behalten geweſen, geſchweige denn jetzt wiederzugeben. Als Hoffbauer endlich mit Flaſchen beladen taumelnd emporſtieg, wandte ſich die Verhöhnung auch gegen ihn, ſeinen köſtlichſten und theuerſten Wein fand man abſcheulich, und Wolf, der ungeachtet der luſtigen Stimmung ſich durchaus nicht betrinken wollte, täuſchte und vereitelte alles Aufnöthigen des beeiferten Wirthes, der gerade jenes zu bewirken wünſchte, durch das einfache Hülfsmittel, daß er die erneuten vollen Gläſer ſtets willig annahm, aber jedesmal vor unſern Augen den Inhalt hinterrücks ausgoß, indem er laut verſicherte, es fehle an Feuchtigkeit, die Pflanzen verdorrten und müßten begoſſen werden. Ich deute natürlich nur den äußerlichen Umriß dieſer Sachen an, die geiſtige Belebung derſelben mag ſich jeder nach dem Bilde hinzu denken, welches er von Wolf's aufgeregtem und völlig freigelaſſenen Genius zu faſſen im Stande iſt. Aber auch Bernhardi's muntre Geſelligkeit muß dabei in Anſchlag kommen, ſo wie der liebenswürdige Eifer des tauben Hoffbauer, der ſchon des Zuſtandes genoß, in welchen die Andern gleichfalls zu verſetzen, er weder Koſten noch Bemühen ſcheute. Mir wenigſtens blieb dieſer Abend als Maßſtab und Beiſpiel für ſo manches dieſer Art, was erlebt und berichtet wird, zum ſteten Rückblick unzerſtörbar im Andenken.

Während der ſchönen Sommermonate kam hierauf noch andrer Beſuch nach Halle, der uns ſchon eine Zeitlang angekündigt und uns höchſt erwünſcht war. Achim von Arnim erſchien, und bezog in Gibichenſtein bei Reichardt die für ihn ſchon bereit gehaltene Gaſtwohnung. Seine ſtattliche Größe und edle Haltung, ſein ungezwungener Freimuth und geſelliger Frohſinn vereinigten ſich zu einem durchaus wohlthätigen Eindruck. Man ſah ihm ſogleich an, daß in ihm weder über ihn ſelbſt, noch über die Außendinge ein ſtörender Zweifel war, daß er ſeinen Neigungen harmlos folgte, und durch keinerlei falſche oder verdeckte Anſprüche geleitet wurde. Auch daß das Glück ihn durch Naturgaben und Umſtände günſtig bedacht, ihn zu keinen verkehrten oder beengten Verhältniſſen hinabgedrückt, ſondern ihm jede Entwickelung erleichtert hatte, ließ ſich an dieſem gelungenen Menſchengebilde wohl wahrnehmen. Ich ſpreche hier von ſeiner damaligen Erſcheinung, was in ſpäterer Zeit dieſes heitere Bild hin und wieder getrübt haben mag, bleibt künftigem Orte, ſofern es nöthig ſein wird, vorbehalten. Arnim war für mich ein herrlicher Anblick, den einiges übelwillige Reden Harſcher's, und kopfſchüttelnde Lächeln von Marwitz und ſelbſt von Steffens, ſo wenig wie die Reichardt'ſche Umgebung, welche hier ganz untrennbar war, mir nicht verkümmern konnten. Mit mehr liebevoller Offenheit war mir noch niemand entgegengekommen, mein grüßendes Wort aus Hamburg hatte den freundlichſten Sinn zu herzlicher Erwiederung aufgefordert, und ich ſah mich auf den beſten Fuß zu dem anſehnlichen jungen Manne geſtellt. Gleichwohl entſtand keine eigentliche Vertraulichkeit, und ſowohl das Reichardt'ſche Weſen, als auch unſre ſehr abweichenden Beſchäftigungen hielten uns aus einander.

Eine zweite ausgezeichnete Erſcheinung war Karl von Raumer, der Freund Koreff's und auch ſchon unſer Genoſſe durch ſeine Almanachsbeiträge. Von mittler Geſtalt, leicht und beweglich in Gliedern und Sinn, verband auch er Heiterkeit und Ernſt in ſeinem jugendlichen Weſen, das neben kräftigem Uebermuth auch zarte Schwärmerei durchblicken ließ. Er hatte mit beflügeltem Geiſte die Kunden der Natur und

der Geſchichte ausgebeutet, und alles Wiſſen zu den glänzendſten Ideen verarbeitet, die er reich, gebildet und ſanft jeder Mittheilung lebhaft darbot. Steffens war mit ihm in traulichſter Freundſchaft, Schleiermacher aber, der ſich mit dem Jünglinge Du nannte, zeigte eine faſt verehrende Liebe für ihn, und nahm ſeine oft nur flüchtigen Aeußerungen, wie goldne Sprüche eines Begeiſterten auf. Auch Raumer eilte uns mit Herzlichkeit zu empfangen, ſprach mir von ſeinen großen Studien zur Begründung philoſophiſcher Geſchichtseinſicht, die nach Maßgabe der damals noch ſehr dürftigen Mittel, ſchon geradezu auf Indien und auf das Sanskrit losdrangen, und zeigte mir in ſeinen Auszügen und Sammlungen Früchte eines erſtaunlichen Fleißes, die ich aus meinen Büchern mit einigen ſeltenen Gaben ſehr erwünſcht vermehren konnte. Zu meinem Leidweſen aber war auch Raumer von dem Reichardt'ſchen Kreiſe ganz befangen, und zwar mit den ſtärkſten Banden, denn er war heftig in die ſchöne Friederike verliebt, ſchon mit der Hoffnung ſie zu heirathen, wie auch ſpäter in Erfüllung ging. Dieſe Gebundenheit wirkte kühlend auf unſer Verhältniß, und die außerordentliche Gunſt Schleiermacher's und die künftige Verſchwägerung mit Steffens konnte Raumer'n auch ſonſt in dem jüngern Kreiſe nicht gegen die ſcharfen Zweifel und Angriffe ſchützen, welche Harſcher und Marwitz, deren ſtolze Strenge im Verſagen oft bis zur Härte ging, über die Tüchtigkeit und Gründlichkeit ſeines Strebens und Wiſſens faſt mit Feindſchaft ausdrückten; ihren Liebling gegen dieſe zu vertheidigen, gelang den Meiſtern ſelbſt nicht immer, um ſo weniger mir, der ich mich ſeiner doch ſtets annahm, während jene dagegen feſt auf ihrem Sinn, auch in der Folgezeit verharrten. Bekker und Przyſtanowski aber, welche auch ſchwer ſich zur Anerkennung bequemten, und Raumer'n damals gar nicht wollten gelten laſſen, mußten in ſpäterer Zeit ſeine Anziehungskraft um ſo ſtärker erfahren, indem ſie bei näherem Zuſammenleben leidenſchaftliche Zuneigung für ihn faßten.

Unter den Ausflügen, die wir in die Landſchaft machten, — am häufigſten nach Gibichenſtein, niemals nach Paſſendorf, wo die Menge der Studenten jenſeits der preußiſchen

Acciſe im Sächſiſchen, zu wohlfeilerem Taback und Bier täglich hinzog, — war auch eine Fahrt nach Lauchſtädt, dem lieblichen Badeorte, wo die weimariſche Schauſpielertruppe im Sommer ihre Vorſtellungen gab. Neumann, Marwitz, ich und noch zwei Andere beſtiegen an einem ſchönen Tage zuſammen ein Wägelchen, das uns auf den ſchlechten Wegen, mit Hülfe eifrigen Geſprächs, noch ſchnell genug an Ort und Stelle brachte. Die ſchattenreichen, breiten Anlagen, einladende Gebäude, und bunte regſame Geſellſchaft überraſchten uns wie eine erquickliche Oaſe in der Oede der zurückgelegten und nochmals zurückzulegenden Stunden und Räume. Wir trafen, wie dies an Theaterabenden gewöhnlich war, noch viele Halliſche Gäſte dort, ſo wie auch aus Leipzig, Merſeburg und Weimar der Beſuch nicht fehlte. Unſre Hoffnung Goethe'n zu finden, blieb aber leider getäuſcht. Um ſo eifriger waren wir, ſeine Eugenie zu ſehen, welche zu unſrer Freude, ſtatt eines angekündigten anderen Stückes gegeben wurde. Arnim, der auch mit Geſellſchaft gekommen war, fand ſich zwiſchendurch zu uns, und unſer gemeinſames Vergnügen wurde noch durch den Reiz erhöht, welchen die anmuthige Erſcheinung der Demoiſelle Jagemann aus Weimar für uns hatte; ſie war nicht zum Mitſpielen, ſondern nur als Zuſchauerin gekommen, da ſie jedoch mit Arnim wohl bekannt und von ihm lebhaft empfangen war, ſo hatten auch wir näheren Gewinn von ihrer Gegenwart. Das Stück wurde vortrefflich gegeben, die Hauptrollen mit leidenſchaftlicher Wirkung, das Ganze mit einem ſchönen Maße und wohlthätiger Ordnung, daß man alsbald fühlte, über dieſem Kunſtweſen müſſe großer Verſtand und tiefe Bildung mächtig ſchalten. Graff als Herzog, Madame Wolf als Eugenie, machten einen tiefen Eindruck, der auch die ſonſt laute Studentenſchaar zu aufmerkſamer Stille bezwang. Ueberhaupt thaten Schauſpieler und Zuhörer beiderſeits ihr Beſtes, und das kleine Haus, von deſſen Erbauung uns Goethe ſo antheilvollen Bericht giebt, konnte in der That ein Muſentempel dünken, in welchem Sinn, Anſtand und Zuſammenſtimmung des Oertlichen wie des Spiels, den Mangel reicherer Mittel völlig vergeſſen machten.

Die Verbindung mit den entfernten Freunden litt bei den neuen Bekanntſchaften auf keine Weiſe; mein in jedem Sinne lebhafteſter Briefwechſel fand mit Hamburg ſtatt, ſowohl mit Fanny Hertz, die ſich als die theilnehmendſte Freundin erwies, und deren Briefe, ſo wie die meinigen, wären ſie nicht verbrannt, mich jetzt in die ganze Fülle jener Lebenstage am reichſten zurückverſetzen könnten, als auch an meine Schweſter, welche mit jener in wachſendes Vertrauen und Bündniß getreten war. Auch an Lüders, an Reinhold und Gurlitt verſäumt' ich nicht zu ſchreiben. In Berlin waren Madame Cohen, Bernhardi und Eberty unſerm gemeinſchaftlichen Andenken theuer und anregend, und mit Theremin, der dort wieder aus Genf und Paris eingetroffen und Erziehungsaufſeher in einem polniſchen Hauſe geworden war, entſpann ſich ein eifriger Verkehr. Am wenigſten wurde Chamiſſo vergeſſen, der in Hameln ſeiner verlangten Entlaſſung aus dem Kriegsdienſt ungeduldig harrte, und dann unverzüglich zu uns zu kommen dachte. Er hatte in Nenndorf die Bekanntſchaft des Barons und der Baronin von Fouqué gemacht, und uns von dem Ehepaar viel Liebes mitgetheilt. In ſeinen Planen und Abſichten wurde er auch von dieſer Seite nur beſtätigt, da Fouqué ebenfalls das Kriegsweſen verlaſſen, und ſich ganz der Dichtkunſt ergeben hatte. Der Sommer war indeß ſtark vorwärts geſchritten, und die Antwort auf das eingereichte Abſchiedsgeſuch kam nicht, aus ſehr natürlichem Grunde, denn daſſelbe war bei dem Oberſten unbefördert liegen geblieben, und mußte wiederholt werden. Aber in der Zwiſchenzeit hatten die politiſchen Ausſichten ſich wieder getrübt, und die Möglichkeit eines Krieges war näher getreten, der Abſchied, welcher früher ohne Schwierigkeit zu erlangen geſchienen, wurde jetzt verweigert, und Chamiſſo war gezwungen, wenn er nicht auffallende und ihn manchem Mißurtheile ausſetzende Schritte thun wollte, eine entſchiednere Wendung der Dinge, in ſeiner bisherigen Lage ferner abzuwarten. Er und wir mußten uns in das Unvermeidliche, wenn auch noch ſo unwillig fügen, und hofften nur, daß die Ungewißheit nicht lange dauern würde. Unſer Briefwechſel aber diente zugleich unſrer litte-

rariſchen Thätigkeit, denn ich hatte mit Chamiſſo die Fortſetzung des Almanachs und mit Neumann die Herausgabe einer andern Sammlung von Aufſätzen im Sinn, wozu wir die angemeſſenen Beiträge verabreden und einfordern mußten. Chamiſſo ließ uns Verſe und Proſa nicht fehlen, Bernhardi gab ein humoriſtiſches Todtengeſpräch, meine Schweſter, eine wohlgearbeitete Novelle, und Reinhold und Theremin verſprachen Gedichte, ſo wie auch Fouqué, der mir durch Bernhardi ein Exemplar ſeiner eben erſchienenen dramatiſchen Hiſtorie vom Ritter Galmy überſandt, und mir durch ein ſolches unverhofftes Ehrengeſchenk, an welches ein brieflicher Verkehr ſich ſogleich anſchloß, keine geringe Freude gemacht hatte. Zwar der Almanach kam nicht zu Stande, weil der hamburgiſche Buchhändler der unentgeldlich angebotenen Waare mißtraute, gern aber verlegte er die andre Sammlung, welche er ſogar mit einem Friedrichsd'or den Bogen honorirte. Manche der dem Almanach beſtimmt geweſenen Gedichte mochten wir ungern zurücklaſſen, und ſchoben ſie daher zwiſchen die andern Aufſätze ein, da der gewählte Titel: „Erzählungen und Spiele", jede Miſchung erlaubte; wir handelten darin ganz naiv und arglos, und waren einigermaßen betroffen, aber doch gleich mit dem Witze des Schickſals einverſtanden, auf welchen Chamiſſo aus der Ferne uns erſt aufmerkſam machen mußte, daß durch unſre Anordnung der genarrte Verleger nun dennoch druckte und ſogar bezahlte, was er umſonſt nicht gewollt hatte.

Ich zeigte mehreres zum Druck Beſtimmte vorher Schleiermacher'n, und erbat ſein Urtheil und ſeine Rathſchläge. Neumann's Ueberſetzungen aus dem Italiäniſchen des Boccacio und Macchiavelli, konnten als zu wörtlich der fremden Sprache folgend, und daher die deutſche verrenkend, keinen förmlichen Beifall erhalten; allein ſo überwiegend neigte die von Voß und Wilhelm Schlegel in Gang gebrachte Ueberſetzungskunſt, zu der auch Schleiermacher bei ſeinem Platon ſich bekannte, auf Nachbildung äußerer Formen hin, daß jene Mißgebilde, welche ſpäter in Woltmann's Tacitus ſogar noch überboten wurden, als äußerſte Verſuche noch immer des Druckes werth dünkten. Ein Mährchen von Chamiſſo

fand Schleiermacher ſehr ſchön, und lobte auch ein dramatiſches Spiel von mir, welches in künſtlichen Formen einen erzwungenen Stoff mit einiger Gewandtheit verarbeitete. Früher ſchon hatte er meine Ueberſetzungen der Epigramme Platon's mit Wohlgefallen aufgenommen, und mit genauer Sorgfalt mir manche Verbeſſerung angegeben. Der Beifall und die Aufmunterung eines ſolchen Meiſters waren mir unſchätzbar, und ich verhehlte nicht, mit welchen heißen Empfindungen ich hier mich anzuſchließen begehrte, wo mir ſolche Gunſt und Förderung ſchon gewährt wurde. Dergleichen ſentimentale Bezeigungen wies die ſonſt kühle Beſonnenheit Schleiermacher's gar nicht ab. Je mehr ich aber unter Einwirkung ſeines Umgangs und ſeiner Vorträge in eigner Bildung fortſchritt, deſto mehr empfand ich Zurückhaltung und Scheu, meine Verehrung in jener anſpruchsvollen Weiſe nach augenblicklichen Aufwallungen darzulegen; durch ſteigenden Gehalt und tiefere Innigkeit wurde meine Ehrfurcht nur beſcheidener und ſchweigſamer. Dies aber wurde von Schleiermacher unglücklicherweiſe verkannt, die Veränderung entging ihm nicht, allein er ſchob ſie irrig auf ſelbſtiſche Kälte und hoffährtigen Dünkel, welche mein beſſeres Gefühl verdrängten. Er äußerte etwas dieſer Art, Löbell erfuhr davon, ich weiß nicht wie, und machte eine gehäſſige Klatſcherei daraus, die mir durch Neander endlich zu Ohren kam. Kein größeres Unrecht konnte mir widerfahren, ich empfand es gekränkt, aber mehr noch empört, und ſtand jetzt nur um ſo trotziger in dem Scheine da, welchen zu zerſtreuen ich um keinen Preis auch nur die kleinſte Bewegung gemacht hätte. Daß zugleich meiner vielen und ſchönen Kenntniſſe gedacht worden, und Schleiermacher gemeint hatte, ſie machten mich hoffährtig, erregte mein bitteres Lachen, denn ich fühlte tief die Unzulänglichkeit alles meines Wiſſens, ſah mich in vielem hinter den gemeinſten Anfängern zurückſtehen, glaubte nie genug zu thun, um die beſchämenden Blößen zu decken, deren ich mir bewußt war. Meine Hochachtung für Schleiermacher wurde jedoch durch dieſes Begegniß nicht geſchwächt, noch mein Benehmen gegen ihn ſeitdem verändert. Auch wandte er ſich bei nachfolgenden Gelegenheiten auszeichnend

und traulich zu mir, indem er zugleich gegen Andere meine Geſinnung und meine Fähigkeiten rühmte; aber dennoch warf jenes erſte unglückliche Mißverſtehen den Keim einer Unvereinbarkeit zwiſchen uns, welche in der Folge neue Irrungen nur um ſo leichter entſtehen ließ.

Von Berlin her war die Gründung eines beſondern Gottesdienſtes für die Univerſität betrieben, und ſo weit gefördert worden, daß dieſe Anſtalt am 3. Auguſt, dem Geburtstage des Königs, wirklich eröffnet werden konnte. Eine leerſtehende, bisher zu andern Zwecken gebrauchte Kirche, war der Akademie überwieſen, und Schleiermacher zum akademiſchen Prediger beſtellt. In jetzigen Tagen würde ſich niemand über eine ſolche Einrichtung wundern, ſondern die meiſten ſie ganz in der herrſchenden Ordnung finden, und mancher vielleicht mit jammerndem Rückblick auf die arge Vergangenheit ſogar die Frage aufſtellen, wie man bis dahin ohne dergleichen nur habe beſtehen und einen ſolchen Mangel verantworten mögen? Man muß aber in die Stimmung von damals ſich zurückverſetzen, um zu begreifen, welch auffallende Neuerung und welch gewagter Verſuch dieſe Sache war. Das Chriſtenthum war durch philoſophiſchen Anſchluß und poetiſche Behandlung in der letzten Zeit allerdings wieder zu größerem Anſehn gekommen, aber deßhalb glaubte man doch der kirchlichen Seite noch völlig fremd bleiben zu dürfen. Es gehörte der ganze Ruf Schleiermacher's, als eines tiefdenkenden, geiſtreichen, gelehrten Mannes dazu, um ein ſolches neues Predigtamt bei Ehren zu halten, indem Profeſſoren, Bürger und Studenten, deren Mehrzahl ſich kaum einfallen laſſen konnte, eine fromme Erbauung zu ſuchen, nun doch insgeſammt gewiß ſein durften, eine durch Scharfſinn und Gewandtheit merkwürdige Rede zu vernehmen. Wirklich war die Kirche gepreßt voll, und eine angemeſſene Stille ehrte den Redner, der aber die herrſchende Stimmung ſeiner bunten Gemeinde ſo gut kannte, daß er einen höheren Standpunkt, auf welchen er ſie zu erheben wünſchte, gleich durch die Wahl des Textes andeutete, und über die Worte des Apoſtels Paulus predigte: „Ich ſchäme mich des Evangelii von Chriſto nicht; denn es iſt eine Kraft Gottes, die da ſelig macht

Alle, die daran glauben.“ Man hörte ihn aufmerkſam und ehrerbietig an, und verſprach ſich, dieſe würdige Unterhaltung fortzuſetzen, in welcher wir näheren Jünger eine ſegenreiche Kraft ſchon lebendiger verſpürten. In der That hatte die Sache guten Fortgang, und das religiöſe Element, auf deſſen Hervorrufung Schleiermacher ſeine ganze Kraft richtete, gewann mehr und mehr Boden, indem auch die hiefür empfänglichen Gemüther ſich eifriger heranzogen, und die blos aus Bildung oder Neugier Zuhörenden, mehr und mehr abfielen.

Ich verſäumte dieſe Vorträge nie, wiewohl mich kein eigentlich religiöſes Bedürfniß zu ihnen zog. Ich wüßte keinen Abſchnitt meines Lebens, in welchem ich der Innigkeit frommer Empfindungen ganz entbehrt hätte, ein geheimes Erkennen und Verehren der göttlichen Macht und Liebe hatte mich ſelbſt in den Anwandlungen des Uebermuthes und Haſſes nie verlaſſen; ich führte meinen Gnadenbrief, um hier ſo zu ſprechen, wenn auch zuſammengedrückt und zerknittert, ſtets bei mir, und er konnte jeden Augenblick wieder entfaltet werden. Allein keine meiner Beziehungen zur Frömmigkeit hat jemals einer Kirche ſich wahrhaft verknüpfen wollen; die katholiſche hatte mir von Kindheit an nur Eindrücke des widrigſten Aberglaubens und der ſchnödeſten Verkehrtheit gegeben; die proteſtantiſche ſchien mir den Glauben, mit welchem ſie ſich noch trug, entbehren zu können, und was dann übrig blieb an guten Lehren und Bildern, pflegt wahrlich trocken und nüchtern genug zu ſein. In dem Zwieſpalte der Vernünftelei dieſer Kirche und des Aberglaubens der katholiſchen ſchien das religiöſe Gebilde völlig entſchwunden; das Reinſittliche konnte ohne ſolche Unterlage für ſich recht gut beſtehen, und die Gottergebenheit war auch aus der Philoſophie herzuleiten, womit die vorchriſtlichen Weiſen der Griechen und Römer ſich ohnehin hatten behelfen müſſen. Die geſchichtlichen Geſtalten der weltlichen Erſcheinungen des Chriſtenthums durften am wenigſten anziehen, ſie hatten zu der verkündigten Liebe nur allzu oft kein andres Verhältniß, als die Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution zu den Verheißungen der Freiheit und Gleichheit, und mir war ſchon früh aus

den Betrachtungen des Weltganges das Ergebniß unzweifelhaft, daß dieſes hierarchiſche Chriſtenthum ſich überlebt habe und völlig weichen müſſe, während der geiſtige Hauch und die liebliche Wärme der urſprünglichen Lehre freilich zu ewigem Fortwirken berufen ſeien. In dieſem Sinne verfuhr auch Schleiermacher, und ſein unverhohlenes Beſtreben ging hauptſächlich da hinaus, die Religionslehre von dem Buchſtaben der Bibel ganz unabhängig zu machen. Nicht anders, als dieſes mein Verhältniß in Betreff der Religion, habe ich das der meiſten Menſchen gefunden, die ich während meines Lebens gekannt habe, der Vornehmen und Geringen, der Starken und Schwachen, und oft genug, wenn irgendwo ſich eine Wunder- und Offenbarungsgläubigkeit noch behaupten wollte, ergab ein näheres Erprüfen, daß hiebei nur ein täuſchender Schein waltete. Die kleine Zahl derer, welche ganz im Schooße des unbedingten Glaubens ruhen, konnte gegen die ungeheure Mehrheit ſchon nicht mehr in Betracht kommen, welche mit den Füßen allenfalls noch auf den alten Vorſtellungen weilt, das Haupt hingegen längſt von denſelben abgewendet hat. Und wenn ich nicht nur auf den Glauben, ſondern auch auf den Wandel und die Werke ſehen wollte, ſo durft' ich mit allem Rechte gegen meine jüngern Freunde und auch gegen Steffens und Schleiermacher die ärgerliche Forderung aufſtellen, man möchte mir doch einmal Chriſten zeigen, denn ich hätte deren leider noch keine getroffen, wenn ich nicht etwa ein paar fromme Juden ſo nennen ſollte, die ich in Armuth und Verachtung nicht nur ſtreng rechtſchaffen, ſondern auch gottergeben und milde ihren Bedrückern Liebes erzeigen geſehen. Durch meine fortgeſetzte Aufmerkſamkeit bei Schleiermacher und durch die nachziehende Macht ſeiner Lehrweiſe fand ich mich jedoch hier zum erſtenmale aus der weiten Breite meiner Religionsanſichten zu den Schranken einer beſtimmten Kirchenlehre hingeleitet, und es gelang mir einigermaßen, das proteſtantiſche Chriſtenthum, ſo weit ich es kannte, im Sinne des Bedürfniſſes und der Empfindungen, die mir urſprünglich gegeben waren, aufzufaſſen. Allein ſchon verlautete, dieſe Lehre ſei keineswegs die altbeglaubigte und anerkannte, und ich konnte mir nicht

verhehlen, daß ich ſelber das Bedürfniß und die Empfindungen, die mir urſprünglich gegeben waren, ergänzend hinzuthun mußte. In dieſen lag mir aber die ſicherſte Ausgleichung für manches Vorgetragene, dem in ſeiner glänzenden Ausſtattung geiſtig zu widerſtehen ich nicht gerüſtet war, das aber gleichwohl in mein Gemüth nicht eindrang. So hielt Schleiermacher unter andern eine gewaltig fortreißende Predigt über das Sterben, in welcher die Verneinung perſönlicher Fortdauer nach dem Tode von den lichtvollſten Gedankenreihen umhüllt war, die ſich gleichſam zum Erſatz jenes abgewieſenen Troſtbildes herandrängten; ich ließ mich eine Zeit lang überreden, jenes Verneinen, dem auch die Naturphiloſophie ihrerſeits kühn zuſtimmte, ſei die Wahrheit, und ich fühlte, nach einigem Schrecken, den eine ſo neue, bisher nie an meine Seele gelangte Anſicht wohl erregen durfte, mich bei ihr alsbald ſo beruhigt, wie ich es vorher geweſen war; allein mit beſſerem Fug und Recht, als in ihr ſelbſt lag, denn es dauerte nicht lange, ſo wurde ich gewahr, daß ich die neue Anſicht nur als ſolche gefaßt, ſie aber nicht als Ueberzeugung in mein Innerſtes aufgenommen hatte, ſondern im Gegentheil, während ich mich zu ihr zu bekennen meinte, der feſte Glauben an die Unſterblichkeit der Seele mir im tiefſten Weſen unerſchütterlich fortlebte. So ging es mir auch mit andern Lehrſätzen, bei denen mehr eine geiſtige Entwickelung, und oft nur eine dialektiſche Gewandtheit im Spiele war, kaum aber ein wahrhaft religiöſer Inhalt zur Sprache kam, daher denn auch dieſer für ſeine anderweitige Entwickelung glücklich frei blieb.

Dieſe Schleiermacher'ſchen Predigten waren kaum im Zuge, als uns die Religion auch von einer ungewöhnlichen Seite und in einer ganz beſonderen Zubereitung nahegelegt und angetragen werden wollte. Zacharias Werner hatte ſeine Weihe der Kraft geſchrieben, und Iffland ſie in Berlin auf die Bühne gebracht. Der Dichter wollte die Religion, welche an und für ſich als unſchmackhaft und bitter, ſo häufig nicht mundete, mit Hülfe eines guten Geſchmacks, den er hinzumiſchte, dem Publikum eingeben, und hoffte bei dieſer Gelegenheit auch ſeine vorräthigen äſthetiſchen Gaben

nur um ſo beſſer an Mann zu bringen. Die „Söhne des Thals“ und das „Kreuz an der Oſtſee“ waren ſchon in dieſem Sinne gearbeitet. Ein Schritt weiter, und Luther ſtand auf der Bühne, wo er in jedem Fall von Wirkung ſein mußte; um dieſe jedoch auf's äußerſte zu verſtärken, hatte der Verfaſſer dem tüchtigen und derben proteſtantiſchen Helden ein kindiſches Beiwerk von myſtiſch ſein ſollender Tändelei zugeſellt, wie ſolche wohl auf der unterſten Stufe katholiſcher Bildung, grobſinnlich dargeboten wird. Dies Beiwerk war ihm eigentlich die Hauptſache, die er nur noch nicht eingeſtehen wollte, auf dem Theater aber galt vorzüglich die Rolle Luther's, oder vielmehr in ihr Iffland, der ſie mit Meiſterſchaft darſtellte. Jetzt kam er mit dem Manuſkript nach Halle, und da hier keine theatraliſche Aufführung möglich war, ſo las er das ganze Stück gegen ein mäßiges Honorar vor. Alles war neugierig und drängte ſich heran. Iffland las vortrefflich und ärntete beſonders in ſeiner eignen Rolle, die er aus dem Gedächtniſſe herſagen konnte und größtentheils wirklich ſpielte, lauten Beifall. Dieſen Beifall auch dem Stücke ſelber anzueignen, waren im Anfang manche Stimmen ſehr bemüht; Reichardt, der bei neuen Dingen ſtets voran war, und ſeine Unterſtützung dem Landsmanne Werner, Ifflanden, und dem ganzen Vorgange ſchuldig glaubte, drängte ſich umher, und munterte zur Bewunderung auf; Madame Eliſe Bürger, die eigends wegen dieſer Vorleſung nach Halle gekommen war, ſprach ihr Entzücken mit dem Nachdruck einer Kunſtverwandten aus, welche ſich nicht ſcheute in ſolcher Verſammlung ziemlich laut zu reden, da ſie ſchon gewohnt war als Hauptperſon ſelber einem ähnlichen Zuhörervolke muthig dazuſtehen. Dergleichen Fürſprache und Bemühen gab ſich aber nutzlos Blößen, und ſchadete ſogar, das Stück mißfiel, auch dem natürlichen Sinne der meiſten Studenten, wir Freunde ließen uns hart darüber aus und hatten die Befriedigung, unſre Urtheile durch höhere Autoritäten ſofort beſtätigt zu finden. Reichardt, nachdem er inne geworden, woher und wie ſtark der Wind wehte, zog die Segel wieder ein, und that dies, wie er pflegte, mit guter Art, indem doch immer einige Punkte

übrig blieben, an welchen ein Lob des dramatiſchen Talents, der guten Verſe, und anderes der Art haften konnte, die Meiſterſchaft Iffland's aber ohnehin kaum beſtritten wurde. Werner hatte ſchon vor längerer Zeit durch einen Brief an Chamiſſo voll der albernſten und frechſten Fratzen uns widrig abgeſtoßen, indem er uns heftig anzuziehen wünſchte. Die Zeichen unſres Polarſternbundes waren ihm aufgefallen, er hatte ſich danach erkundigt, hielt uns für eine gute Beute, und glaubte ein ſolches noch ziemlich loſes Bündel friſcher junger Leute für ſeine Zwecke beſſer zuſammenſchnüren zu können. Dieſes Gelüſt, unſre Oberleitung zu übernehmen, zog ihm nur zu, daß ich durch ſcheinbare Hingebung ihn zu myſtifiziren beſchloß, und in dieſem Sinne auch an ihn ſchrieb. Was weiter hierin zu verſchiedenen Zeiten erfolgte, iſt bereits im Zuſammenhange auf einem beſondern Blatt aufgezeichnet, das künftig irgend einzuſchalten ſein wird.

Die Kriegsgerüchte und Truppenbewegungen hatten ſchon den ganzen Sommer mit ſchwächeren Friedensausſichten abgewechſelt, bis dieſe, nachdem Napoleon durch Stiftung des von ihm abhängigen, und offenbar gegen Preußen gerichteten Rheiniſchen Bundes tief in Deutſchland hinein feſten Fuß gefaßt, völlig ſchwinden wollten, und in Preußen alles, was eine Stimme hatte, heftig nach Krieg verlangte. Reichardt war nicht der Letzte und verſuchte ſich in Kriegsliedern, die an den preußiſchen Grenadier nicht eben vortheilhaft erinnerten; es wurde den Oeſterreichern darin ſehr unziemlich vorgehalten, man habe im vorigen Jahre bei Ulm wohl geſehen, daß ſie keine Preußen bei ſich gehabt. Auch Achim von Arnim dichtete eine Anzahl Lieder von politiſchem Inhalt, und ein Lied auf den Rheinbund, das er mir vorlas, war in der That von glücklichſter Tonart und ſchönſter Laune. Preußiſche Truppen, welche ſich allmählig gegen Süden und Weſten zogen, waren in und bei Halle zu ſehen, und erhöhten das Vertrauen und die Luſt zum Kriege. Einige Hitzköpfe geriethen völlig in Wuth, wenn man einen friedlichen Vergleich noch für möglich halten, oder die Ueberlegenheit der preußiſchen Kriegsmacht über die franzöſiſche nicht unbedingt annehmen wollte. Ich erinnere mich, daß ich mit

dem Geheimen Rath Schmalz über den Markt ging, und ein Offizier ihn mit Neuigkeiten anſprach, daß der Krieg nun entſchieden ſei und nichts den tollen Bonaparte mehr vom Untergange retten könne. Als ich von franzöſiſchen Generalen ſprechen wollte, fiel er heftig ein: „Generale? wo ſollen die herkommen? wir Preußen haben Generale, die den Krieg verſtehen, die von Jugend auf gedient haben, jene Schuſter und Schneider, die erſt durch die Revolution etwas geworden, können vor ſolchen Männern nur gleich davonlaufen. Ich bitte Sie um Gotteswillen, ſprechen Sie mir nicht von franzöſiſchen Generalen!“ — Das war mir zu arg, ich erwiederte kurz, die wahren Generale ſeien gerade die, welche es trotz ihrer Geburt oder ihres früheren Standes durch den Krieg geworden, ſie kämen überall her, vom Dreſchflegel, von der Elle, ſogar zuweilen vom Paradeplatz und vom Wachtdienſt, aber von letztern beiden wohl am wenigſten gewiß. Der Mann ſah mich mit grimmigem Erſtaunen an, Schmalz aber, der als heftiger Preuße doch jenes Unſinns ſich ſchämte, trat eilig vermittelnd auf, beſtätigte jedoch im Allgemeinen die letztere Aeußerung, indem er ſie zugleich milder einkleidete, und das ungebärdige Geſpräch verlief ſich zuletzt in einem Schwall nutzloſer Redensarten, unter denen man ſich trennte.

Die Truppenzüge dauerten fort, in Halle nahm der General Graf von Wartensleben ſein Quartier, und es hieß, ſeine Mannſchaft würde fürerſt in dieſer Gegend ſtehen bleiben. Wir waren Freitag Abends wie gewöhnlich bei Schleiermacher beiſammen, und beſprachen dieſe Dinge, als wir unerwartet durch die Nachricht geſtört wurden, am nächſten Sonntage werde Schleiermacher nicht predigen können, indem der Graf von Wartensleben ſich die akademiſche Kirche habe überweiſen laſſen, um ein Magazin dort unterzubringen, und man fange bereits an, Säcke hineinzuſchaffen. Schleiermacher war äußerſt betroffen, er ſah die kaum eingerichtete Anſtalt, welche ſo reichen Segen verhieß, durch die Widerwärtigkeit im Beginn, und auf weit hinaus gehemmt, denn man konnte vorausſehen, daß auch mit dem Abzuge der Truppen die Fortſchaffung des Magazins noch keineswegs

erfolgen würde. Der Magiſtrat war beeifert geweſen dem General dieſen ſchon früher zu ſolchen Zwecken gebrauchten Raum anzuweiſen, der Prorektor hatte dazu die Achſeln gezuckt, und ſo ſchien die Sache für diesmal nicht mehr zu ändern. Während nun alle in größter Aufregung den Fall beſprachen, über die Willkür der einen und die Läſſigkeit der andern Behörde ſich ausließen, und was zu thun ſei, hin und her riethen, regte ſich in mir ein raſcher Thattrieb, ich hatte ſchnell einen Plan gemacht, ſchlich mich im Stillen fort und eilte zur Ausführung. Es war offenbar, daß beiderlei Behörden den akademiſchen Gottesdienſt für etwas Gleichgültiges angeſehen hatten, dies ſollte widerlegt werden durch den Eifer der Studenten ſelbſt, welchen aufzuregen ich mich unterfing. Nichts Durchgreifendes aber konnte geſchehen ohne die Landsmannſchaften, mit denen ich keine Verbindung hatte, und zugleich war kein Augenblick zu verlieren, denn bis zum nächſten Sonntage war nur noch ein Tag übrig. In dieſer Noth wandte ich mich zunächſt, um nur Namen und Wohnung der Senioren der Landsmannſchaften zu erfahren, an die Frau Gevatterin, eine unter dieſem Namen weit und lange berühmte Obſthändlerin, die ihre Bude auf dem Markte hatte, und ſchon ganz herkömmlich gleich den Halloren das Vertrauen der Studenten beſaß. Dieſe gute Frau gab mir willig die erwünſchte Auskunft und dazu einen Knaben, der mich, da es ſchon dunkel geworden, die Wege führte. Als ein ganz Fremder mich den Senioren vorzuſtellen, ſie nur zu dem Geſtändniß zu bewegen, daß ſie dieſe ſeien, und dann ihre Unterſtützung für eine ſo ungewöhnliche, dazu von einem Nichtbruder betriebene Sache zu gewinnen, dies alles durfte wahrlich für keine Kleinigkeit gelten. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, was ich für glückliche Formen fand, und mit welch eindringlicher Beredtſamkeit ich den Gegenſtand, von dem ich freilich ſelber glühend ergriffen war, ihnen als eine Sache ſtudentiſcher Ehre und Begeiſterung vortrug, genug es gelang mir mit dem Erſten, den ich anſprach, und nach ſo gutem Anfang, auf den ich mich berufen konnte, mit Allen; ſie erwiederten mein Benehmen

mit freundlichem Sinn, fanden ſich geſchmeichelt, daß ſie, wie bisher in gemeinen perſönlichen Händeln, nun auch in höheren geiſtigen Dingen angeſprochen werden ſollten, und ſagten ihre kräftigſte Mitwirkung zu. Noch am nämlichen Abend war in ihren Händen ein ſchriftlicher Entwurf, durch welchen die Studirenden bezeugten, wie hohen Werth der akademiſche Gottesdienſt für ſie habe, wie ſchmerzlich ihnen die drohende Unterbrechung ſein würde, und ſchließlich den Prorektor baten, ihr Recht und ihre Wünſche bei der Militairbehörde geltend zu machen. Mehrere Abſchriften waren ſchnell genommen und am andern Morgen durch die Genehmigung der Landsmannſchaften empfohlen, in den frühſten und beſuchteſten Vorleſungen zur Unterſchrift ausgelegt. Gegen Mittag ſtanden ſchon über ſechshundert Namen unterzeichnet. Die Gleichgültigen wurden fortgeriſſen, die neue Bewegung freute jeden, und ſelbſt viele Profeſſoren lächelten antheilvoll zu dem lebhaften Treiben. Jetzt rief ich Marwitz auf, der nebſt Harſcher anfangs die Sache nur ungläubig mit angeſehen hatte, jetzt aber ſich bereit finden ließ, mit noch einem Studenten als Abgeordnete der Geſammtheit die Adreſſe dem Prorektor zu überbringen, ſo wie auch dem General von dem Vorgegangenen unmittelbar Nachricht zu ertheilen, denn ich fühlte, daß ich mein perſönliches Auftreten hier klugerweiſe abzubrechen, und auch die Ehre und Verantwortung Andrer in die Sache zu verflechten hatte. Die Abgeordneten wurden ſehr gut aufgenommen, und erhielten guten Beſcheid; die Kirche konnte zwar ſo ſchnell nicht mehr geräumt werden, aber der Prorektor und der General nahmen Rückſprache mit dem Magiſtrat, der nun nicht umhin konnte, uns den Mitgebrauch der ſtädtiſchen Kirche zu vergönnen, ſo daß der akademiſche Gottesdienſt ſeinen guten Fortgang behalten konnte, und bis zu den Ferien, ich glaube nur ein einziges Mal ausgeſetzt blieb. Dieſe Geſchichte, in welcher ich mir allerdings eine raſche und erfolgreiche Thätigkeit anrechnen darf, konnte ſchon damals auf meinen künftigen diplomatiſchen Beruf deuten, ſie gewährte mir ungemeine Befriedigung, und erwarb auch von Seiten Anderer mir Bei-

fall und Lob. Die Adreſſe ſelbſt wurde nach Berlin an das Miniſterium der geiſtlichen Angelegenheiten eingeſandt, das ſie mit vorzüglicher Gunſt aufnahm und in ſolchem Sinne die Univerſitätsbehörde darauf beſchied; dies erzählte bald nachher in Berlin mein alter Lehrer Nolte mit beſonderer Annehmlichkeit, indem er als Rath im Miniſterium die Sache zu leſen gehabt, und mich als den Schreiber des Aufſatzes gleich durch meine Handſchrift erkannt, und wegen meiner Zuerſtunterzeichnung aber auch als den Anſtifter des Ganzen vermuthet hatte.

Die kriegeriſchen Zeitumſtände veranlaßten mich noch in einer andern Sache perſönlich aufzutreten, aber mit ungleichem Erfolg. Der hamburgiſche Buchhändler ließ das Buch, welches er von Neumann und mir in Verlag genommen, zu unſrer Bequemlichkeit in Halle drucken, und daſſelbe unterlag daher der dortigen Zenſur. Nun hatte uns Chamiſſo eine gute Anzahl Epigramme zugeſchickt, in welchen allerlei bittre Scherze auch über die politiſchen Verhältniſſe vorkamen und er nebenher auch ſeiner kleinen Franken mit Beifall erwähnt hatte, das Ganze ſollte Enchiridion heißen, und konnte bei aller Freimüthigkeit mancher Wendungen, noch immer recht gut von einem preußiſchen Offizier unterſchrieben werden. Wir hatten auf die Wirkung dieſes Beitrags ſchon vorzüglich gerechnet, als unerwartet die Zenſur ihm das Imprimatur verweigerte. Der Prorektor Maaß war Zenſor, und ich eilte zu ihm in der Abſicht ihm vorzuſtellen, daß der Aufſatz von ſeinem Verfaſſer, einem preußiſchen Offizier perſönlich vertreten würde, das Buch aber als ein in Hamburg verlegtes gelten müſſe, der Druck eben ſo gut in Halle wie in Leipzig geſchehen könne, und der Zenſor daher nur geſtatten möge, was er doch nicht ganz zu hindern im Stande ſei. Er war etwas verwundert, daß ein Student auf dieſe Weiſe mit ihm in Erörterung treten wollte, behauptete aber ſein Recht der Verweigerung, und gab mir, als ich ihm ſagte, ich würde ihn verklagen, ſelbſt die Behörde an, wo ich meine Beſchwerde anbringen könnte, worauf ich ihn ſehr unzufrieden verließ.

Eine Beſchwerde in Berlin durfte wenig Erfolg verſprechen, in Leipzig, wo wir den Verſuch machten, war auch der Zenſor entgegen, und die Bogen in Hamburg drucken zu laſſen, wo nur für Zeitungen eine Zenſur beſtand, ſchien doch zu umſtändlich; um daher ohne Weitläufigkeit von der Sache zu kommen, mußten wir uns entſchließen, den Beitrag aufzuopfern, wodurch das Buch gerade die paar Floßfedern verlor, mit denen es in der unglücklichen politiſchen Ueberſchwemmung, in die ſein Erſcheinen gerade fiel, noch einigermaßen hätte ſchwimmen können.

Die Herbſtferien waren unterdeß herangekommen. Marwitz war ſchon früher nach Friedersdorf, dem bei Küſtrin gelegenen Gute ſeines Bruders abgegangen, um daſelbſt die Verwaltung zu führen, während ſein Bruder als Offizier dem Kriegsdienſte zu folgen hatte. Neumann ſchloß ſich mehreren Kameraden an, die einen Ausflug nach Sachſen machten, und ich, von Theremin wiederholt eingeladen, nahm gutes Muthes den Weg nach Berlin, um vor dem Winter und ſeinem neuen Studien-Anlaufe das Gemüth erſt recht wieder in Freundſchaft und Muße zu erfriſchen. In wenigen Wochen mußten wir in demſelben Kreiſe wieder zuſammenſein. Keinem fiel ein, daß die Ereigniſſe unſre Bahn im Geringſten ſtören könnten.

Daß große Entſcheidungen ſich vorbereiteten, daran wurde ich doch auf dem ganzen Wege lebhaft genug erinnert, überall begegneten mir Soldaten in größern und kleinern Abtheilungen, Kriegsfuhrwerk, Geſchütz. In Treuenbrietzen ſah ich den alten Feldmarſchall von Möllendorf, der gleichſam als letztes Zeichen des nun nicht mehr zu bezweifelnden Krieges zum Heere abreiſte, und ihm als einer der Helden des ſiebenjährigen Krieges noch die letzten Funken damaliger Thaten zur Entflammung neuen Siegs und Ruhms überbringen ſollte. Ich ſah ihn aus ſeinem Wagen heraus dem umſtehenden Volke lachend und behaglich die ſchönſten Verheißungen zurufen, und unter dem Jubel der Menge abfahren. Die Soldaten ſangen muntre Lieder, freuten ſich, daß es endlich in's Feld ging, und

überall war es lebhaft von Nachzüglern und ſonſtigen Leuten, die ſich dem Kriegsweſen anſchloſſen. Ueber Potsdam hinaus verklang allmählig dieſer bunte Lärm, alles lag in ungewöhnlicher Stille, und bei heiterem Sommerwetter durfte ich meine wärmſten Empfindungen wieder ungetheilt den Erwartungen zuwenden, die mich perſönlich angingen.

Neunter Abſchnitt.

Berlin.

Herbſt 1806.

Voll freudigen Hoffens, ſowohl für die allgemeinen, als für die perſönlichen Verhältniſſe, kam ich Ende Septembers munter in Berlin an, und herzlich aufgenommen fand ich bei meinem Gaſtfreunde Theremin eine Reihe der ſchönſten Tage. Sein bei höchſter geiſtigen Anregung und reichſten Kenntniſſen jedem Schulſtaub entrücktes, feines und vornehmes Weſen hatte mir ſtets eine beſondre Verehrung eingeflößt, ich ſtellte ihn ſehr hoch, und mir war nie eingekommen, mich als ihm gleich anzuſehen. Jetzt aber ſollt' ich mich zu ihm ganz emporgehoben fühlen. Die innige Vertraulichkeit, ſchon durch das Zuſammenwohnen behaglichſt herbeigeführt, durch rückhaltloſe Mittheilungen jeder Art noch beſonders zur wünſchbarſten Höhe geſteigert, machte mich überaus glücklich. Schon gleich Morgens beim Erwachen, da wir dieſelbe Stube als geräumiges Schlafgemach theilten, begannen heitre Geſpräche, die ſich beim Frühſtück fortſetzten und oft über den halben Vormittag hinzogen, bis daß ein Geſchäft oder ſonſt ein Vorhaben uns unterbrechen wollte. Mit heißer Begier ſog ich des reifen, vielfach eingeweihten jungen Mannes ſinnige und wohlgeſtützte Anſichten und Urtheile über Dichter und Dichtungen, über klaſſiſche und romantiſche Autoren, über die nächſte Welt und mitlebenden Perſonen ein, wie er ſeinerſeits über meine Bemerkungen und Angaben oft das

größte Vergnügen zu erkennen gab. Seine Platoniſchen Studien, für welche ich den größten Maßſtab an den in Halle durch Schleiermacher angeregten mitbrachte, wußt' ich ſelbſt durch dieſen mit Achtung anerkannt, und wir überſchauten oftmals, lüſtern uns in ihnen zu vertiefen, dieſe fruchtbaren Gefilde des Schönen und Guten. Doch ſtärker und leichter noch folgt' ich ihm zu der reizenden Arbeit, die er eben vorhatte, nämlich zur Ueberſetzung des Romans von Cervantes, die Leiden des Perſiles und der Sigismunda. Schon ihn die fertigen Probeſtücke daraus vorleſen zu hören, mit ſeiner wohltönenden, biegſamen, meiſterhaft durchgeübten Stimme, war ein köſtlicher Genuß; nun kamen aber noch die Erörterungen des Einzelnen, die Abſchweifungen auf Nahes und Fernes, die Rückblicke auf eigne Arbeiten, und überhaupt die tauſendfachen Bezüge eines ſolchen zur litterariſchen Begeiſterung werdenden Geſchäfts; wir überlegten gemeinſam die Uebertragung mancher ſchwierigen Stelle, beſonders der eingeſtreuten Verſe, wobei ich mich in das Spaniſche einleiten ließ; wir prüften die ſich darbietenden Sprachformen, und erfreuten uns oft wie an einem Wunder an dem kunſtvoll erlangten Abbilde, daß der Ueberſetzer nicht ſelten mit Verwerfung des Genügenden noch in's Vollkommenere zu ſteigern wußte; ſo konnte meine lebhafte Theilnahme ein Werk allerdings fördern helfen, zu dem im Uebrigen mir alles gefehlt haben müßte.

Was unſre Vertraulichkeit aber mit noch tieferem Reiz ausſtattete, waren die Bekenntniſſe, welche wir uns gegenſeitig von unſern Herzensangelegenheiten machten. Theremin ſprach mit dem raſchen und feurigen Eifer einer in ſich zwar befriedigten, aber im äußern durch vielfachen Zwang geſtörten, noch durch kein Freundesvertrauen aufgenommenen Neigung von ſeinem leidenſchaftlichen Verhältniſſe zu Madame Sophie Sander, bei der er auch nicht ſäumte mich einzuführen, und zwar gleich in aller glänzenden Gunſt eines mitwiſſenden und zuſtimmenden Vertrauten. Er hatte die Bekanntſchaft dieſer Dame durch ſeinen Freund Adam Müller gemacht, dem er ein allzu genauer Nachfolger ſchon zum zweitenmale wurde.

Adam Müller hatte nämlich vorher einen ernſtlichen Liebeshandel mit Madame Vogel geführt, und nicht geruht, bis auch ſein Freund bei ihr ein- und ausging und von ihren Vorzügen durchdrungen war. Der Freund aber war nun bald ein Nebenbuhler geworden, und knüpfte um ſo leichter ſeine Fäden an, als bereits jene früheren ſich löſten, indem Adam Müller eben damals Madame Sander kennen lernte, und ſich ganz wohl dabei befand, aus dem alten Verhältniſſe durch Eintreten eines lieben Freundes ſo glatt und ſanft abzuſcheiden. Unklug unterhielt er dieſen jedoch fortwährend auch von ſeiner neuen Anbetung wieder, machte ihn der Ueberſchwenglichkeit der neuen Geliebten kundig, ſtellte, noch unklüger, ihn mit ihr in vertrauliche Beziehung, und übergab, im höchſten Grade unklug, zur Zeit eines ihm ſelbſt auferlegten Verreiſens, jenem die Sorgfalt für das ganze Verhältniß. Theremin ſollte durch ſeinen angenehmen, und bei anderweitiger Herzensbeſchäftigung hier unſchädlichen Umgang die ſchöne Dame möglichſt unterhalten, die vorhandene Neigung nähren und ſchüren, jede gefahrvolle Bewerbung durch ſeine Gegenwart abwenden. Wiefern überhaupt die Freundſchaft im Fordern ſo weit gehen dürfe, von einem Verliebten, außer ſeiner eignen, auch noch die Abwartung einer fremden Liebe zu verlangen, mögen Andre ausmachen, im gegebenen Fall aber war die Aufgabe ſicherlich zu groß. Das Uebergewicht des neuen Zaubers über den alten wirkte für Theremin, wie es für Adam Müller gewirkt hatte, und die arme Madame Vogel, einmal beſtimmt von Madame Sander beraubt zu werden, verlor an ſie den zweiten Anbeter wie den erſten. In der Folge ſollte ſie nochmals einen Freund Adam Müller's in ihrem höchſten Vertrauen hegen, den Dichter Heinrich von Kleiſt, aber dieſer hielt treuer bei ihr aus, wenigſtens im Tode, denn am Leben beide verzweifelnd, beſchloſſen ſie vereint zu ſterben, fuhren zuſammen nach Potsdam, und am Ufer eines der dortigen Seen erſchoß er ſie und dann ſich ſelbſt. Dies war aber fünf Jahre ſpäter, damals war ſolche düſtre Stimmung ihr noch fern, und Theremin's Entweichen ſchien ſie nicht allzu tief zu ſchmerzen. Seine neue Bewerbung hatte auch nicht ſo-

gleich den gewünſchten Erfolg. Allein die Macht und das Recht der Gegenwart waren auf ſeiner Seite; geſchickt und ausdauernd wußte er den Abweſenden nach und nach zu verdrängen, ſich ſelber feſtzuſetzen, doch nicht ſo ſchnell, um nicht manche Rückfälle überſtehen zu müſſen, und zu ſehen, wie jener noch lange Zeit der geliebtere war, der Eindringlich hatte noch zu kämpfen, als er ſchon im Beſitze zu ſein ſchien, und nur erſt, als jener gar nicht wiederkam, ſiegte er zuletzt völlig.

Diesmal indeß wollte Adam Müller, der doch bereits auch wieder auf neuen Herzensgewinn ausging, keineswegs friedlich in den drohenden Verluſt einwilligen. Als er durch den veränderten Ton der Briefe, welche immer weniger heucheln konnten, zuerſt merkte, was vorging, ſchrie er laut über Verrath, zürnte und ſchalt; aber vergebens! Da er nicht alsbald perſönlich erſchien, blieben ſeine ſchriftlichen Ausbrüche wirkungslos, und ſeine Sache fiel nun ſchneller in Nachtheil, je unbequemer ſie wurde. Jetzt war ſein Name ſchon mehr als vergeſſen, er war ganz gleichgültig. Theremin erzählte mir die Geſchichte mit behaglichem Genügen und kunſtvoller Darſtellung, wie die ſchönſte ſpaniſche Novelle, und lachte herzlich mit mir über die von Müller unter andern auch ausgedrückte ſchwere Drohung, daß er nun auch die Geheimniſſe ſeiner Philoſophie vor dem treuloſen Freunde zurückhalten werde, und dieſer ſolchen Schatzes unkundig bleiben ſolle. Dieſe Philoſophie, als Lehre vom Gegenſatze durch eine vorläufige Druckſchrift ſchon damals einigermaßen enthüllt, doch nie völlig ausgeführt und bald von dem Urheber ſelbſt wieder aufgegeben, mochte Theremin in ihrer geiſtreichen Spitzfindigkeit früher vielleicht angeſtaunt haben; allein jetzt war er ſchon lange himmelweit entfernt, neben einer ſchönen Frau ſolchen problematiſchen Schatz noch irgend in Rechnung bringen zu wollen. Auch Madame Sander behandelte die ganze Sache jetzt mit Heiterkeit, und mit einer ſanften, reizenden Perfidie, die ihr ungemein artig ließ, lud ſie mich eines Abends ſcherzend ein, ich ſolle mich durch Theremin doch nun auch mit Madame Vogel bekannt machen, und in ſie verlieben. „Alsdann“, fügte ſie mit lau-

nigem Seitenblick auf jenen Dabeiſtehenden hinzu, „gehen Sie auch mir nicht verloren, denn die dortigen Anbeter werden unfehlbar die meinigen; es iſt einmal ſo, wiewohl ärgerlich genug, denn ich ſehe nicht ein, warum einer nicht eben ſo gut gleich bei mir anfangen könnte?“ Wegen dieſer mit mir ihm gedrohten Zukunft wußte ſich Theremin, ſo gut wie wegen der Müller'ſchen Vergangenheit, nun wohl hinlänglich ſicher, denn er war bereits, und Madame Sander durch ihn, ausreichend unterrichtet von meinen Verknüpfungen in Hamburg, und erkannte deutlich genug, daß hier keine Gefahr walte. Ihm war von andrer Seite Unluſt und Schwierigkeit bereitet. Der Buchhändler Sander, zwar von Geiſtesverwirrung befallen, beſorgte doch noch ſelber ſeine Handlung und ſein Haus, wozu auch ſein Zuſtand ihn theilweiſe recht gut befähigte. In dieſem Verhältniſſe wurde er ſelbſt und ſeine Freunde der armen Frau durch Zumuthungen und Rathſchläge äußerſt läſtig. Theremin ſah ſeine täglichen Beſuche widerwärtig angeſehen, und ſich zu mancherlei Rückſichten und Erduldungen genöthigt. Von Zacharias Werner's unbeſcheidener Einmiſchung in dieſe Eheſachen und Theremin's bittrem Groll darüber iſt ſchon anderwärts geſagt, ich ließ es meinerſeits an ermuthigender Zuſtimmung und Erregung gegen die Zwingherren nicht fehlen, und lud mir überhaupt alle herkömmliche Laſt eines redlichen Vertrauten fleißig auf.

Außerdem brachte ich viele Zeit in der Cohen'ſchen Familie zu, wo mannigfaches Leid fortwucherte. Ich beſuchte ferner Fichte, Bernhardi, Kieſewetter, Reimer, welche insgeſammt für den Krieg geſtimmt waren, und ſich mit Nachdruck patriotiſch ausſprachen. Ungeduldig harrte man der Nachrichten vom Heere, man ſah die letzten Truppen, die zur Reſerve unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg gehörten, glänzend und freudig durch Berlin nach der Elbe rücken, und fürchtete nur noch ſtets, es würde ein unerfreulich und haltungslos geflickter Frieden danach das Schwert abermals in die Scheide bannen. Ganz Berlin nahm an der Aufregung Theil, faſt alle Erwartung war Hoffnung, nur ſelten wagte ein zweifelhaftes oder ängſtliches Wort ſcheu

ſich hervor. Das Kriegsmanifeſt erſchien endlich aus Erfurt vom 8. Oktober datirt, und man freute ſich, daß wenigſtens dieſer Schritt gethan war; der heiße Durſt nahm ein ſolches Aktenſtück als einen Labetrunk, und gierig wurde er hinuntergeſchluckt. Nun aber wurde das Bedürfniß nach weiteren Neuigkeiten, nach Siegesbotſchaften, wie man ſie zweifellos erwartete, zum wahren Ungeſtüm; ein ſeltſamer Zuſtand war in der That bei dieſer heftigen Unruhe des Publikums die unverbrüchliche amtliche Stille, mehrere Tage vergingen durchaus ohne Nachrichten, die Staatsbehörde machte nichts bekannt, auch Briefe und Reiſende gaben wenig Aufſchluß, aus der verhängnißvollen Gegend, wo man die Heere im Kampfe begriffen vermuthete, ſchallte kein Laut herüber, die Hauptſtadt ſchien wie abgelöſt von dem Hauptquartier, wo die Hoheit und Kraft des Staats wie ſein Thun und Intereſſe ſich vereint befand. Dieſe unerträgliche Dumpfheit und Nüchternheit, in welcher das ſtolze Prahlen und Verheißen einzelner Militairperſonen ſich ſchon kleinlauter vernehmen ließ, gab alsbald mancherlei bangen Ahndungen, dann den verwirrendſten Gerüchten und unerforſchlichſten Sagen Raum, und wurde zuletzt durch die gewaltigſten Schläge furchtbar aufgeriſſen! Die erſte ſichre Nachricht, die unſre erwartungsvollen Zweifel traf, war die von dem Tode des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld den ungünſtigen Ausgang eines übereilten Gefechts, wie man ſagte, nicht hatte überleben wollen. Nicht zu ſchildern iſt der Eindruck, den der Verluſt dieſes liebenswürdigen, thatendurſtigen, dem Heer und den Bürgern und auch den Frauen wohlbekannten, der Welt und dem Leben durch die mannigfachſten perſönlichen Verhältniſſe angehörigen Prinzen allgemein verurſachte. Zwar wollten ihn auch jetzt manche Stimmen nur der Unbeſonnenheit zeihen, ihm ſeinen frühen und wie ſie glaubten nutzloſen Tod zum Vorwurf machen, aber die Folge zeigte nur zu ſchrecklich, daß unter den Looſen dieſes Krieges einer Perſönlichkeit wie der ſeinen kaum ein würdigeres beſchieden ſein konnte, und daß er darin vorwurfsloſer und beneidenswerther erſcheinen durfte, als die meiſten ſeiner Kriegsgefährten.

Der finſtre Anfang weiſſagte nichts Gutes, doch ſtand im Allgemeinen ein ſtarkes Vertrauen zu den preußiſchen Waffen noch feſt, zwar durch vergebliches Siegsgeſchrei mehrmals getäuſcht, doch erſt durch unläugbare Zuverläſſigkeit ſchrecklicher Entſcheidungen völlig niedergeſchlagen. Als die unglückliche Botſchaft von einer verlorenen Schlacht die Stadt erreichte und durchzuckte, war die erſte Regung, die Nachricht nicht anzunehmen, nicht zu glauben, man rannte auf den Straßen hin und her, ſammelte ſich vor den Häuſern, wo die höchſten Staatsbeamten wohnten, beſonders in der Behrenſtraße vor dem Hauſe des Generals und Miniſters Grafen von der Schulenburg-Kehnert, man drang hinein, man wollte Auskunft, man redete ohne Unterſchied Fremde und Bekannte, Vornehme wie Geringe mit Ungeſtüm an; ganze Schaaren ſtrömten von einem Orte zum andern, je nachdem eine zufällige Aeußerung an einem oder dem andern beſtimmte Befriedigung hoffen ließ. Endlich erſchien an den Ecken ein gedruckter Anſchlagezettel, worin Schulenburg mit kurzen Worten bekannt machte, der König habe eine Bataille verloren, und Ruhe ſei jetzt die erſte Bürgerpflicht, welcher gutgemeinte, aber ungeſchickt dargebotene Zuſpruch in der ſteigenden Bitterkeit der Ereigniſſe eine traurige Berühmtheit erlangen mußte. Die erſte Empfindung im Volke war jedoch die des Muthes und der That. Eine Anzahl junger Leute, durch wackre Fürſprecher geleitet, drangen zu Schulenburg ein, wollten eine Freiſchaar bilden, begehrten Waffen und Marſchrouten zum Heere, und als Schulenburg über dieſes Anſinnen in höchſter Verlegenheit nur ablehnend, ja verweiſend ſich äußerte, und zuletzt auch das unbedingte Anerbieten zum gemeinen Soldatendienſt mit Verdruß und Widerwillen zurückſtieß, meinend, er wiſſe nicht, was er mit den Soldaten, die er ſchon habe, anfangen ſolle, geſchweige denn mit neuen, — da mußte freilich jeder klar einſehen, daß in dieſen Formen und Bahnen dem Bürgerſinn allerdings nichts übrig ſei, als das Fallende ruhig fallen zu laſſen, und das Verhängte ruhig zu tragen. Auch mein Sinn war in jenen Tagen auf den Kriegsdienſt gerichtet, und ich ſuchte, trotz meiner mahnenden Bruſtbeſchwerden, die

Mittel, dieſem Drange zweckmäßig zu genügen, als mir jene Unmöglichkeit gezeigt und damit jedes Vorhaben niedergeſchlagen wurde.

Berlin ſah nun allen früheren Stolz und alle frühere Kraft ſich beugen, alle Hoffnungen ſchwinden; man ſah die Königlichen Kaſſen, die Hofhaltungen auf dem Schloſſe, die höchſten Beamten und manche ſonſt durch ihre Verhältniſſe bemerkbare Perſonen eiligſt einpacken und zum Thore hinaus fahren. Später kam es auch an das Zeughaus, langſam wurden die vorräthigen Gewehre auf Kähne geladen, mit deren Abfahrt auch noch geſäumt wurde. Endlich zog Schulenburg mit den vorhandenen Truppen, einige tauſend Mann, nach der Oder ab, nachdem er durch öffentlichen Anſchlag die Stadt dem Oberbefehl ſeines Schwiegerſohnes, des Fürſten von Hatzfeldt, überlaſſen hatte. Die Bürger hielten den Wagen des Abreiſenden an: „Ich laſſe euch ja meine Kinder hier!“ rief er beſchwichtigend, und man ließ ihn fahren.

Inzwiſchen hatte das Gerücht die unglückſeligſten Vorfälle Schlag auf Schlag gemeldet, nicht, wie ſonſt zu geſchehen pflegt, vergrößernd, ſondern im Gegentheil nur immer ſchrecklicher und gehäufter enthüllte ſich das Unglück. Man erfuhr von den Schlachten von Auerſtädt und Jena, von der tödtlichen Verwundung des Herzogs von Braunſchweig und des Generals von Rüchel, von der weiteren Zerſprengung der Truppen, die ſich bei Magdeburg hatten ſammeln ſollen. Noch glaubte man, die Elbe würde behauptet werden, die noch nicht im Feuer geweſene Reſerve wußte man bei Halle aufgeſtellt; aber ſchnell entſchwand auch dieſer Troſt, die Ueberbleibſel des Heeres flüchteten ſchon nach der Oder hin, der Prinz Eugen von Würtemberg war am 17. Oktober durch den Marſchall Bernadotte überfallen und geſchlagen; die Königin zuerſt und bald auch der König hatten die Richtung nach Preußen genommen; die Franzoſen waren in Leipzig erſchienen, hatten bei Deſſau und unterhalb Magdeburg die Elbe überſchritten, und drangen von allen Seiten in ſiegreichen Schaaren heran. Unbeſchreiblich iſt das dumpfe Entſetzen und angſtvolle Harren, in welchem die Hauptſtadt

lag; das Furchtbare beſtand auch darin, daß man keine Preußen, wenn auch geſchlagene und flüchtige nur, wiederkommen ſah; das in Stolz und Kraft ſtrahlende Heer hatte man in's Feld rücken ſehen, und, als wenn die Erde es verſchlungen hätte, ſollte an dieſes noch ganz nahe Bild jetzt unmittelbar das des Einzugs eines verhaßten und verachteten Feindes ſich reihen! Wirklich hatte keine der Heertrümmer nach Berlin gelangen können, ſie waren weiter hinaus nordwärts verſprengt, und wurden, theils ſchmachvoll ohne Widerſtand bei Prenzlau, theils rühmlich nach tapfrem Kampfe bei Lübeck durch Uebergabe kriegsgefangen.

In Berlin war jetzt nur Noth und Sorge, keine Behörde trat wirkſam auf, alles war ſich ſelbſt überlaſſen. Der Fürſt von Hatzfeldt bewies ſich als rathloſer Feigling, und wurde damals ſchon tief verachtet. Manche Leute, an die feindliche Einquartirung denkend, ſchafften Wein und gute Koſt an, um durch bewirthende Aufnahme den Ungeſtüm der Krieger zu beſchwichtigen; andre, ihrer ſelbſt eingedenk, ſuchten durch Kartoffelvorräthe die eigne Nahrung zu ſichern; eine ſchwache Hoffnung auf angebliches Heranrücken ruſſiſcher Truppen hielt manche Perſonen noch aufrecht, einige gab es auch, die ſich der franzöſiſchen Truppen freuten, unter andern mein Lateinlehrer, Profeſſor Schloſſer, der in ihnen noch die alten Freiheitsſoldaten ſehen wollte, und überdies einen dem Studiren entlaufenen Sohn unter ihnen hatte. Den Profeſſor Friedrich Buchholz beſchuldigte man ebenfalls der Freude über den Sieg der Franzoſen, deren Kaiſer ſchon längſt ſein Held war. Auf die Nachricht, daß Heſſen-Kaſſel ſich von der preußiſchen Sache getrennt, und für neutral erklärt habe, beeilte ſich Kieſewetter, ſeine Hausthüre mit dem hiezu von der Erbprinzeſſin von Heſſen, die auf dem Schloſſe wohnte, ihm ſchnell verliehenen Titel eines Heſſen-Kaſſelſchen Rathes zu ſchmücken; doch ohne Gewinn für ihn, denn die Franzoſen ließen jene Neutralität nicht gelten, unterſchieden Heſſen und Preußen nicht, und Kieſewetter hatte mit den Einquartirungslaſten, deren ihm keine erſpart wurde, noch den Verdruß der verfehlten Liſt und die Schadenfreude der Mitbürger, von denen er ſich hatte losſagen wollen, zu

ertragen. Reimer'n ſprach ich, als er grade von Johann von Müller kam, der ſich ihm ganz rath- und ausſichtlos bekannt hatte, alles für verloren hielt, bald flüchten, bald ſich verſtecken wollte, und nur auf vieles Zureden in Berlin blieb. Fichte entſchloß ſich kurz und gut, dem ſtörenden Getümmel zu entweichen, er ließ Gattin und Sohn zurück, und reiſte mit dem Leibarzt Hufeland, der dem Könige zu folgen berufen war, nach Königsberg ab.

Ich ſelbſt war leidenſchaftlich bewegt. Zu dem unmittelbaren Eindrucke der Tagesgegenwart kam auch der nächſte Antheil an dem in Halle geſchehenen; die Stadt war bei dem Gefecht geplündert worden, und Schleiermacher und Steffens hatten dabei manches eingebüßt, die Univerſität aber auf Napoleon's Geheiß auseinandergejagt, alle Studenten hatten ſich ungeſäumt entfernen müſſen, Neumann, Harſcher, Neander, ſo viele Andre, mußt' ich mir umherſchweifend denken, ohne Hülfsmittel und Ziel. Ein verſprengter Student, der nach einigen Tagen ankam, aber leider von meinen Freunden nichts wußte, brachte mir die erſte, nachher von mehreren Seiten beſtätigte Erklärung des unerwarteten plötzlichen Ingrimms gegen die Univerſität. Napoleon war am 19. Oktober in die eroberte Stadt eingerückt, und hatte ſeine Wohnung im Meckel'ſchen Hauſe auf dem großen Berlin genommen, die mitgekommenen Truppen waren einquartirt, und nach den ſtürmiſchen wüſten Vorgängen ſchien eben zuerſt wieder einige Ruhe und Stille der Nacht einzutreten. Nur die Studenten waren noch hin und wieder aufgeregt, und eine kleine Schaar ſaß beim Trunk und verhandelte lebhaft die Ereigniſſe der letzten Tage. Durch Geſpräch und Wein erhitzt brachen ſie endlich auf, zogen durch die öden dunklen Straßen, kamen zum großen Berlin, ſahen die hellerleuchteten Zimmer, wo Napoleon wohnte, und riefen mit burſchikoſer Tollkühnheit dem Kaiſer luſtig ein lautes Pereat. Sie ſtoben ſogleich auseinander, die Wache nicht abwartend, aber Napoleon, von dem Sinn des durchdringenden Schrei's unterrichtet, und ohnehin gegen die ſtudirende deutſche Jugend ungünſtig eingenommen, befahl die augenblickliche Fortſchaffung aller Studenten, und man ſagt, der Befehl habe anfangs

auch den Profeſſoren gelten ſollen, und die Ausführung ſei nur durch Wohlmeinung einiger Mittelsperſonen um einen Tag verzögert und dann blos auf die Studenten beſchränkt worden. Bei Erzählung dieſes unerhörten Wageſtücks wurde eines ähnlichen frühern gedacht, wo ein Student zu Halle, mit Kanonen und Stürmer und wirbelndem Tabacksqualm ungeſtüm anſchreitend, den König von Preußen, der ihm zu Fuß begegnete, vom breiten Stein weggedrängt, und auf den verwunderten Nachruf, wer er ſei? trotzig und kurzweg nur: „Ein Halliſcher Burſch!“ geantwortet, darauf aber ſeinen Weg mit ſporenklirrendem Tritt ruhig fortgeſetzt habe. Was aber auch der Halliſchen Univerſität den Stoß gegeben haben möge, jener doch noch mit einigen Zweifeln behaftete Streich, oder irgend eine andre Bewandtniß, die Zerſtörung ſelbſt griff mir an's Leben; dort hatte ich meine Heimath, meinen Rückhalt für die Zukunft; jetzt war ich ein Vertriebener, ein Flüchtling, ich hatte keinen feſten vorgezeichneten Weg mehr, ich mußte Entſchlüſſe faſſen, zu welchen ſich faſt nur Zweifel darboten. Mitlerweile war auch die Reichardt'ſche Familie von Gibichenſtein angekommen, die im Augenblicke des ſich bei Halle eröffnenden Gefechts eilig die Flucht ergriffen hatte; der Kapellmeiſter, der ſich gegen die Franzoſen und Napoleon großer Frevel bewußt war, — man hielt ihn, was genug war zum Erſchießen, für den Verfaſſer des Buchs „Napoleon Bonaparte und das franzöſiſche Volk“, — ſetzte die Flucht gleich weiter nach Preußen fort; die Familie blieb fürerſt in Berlin, durch ſie erfuhr ich viel unglückliche Nachrichten, ich war ſehr bewegt, und wälzte die unruhigſten Gedanken in mir.

In der allgemeinen bangen Erwartung der Franzoſen wollt' ich wenigſtens da nicht fehlen, wo man meiner bedürfen konnte. Ich war in einigen Familien, wo grade kein Mann zum Schutze gegenwärtig war, mit Rath und That zur Hand. Vormittags trieb ich mich umher, zu Mittag aß ich gewöhnlich mit Theremin, der auch gern noch einen Theil des Nachmittags mir widmete, bis ihn gegen Abend ſein Stern zu der geliebten Freundin führte, wo er Krieg, Politik und alles vergaß. Im Grunde war nur ſeine

Phantaſie von den Ereigniſſen berührt, nicht ſein Gemüth von ihnen getroffen; er ſah den Staat überhaupt ſehr leicht an, über deſſen rohe Formen ein feineres Geiſtesleben ihn hinausführen ſollte. Er machte, wetteifernd mit mir, den Verſuch einer Canzone auf den Sturz Preußens, aber ſie blieb unvollendet, und er geſtand mir mit geheimer Luſt, er ſehe all den Sturm und Wirrwar nur ſo an, als habe derſelbe nur den einzigen Zweck, daß die franzöſiſche Kolonie darüber vergäße, ſich über ſein Verhältniß zu Madame Sander mit böſem Geklatſch aufzuhalten.

Die Franzoſen, ſchon ganz in der Nähe, ließen ſich mehrere Tage erwarten; ſie waren nordwärts, durch die ſchnellſten Erfolge fortgeriſſen, über Berlin ſchon hinaus, deſſen empfangbereites Harren ſie kaum ahnden konnten. Endlich am 24. Oktober erſchien der Feind, ich hatte den Anblick der erſten Franzoſen, welche hereinkamen; ein Offizier im blauen Ueberrock und drei bis vier Jäger zu Pferde ritten Mittags von den Linden her nach der innern Stadt, ſie unterbrachen ihren ſcharfen Trab nur, um ungeſtüm nach der Munizipalität oder dem Rathhauſe zu fragen, hießen die andrängenden Perſonen zurückweichen, und ſprengten weiter. Jetzt waren ſie alſo da! Noch zwar hörte man auf der Straße, als ſie eben vorüber waren, manche Leute behaupten, nicht Franzoſen ſeien es, ſondern Ruſſen, man ſähe es an den grünen Röcken, aber eine Viertelſtunde ſpäter hielt kein Wahn mehr, große Schaaren Reiterei und Fußvolk zogen ein, und am folgenden Tage war die ganze Stadt mit den Kriegsvölkern des Marſchalls Davouſt angefüllt. Nun begann ein neues Leben in der bis dahin faſt erſtorbenen Einwohnerſchaft. Man athmete auf, als man ſtatt wilder, racheſchnaubender Plünderer wohlgeordnete muntre Soldaten fand, die man ſchon durch Franzöſiſchreden völlig zu entwaffnen ſchien, und deren Offiziere ſich größtentheils durch höfliche Manieren auszeichneten. Dieſen erſten günſtigen Eindruck löſchten auch ſpätere rohe Auftritte, die bei den geſteigerten eiligen Bedürfniſſen ſo vieler durchziehenden und theilweiſe verweilenden Völker ſich ereigneten, nicht wieder aus. Man fand noch immer, daß man Gott zu danken

habe, keinen ſchlimmern Feind zu ſehen. Doch machte freilich das nachläßige, ungeputzte, auch wohl zerlumpte Einherziehen der unanſehnlichen, kleinen, frech redenden und witzelnden Kerls die an preußiſche Haltung und Scheinſamkeit gewöhnten Augen gewaltig irre, und man wollte nur um ſo ſchwerer begreifen, wie ſolches Geſindel, — denn dieſer Name lag zu nah, — ſolche Soldaten habe können aus dem Felde ſchlagen.

Einige Tage ſpäter, am 27. Oktober Nachmittags, zog nun auch der franzöſiſche Kaiſer, von dem man ſchon ſagte, er getraue ſich nicht nach Berlin herein, an der Spitze ſeiner Garden von Charlottenburg her in die Stadt. Ich ſah den Einzug nicht mit an, ich wollte nicht, Schmerz und Trauer waren zu groß in mir, ich haßte den Sieger, und mochte ihn nicht angaffen. Von Freunden hörte ich, der Volkshaufen unter den Linden, ſei gemiſcht genug geweſen, daß doch theilweiſe ein Vivat für den Kaiſer daraus hervorſchallen gekonnt. Aber die Berliner im Ganzen waren keineswegs zu ſolchem Rufe geſtimmt. Bernhardi z. B. ſagte mir, er habe genau die Umſtände des Einzugs beobachtet, und ſich verſichert, ein kühler Mann würde leicht Gelegenheit zu einem Mordſtreiche gefunden haben; der Gedanke und Wunſch aber eines ſolchen Verſuchs begegnete einem häufig ſchon damals, und ſpäterhin nur noch häufiger, denn man ſah den Kaiſer durchaus nicht wie einen mit den andern Fürſten Gleichſtehenden an, ſondern er mußte für einen rechtloſen Unterdrücker, für einen Räuber und Böſewicht gelten, und dieſe Meinung empfing ihren ſtärkſten Grimm von derjenigen Seite her, wo man der franzöſiſchen Freiheit anhing, und ihn als deren Mörder betrachtete, ſogar der Haß, den die Royaliſten ihm wegen des Todes des Herzogs von Enghien hegten, war minder entbrannt und rächeriſch.

Mein Weg führte mich täglich, wenn ich von Madame Cohen aus der kleinen Promenade zu Theremin nach dem George'ſchen Hauſe zurückkehrte, durch den ſogenannten Luſtgarten. Als ich am 27. Oktober Abends wie gewöhnlich dieſen Weg nahm, ſetzte mich ein neues Schauſpiel, das ſich hier unerwartet darbot, in das wundervollſte Staunen. Der

ganze Mittelraum des bis dahin sorgsam geschonten Rasens und selbst der Straßenplatz nach dem Schlosse hin war bedeckt mit unzähligen hellflammenden Wachtfeuern, um welche her die kaiserliche Garde in tausend Gruppen muntrer Fröhlichkeit und Geschäftigkeit sich bewegte. Die mächtigen Feuer beleuchteten taghell die prächtigsten, schönsten Leute, die blanksten Waffen und Kriegsgeräthe, die reichsten, bunten Uniformen, in deren sich tausendfältig wiederholenden Roth, Blau und Weiß die volle Macht der französischen Nationalfarben die Augen traf. Ungefähr 10,000 Mann waren in diesem lodernden Bivouak in Bewegung, den das matter beschienene Schloß, wo der Kaiser seine Wohnung hatte, düster begränzte. Einen großen Eindruck gewährte der Ueberblick des Ganzen, und wenn man das Einzelne untersuchte, denn man konnte frei hindurchgehen, und jede Neugier befriedigen, so mehrte sich nur die Bewunderung, jeder Soldat schien an Ausstattung, Benehmen, Wohlbehagen und Gewicht ein Offizier, jeder ein Gebieter, ein Held. Sie sangen, tanzten und schmausten bis tief in die Nacht hinein, dazwischen rückten kleine Abtheilungen in strengster kriegerischer Haltung mit Trommeln und Musik zum Dienst aus und ein. Es war ein einziger Anblick, wie ich nie wieder einen gehabt; ich verweilte stundenlang, und konnte mich kaum losreißen. Die Garden blieben noch viele Tage und Nächte hier gelagert, und immer auf's neue hafteten die Augen auf dem verhaßten schönen Schauspiel; aber jenem ersten Abende kam kein folgender gleich; die Feuer brannten mäßiger, die Truppen wurden zum Theil anderweitig untergebracht, das Ganze verlor sich endlich in eine geringe Mannschaft Reiterei, die neben ihren Pferden hier zum Aufsitzen fertig ihr Nachtlager hielten. Für die Sicherheit des Schlosses konnte die zahlreiche Hauptwache im innern Schloßhof völlig genügend dünken.

In den nächsten Tagen nach Napoleon's Einzug hatte ein Vorfall Statt, der durch die Zeitungen bekannt gemacht wurde, und großes Aufsehen erregte. Der Fürst von Hatzfeldt, so wurde berichtet, habe nach dem Einrücken der Franzosen, über die Anzahl und die Bewegungen derselben ge-

heime Kundſchaft an den König abgeſandt, welche aber in franzöſiſche Hände gefallen und Urſache geworden wären, daß Napoleon im Zorn den Befehl gegeben, den Fürſten zu erſchießen, darauf ſei jedoch die Fürſtin herbeigeeilt, habe ſich dem Kaiſer zu Füßen geworfen, und ſo die Begnadigung ihres Mannes erwirkt. In dem ſo erzählten Verlaufe lag ohne Zweifel nichts, was dem Fürſten preußiſcherſeits verargt werden konnte, im Gegentheil; allein ſchlimme Gerüchte deuteten ſchon gleich damals auf einen andern Zuſammenhang hin, und Hatzfeldt's Name wurde von den eifrigſten Preußen nur mit Schmach und Verachtung genannt. Man wollte wiſſen, er ſei nach dem Unglück Preußens unverweilt auf die Seite der Franzoſen übergetreten, habe in Potsdam, wo er am 26. Oktober mit den Abgeordneten der Stadt Berlin die Bitte um Schonung anzubringen gehabt, dem franzöſiſchen Kaiſer unwürdig geſchmeichelt, und bei ihm ſich ein Verdienſt daraus gemacht, die Abfahrt der mit den Waffen des Zeughauſes beladenen Kähne nicht zugelaſſen, ſondern dieſe, wie noch vieles andre, dem Kaiſer zur Darbietung zurückgehalten zu haben. Der Oberpräſident von Baſſewitz, in ſeinem ſchätzbaren, meiſt auf amtliche Angaben gegründeten Werke „Die Kurmark Brandenburg von 1806—1808" berichtet hierüber: „Wegen der Transportirung der noch im Zeughaus befindlichen ungefähr vierzigtauſend Gewehre, die unter Aufſicht des Magiſtrats vom Grafen Schulenburg geſtellt waren, erklärte ſich der Fürſt Hatzfeldt gegen den Major von Pirch, der ſolche noch fortzuſchaffen hoffte, er fände dies ohne ausdrücklichen Königlichen Befehl nicht zuläßig, indem der herannahende Feind ſolches, als eine ihm nachtheilige Maßregel, der Stadt zur Laſt legen könne. Hierdurch wurden, da die Königliche Beſtimmung nicht mehr eintreffen konnte, die Gewehre nicht verſchifft und fielen in die Hände des Feindes, ſo wie ungefähr fünfzig im Zeughauſe noch vorhandene Kanonen." Auch etwa zweitauſend Zentner Pulver in dem Pulvermagazin in Moabit vor den Thoren Berlins fielen den Franzoſen in die Hände, da der Fürſt aus gleichem Grunde deren Verſchiffung oder Zerſtörung verhindert hatte, durch den beſtimmten Befehl,

die Vorräthe ganz unberührt zu laſſen. Um ihn ſicher zu ſtellen gegen die Rache Preußens, ſagte man ferner, habe Napoleon eingewilligt, die Poſſe zu ſpielen, als ſei der Fürſt vielmehr wegen ſeines preußiſchen Dienſteifers in Lebensgefahr gerathen. Da Hatzfeldt große Güter am Rhein beſaß, und ſich weiterhin im beſten Vernehmen mit den Franzoſen und dagegen in offenbarer Mißſtimmung wider Preußen zeigte, ſo konnten ſolche Gerüchte, wie viel Unwahrſcheinliches auch in einigen Umſtänden lag, ſich durch die Folge nur beſtärken. Die verhinderte Einſchiffung der im Berliner Zeughauſe vorfindlichen Gewehre war ein Anklagepunkt, der beſonders die Königin, welche ſchon früher wider den Fürſten eingenommen war, mit zürnendem Eifer geltend machte. Sie ſprach damals öfter mit Unwillen darüber zu Stägemann, und fragte lebhaft: „Warum hat er denn die Gewehre nicht abfahren laſſen? warum ſie mit Gewalt für den Feind als Beute zurückgehalten? waren es etwa ſeine Gewehre? hatte er irgend ein Recht daran?“ — Thatſache iſt, daß nach geſchloſſenem Frieden noch im Jahre 1810 ein fiskaliſcher Prozeß gegen den Fürſten geführt und ihm ſeltſam genug die Bezahlung jener Gewehre angemuthet wurde. Bignon erzählt, Napoleon habe, ſobald er von dieſem Prozeſſe gehört, mit Unwillen befohlen, dem preußiſchen Geſandten in Paris das Aergerniß eines ſolchen Verfahrens vorzuhalten, zugleich aber den Herzog von Cadore, ſeinen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, beauftragt, den franzöſiſchen Geſandten in Berlin zu noch ſtärkeren Erklärungen anzuweiſen. „Ecrivez à M. de Saint-Marsan“, ſagte Napoleon in ſeinem Schreiben, „que les ennemis du prince d'Hatzfeldt sont les miens, que ceux qui l'attaquent m'attaquent, et que je reconnais là l'influence de la cabale qui a causé tous les maux de ce pays.“ Dies Schreiben erließ Napoleon aus Berg-op-Zoom, wo er ſich grade befand, am 9. Mai 1810. Der Prozeß wurde wirklich eingeſtellt, und eine Kabinetsordre des Königs vom 22. Auguſt — mittlerweile war auch die Königin geſtorben — hob zuletzt alles weitere Verfahren gegen den Fürſten auf, indem erklärt wurde, der König habe in den Eingaben des

Fürſten die Gründe für deſſen Rechtfertigung überwiegend gefunden. — In der Folge wußte ſich Hatzfeldt vermittelſt ſeiner Verbindungen, ſeines Namens und Vermögens doch wieder am preußiſchen Hof einzuſchmeicheln, beſonders nach dem Tode der Königin, galt wieder für einen Getreuen, indem er vielleicht fortwährend ein Verräther war, und ſtand zuletzt, auf ſeinem Geſandtenpoſten zu Wien, in einem Anſehen und Einfluß, daß ſelbſt der Miniſter Graf von Bernſtorff eine Zeitlang auf dem Punkte ſtand, durch den jetzt an Oeſterreich und an den Fürſten von Metternich ungebührlich hingegebenen Achſelträger aus ſeinem Poſten verdrängt zu werden. Der ſich hofklug dünkende Nagler und der durch jedes niedrige Anſchließen plump aufſtrebende Otterſtedt rechneten ſchon ganz darauf, mit Hatzfeldt vereint an die Spitze der Angelegenheiten zu gelangen, als dieſer, für Preußen zum wahren Glück, in Wien plötzlich ſtarb, und mit ihm der größte Theil des unwürdigen und verderblichen Einfluſſes, den das öſterreichiſche Kabinet auf das preußiſche ausübte. Der Fürſtin von Hatzfeldt war ſpäterhin die Fußfallſzene vor Napoleon, die ſie in allen Büchern als einen Zug der Großmuth des Kaiſers erzählt und durch viele Kupferſtiche und Gemählde immer auf's neue vorgeſtellt fand, eine höchſt ärgerliche Erinnerung, ſie wünſchte ſich aus dieſer Art von Schmach jetzt herauszuziehen und zugleich den verſtorbenen Gemahl als vortrefflichen Preußen hinzuſtellen, und vertraute ſich zu dieſem Zwecke gar unglücklich dem Major Wagner an, der als ehemaliger Magiſter die Feder gut zu führen im Rufe ſtand, und ſich einem ſo vornehmen Verlangen eifrigſt unterzog. Der Aufſatz, der zu Stande kam, und in der Staatszeitung erſchien, war ſo ungeſchickt und troſtlos, daß er grade die entgegengeſetzte Wirkung that, weder den Fußfall mit Erfolg läugnete, noch ſonſt bewies, was er beweiſen ſollte, ſondern nur die ſchon halbvergeſſenen Anſchuldigungen nach mehr als zwanzigjährigem Beruhen heftig wieder aufregte, neue ungünſtige Zweifel hinzufügte, und dem Hof und der Stadt wie auch dem Auslande nur Aergerniß und Unwillen gab, der Fürſtin aber allgemein, und ſelbſt von ihren Nächſten, bittern Tadel

zuzog, durch ihre Thorheit das ſchon immer zweideutige Andenken ihres Mannes erſt recht in Nachtheil geſetzt zu haben.

Ein Befehl der franzöſiſchen Kommandantur an den Magiſtrat, daß die Einwohner Berlins ihre ſämmtlichen Waffen ungeſäumt abzuliefern hätten, ſetzte dieſen in Schrecken, und er ließ unter ſcharfen Androhungen die Bürger auffordern, dieſen Befehl augenblicklich zu erfüllen. Ich hatte einen ſchönen Säbel, der noch von Hamburg her mich auf der Reiſe begleitete, desgleichen zwei engliſche Terzerole; nichts war leichter, als dieſe Stücke in einem ohnehin verdachtloſen Hauſe zu verbergen, ich wollte mich nicht davon trennen, und die Gefahr der Entdeckung auf mich nehmen. Aber nichts glich der aufgeregten Beſorgniß Theremin's, um keinen Preis wollte er dieſe Waffen in ſeiner Wohnung dulden, er ſah die entſetzlichſten Maßregeln gegen mich, gegen ihn, ſchon in Ausübung, er bat inſtändigſt, er machte endlich größeren Ernſt, als ich je bei ihm geſehen hatte. Soviel dingt' ich ihm doch ab, daß er einwilligte, ſtatt ſie abzuliefern, dürfte ich die Waffen im weitläuftigen Garten einem tiefgemauerten, zu dem Eiskeller gehörigen Schachtloche anvertrauen. Die Terzerole behielt ich dennoch zurück, der Säbel aber wurde hinabgeſtürzt, und Laub und Zweige drüber hin. Kaum war dies leider geſchehen, ſo erſchien in den Zeitungen von Seiten des Kommandanten ein beißender Verweis an den Magiſtrat, daß derſelbe die guten Bürger durch übertriebene Androhungen ohne Noth erſchreckt habe, die Entwaffnung einer feindlichen Hauptſtadt, hieß es, ſei zwar eine ordnungsgemäße Maßregel, hier aber keineswegs mit ſolcher Eile und Gewaltſamkeit zu verlangen, die Ablieferung möge gelaſſen weiter gehen, man ſei franzöſiſcherſeits mit den guten Bürgern zufrieden, und es bedürfe des vorwitzigen Eifers nicht, mit dem der Magiſtrat die Abſichten der franzöſiſchen Behörden übertreibe. Mir that mein Säbel leid, den ich nun ohne Gefahr behalten konnte, aber ihn heraufzuholen war nicht ſo leicht, als ihn hinabfallen zu laſſen, und Theremin wußte ihn doch am liebſten da, wo er eben lag; ſo blieb er denn einſtweilen liegen, und

ſpäterhin fand er ſich nicht mehr. Mir aber war das Benehmen der Franzoſen hiebei ſehr bemerkenswerth. Es ſcheint, ſie hatten den Schrecken allerdings bezweckt, und der Magiſtrat ſollte, indem er nach ihrer Angabe handelte, dieſe zugleich mißverſtanden zu haben ſcheinen, und ihnen ſo die Gelegenheit geben, nach geſchehener Sache durch deren Mißbilligung noch in großmüthiger und zutrauenvoller Ueberlegenheit nur um ſo höher zu ſtehen. Dieſen an ſich freilich unbedeutenden Vorgang ließ ich mir eine gute Lehre ſein, — weshalb ich ihn auch hier erzählt habe, — daß für jede Sache ein eignes Maß zu finden, und durch Eifer leicht eben ſo viel, als bisweilen durch Vorſicht, zu verſäumen ſei.

Zwiſchen allen Zerſtreuungen und Nachrichten aber lag mir das Mißgeſchick der Halliſchen Univerſität ſchwer auf dem Herzen. Ich mußte in dieſer Angelegenheit etwas verſuchen, das war entſchieden, und ich brachte Theremin dahin, daß wir eine franzöſiſche Bittſchrift aufſetzten, durch die wir durch Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr der Studenten zu erlangen hofften. Ich, Theremin für ſeinen Bruder, und noch ein paar Andre unterſchrieben, wir wünſchten aber noch mehrere Namen aufzuſtellen. Ein Herr von Gerlach, der nachherige Kammergerichtsrath, eben von Halle gekommen, fand die Sache ſehr gut, wollte aber doch lieber ſeinen Namen dabei ſchonen, erhielt über ſeine philiſterhaften Aengſte von mir einige ſchneidende Aeußerungen, wegen deren er mich zur Rechenſchaft ziehen wollte, anfangs ſehr trotzig, dann aber, als ich mich keineswegs einſchüchtern ließ, und er doch gar nicht geſonnen war, ſeine Perſon weniger als ſeinen Namen zu ſchonen, ſo mußte er voll tiefer Beſchämung und Ingrimms über die verlorne Mühe des mißlungenen Bravthums mit doppelter Beladung von Spott und Hohn, in den auch Theremin ſcherzend eingeſtimmt hatte, ſich glimpflich zurückziehen. Ich habe allen Grund zu glauben, daß er es mir, ungeachtet er ſeitdem mit ſeiner ganzen Sippſchaft zur eifrigſten Frömmigkeit übergegangen, noch auf die heutige Stunde nachträgt. Theremin erbot ſich, die Uebergabe der Schrift ohne mich zu beſorgen, vielleicht weil er

mir nicht zutraute, am bedenklichen Orte die gehörige Mäßigung zu beobachten. Er gelangte zum General Clarke, dem Gouverneur von Berlin, wurde gut aufgenommen, und erhielt das Versprechen, man wolle die Schrift anbringen, einstweilen aber gab man ihm die Beruhigung, der Kaiser habe mehr zu thun, als an die Studenten zu denken, jener Befehl sei im Zorn ertheilt worden, und wenn wir nach Halle zurückkehren wollten, und dort, bis weitere Entscheidung erfolgte, fürerst nur still blieben, würde uns niemand ein Hinderniß in den Weg stellen. Dies war freilich nicht, was wir ansprachen, aber es war doch tröstlich für den Anfang, und eröffnete namentlich mir wieder freundliche Aussichten.

Eine neue Sorge verursachte uns Chamisso, und sie löste sich auf ähnliche gute Weise. Napoleon hatte aus Bamberg vom 7. Oktober ein Dekret erlassen, welches alle geborne Franzosen, die mit den Waffen in der Hand als Feinde Frankreichs zu Gefangenen gemacht würden, zu erschießen befahl. Die Absicht ging ohne Zweifel dahin, die zahlreichen französischen Emigrirten, welche im preußischen Heere dienten, einzuschüchtern und zu lähmen, und wenigstens alle bourbonischen Einwirkungen abzuschneiden. In jenem Falle nun befand sich nur allzu deutlich unser Freund, der zur Besatzung von Hameln gehörig jeden Augenblick in französische Hände gerathen konnte. Er selbst war von dem Dekret unterrichtet, und nicht ohne Sorge deßhalben, wiewohl nur um so fester auf seinem Posten, wie er noch zuletzt geschrieben hatte. Entsetzlich war uns die Vorstellung der bloßen Möglichkeit, daß er vor ein Kriegsgericht gestellt und das Opfer eines grausamen Buchstabens werden könnte. Wir thaten Schritte seinetwegen, und erlangten von hohen Militairbehörden wenigstens die beruhigende Zusicherung, daß jener Befehl, im Augenblicke der noch ungewissen Ereignisse aus übergroßer Vorsicht ertheilt, jetzt nach den unerwartet glücklichen Entscheidungen auch nicht die geringste Folge haben würde; sie lachten sogar, und meinten, man lasse die Leute nicht so ohne weiteres erschießen, kein Mensch denke an solche Grausamkeit; übrigens unterließen sie nicht, in unsrem Be-

mühen ein ſchönes Beiſpiel der ſchon immer gerühmten deutſchen Freundſchaftstreue zu bewundern und uns rühmend anzurechnen. Wir aber konnten uns der Bemerkung nicht erwehren, die ſich in den nachfolgenden Jahren in ungeheuren Maßen immer mehr beſtätigte, daß der allgewaltige Kaiſer auf ſeines beſtimmten einzelnen Befehls eifrige und raſche Vollziehung wohl mit Gewißheit rechnen konnte, für die Ausführung ſeines Willens im Allgemeinen und für die Ausführung derartiger Beſchlüſſe und Vorſchriften aber keine Bürgſchaft hatte, ſondern meiſt Läſſigkeit und ſogar offenbaren Ungehorſam fand.

Die Wirkungen der politiſchen Welt trafen auch mich ſelber von einer andern Seite zwar mittelbar, doch ſehr unbequem. Der Graf Djalyeski, bei deſſen Sohne ſich Theremin als Lehrer befand, war nach Poſen gereiſt, und nahm dort an der Bewegung, zu welcher der Kaiſer die Polen aufregte, ſehr lebhaft Theil, er ſagte ſich ganz von Preußen los, und rief demnach auch ſeine Familie ſogleich von Berlin ab. Für Theremin blieb nur die Wahl, mit nach Polen zu gehen, oder ſein Verhältniß auf der Stelle aufzugeben. Er wählte natürlich das letztere, und wir mußten nun daran denken, die Wohnung zu räumen. Den nächſten Abend kam Theremin ſehr verſtimmt und unwillig nach Hauſe. „Denke Dir“, ſagte er, was mir begegnet iſt! „Ich ſitze ruhig mit Sophie beim Thee, ein Buch in der Hand, da öffnet ſich unvermuthet die Thüre, der dicke Sander, was er nie zu thun pflegt, tritt ein, ſtellt ſich vor mir hin, und redet mich finſter an: «Herr Theremin, es mißfällt mir, daß Sie Ihre Abende immer bei meiner Frau zubringen, ich will mir Ihre Beſuche in meinem Hauſe künftig ganz verbeten haben.» Darauf wendet er ſich, und geht ab. Sophie und ich hatten eben überlegt, wo ich hinziehen ſollte, um uns bequemer noch und öfter zu ſehen.“ Die Sache war allerdings ſtörend, nebenher auch etwas lächerlich. Aber der Gipfel des Lächerlichen und Beißenden zeigte ſich in der unmittelbaren Folge jener trotzigen Verweiſung; ich weiß nicht genau zu ſagen, durch was für Uebergänge und Wendungen es geſchah, aber gewiß iſt, daß gleich am nächſten Tage Theremin, anſtatt

aus dem Hause wegzubleiben, lieber völlig in dasselbe einzog, ein bequemes Hofzimmer einnahm, und nun nicht nur als Mitwohner, sondern auch durch Frühstück und Mittags- und Abendtisch ganz und gar diesem Haushalt angehörte. Der Hergang blieb nicht unbekannt, Theremin und Madame Sander selbst mußten darüber lachen, und es fehlte von Andern nicht an Scherz und Spöttereien, die doch bisweilen unangenehm und verletzend waren. Für mich, da ich in solche Gunst und Verhältnisse den Freund unmöglich begleiten konnte, blieb nichts anders übrig, als mich in ein Wirthshaus einzumiethen.

Mittlerweile hatte die Niederlage Preußens von Tag zu Tage sich größer und schmachvoller kund gegeben; waren die verlorenen Schlachten, die verkehrten Maßregeln, die Rathlosigkeit und der Unbedacht der Regierung arg zu nennen, so übertrafen doch die Kapitulationen und Uebergaben der Festungen alles, was man sich hatte als möglich denken dürfen. Der Fall von Magdeburg schien ein Traum, ohne Schwertstreich eine Besatzung von 20,000 Mann kriegsgefangen und jenes starke Bollwerk des Staates ohne Schuß übergeben zu sehen, wollte man nicht für Wirklichkeit halten. An das Fabelhafte gränzte es, daß Stettin, und nun gar Küstrin, fast unangreifbar zu achten, durch feige Erschrockenheit der Befehlshaber, die überall von demselben Schwindel befallen waren, sich der ersten Annäherung französischer Reiter eiligst ergeben hatten! Ein gränzenloses Verderben, das schon lange den Staat in seinen wesentlichen Verhältnissen unterwühlt hatte, wurde offenbar. Man erlag der Schande, welche auf das preußische Kriegswesen gefallen war, man vermochte den Gedanken dieser Schmach nicht zu fassen. Im Uebermaße des Schmerzes schimpften die Preußen selbst am heftigsten auf ihre unglücklichen Landsleute. Ein preußischer Offizier galt sonst als der Inbegriff der Ehre, des tapfern Stolzes und der tüchtigsten Kriegskunde, jetzt war der Name eine Bezeichnung der prahlhaften Feigheit, des erbärmlichsten Unwerthes. Man blickte mit Empörung auf die herrschende Gewalt zurück, die sich das Militair in allen Verhältnissen angemaßt hatte, und die man ihm höchstens

dann verzeihen konnte, wenn daſſelbe wirklich als das felſenfeſte Wehr des Staates, als die Bürgſchaft dauernden Ruhmes und ſtets erneuerter Siege beſtand, jetzt wollte mancher im Gegentheil ſich über die Siege der Franzoſen freuen, als wodurch dieſe einheimiſche Despotie, wie ſie ein Rüchel zum Beiſpiel gewollt und ausgeübt, glücklich zerſtört wäre. Wer es nicht erlebt hat, kann es kaum noch glaublich finden, in welchen Ausdrücken der Ingrimm preußiſcher Patrioten gegen das Militair wüthete, mit welcher haßerfüllten Verachtung die einſt geprieſenen Namen Kleiſt, Ingersleben, Romberg, Wartensleben, Schöler und andre ſolche, auf denen der Vorwurf der Feigheit und des Verraths haftete, genannt wurden. Ich ſelbſt hatte in ſolcher Beziehung einen Auftritt mit dem Geheimen Rath Alberti. Ich traf ihn bei ſeinem Schwager Geheimen Rath Piſtor, der eine Tochter Reichardt's zur Frau hatte, wie jener eine Stieftochter deſſelben. Dieſer zorneifrige Mann erklärte gradezu alle preußiſchen Offiziere für ſchlechte Kerle; ich ſuchte ihn zu mäßigen, wollte Ausnahmen vorbehalten, und meinte, ich hätte unter den preußiſchen Offizieren perſönliche Freunde, in Betreff deren er jenen Ausdruck gewiß zurücknehmen werde; er ſagte eben ſo grob als unſinnig nein, ſie ſeien alle ſchlecht, und ſchon deßhalb dieſer Bezeichnung werth, weil ſie in dieſem nichtswürdigen Kriegsweſen einmal mitſteckten. Wenn er es ſo nehmen wolle, erwiederte ich, nun ebenfalls bitter, ſo wundre ich mich nur, daß er beim Militair ſtehen bleibe, ich könnte auch dieſe Anſicht nehmen, aber müßte dann einen weitern Geſichtskreis faſſen, der auch jeden Zivilbeamten einſchlöſſe, weil dieſer ja gleichfalls an dieſem verfaulten Staatsweſen Antheil und Mitſchuld habe. Betroffen, aber nur um ſo mehr herausfordernd, ſagte er: „Wollen Sie damit andeuten, ich ſei auch ein ſchlechter Kerl?“ Lebhaft verſetzte ich: „Ich will alles damit ſagen, was daraus folgt.“ Sein Aerger, durch einen jungen Menſchen, bei eigentlich gleicher Geſinnung, ſo zum Abſurden geführt, beſchämt und beleidigt zu ſein, wußte ſich nicht zu laſſen, er lief wüthend davon, indem Piſtor noch hinter ihm drein ſchimpfte, er ſei ein dummer Kerl, und wenn er ſo albernes

Zeug rede, verdiene er ſolche Abfertigung. Ich habe ihn ſeitdem in vierundzwanzig Jahren noch oft wiedergeſehen, aber nie wieder haben wir zuſammen ein Wort gewechſelt. Das Schelten auf das preußiſche Militair war indeß allgemein, und in der That ſehr oft ungerecht; der Feind ſelbſt dachte in manchem Betreff billiger, als die Einheimiſchen, übernahm öfters die Entſchuldigung der Geſchlagenen; aber damals wäre es vergeblich geweſen, gegen den Strom zu ſchwimmen. Wirklich eine Fluth war es zu nennen, was nur an Druckſchriften heranſchwoll; der ſchamloſe Kriegsrath von Cölln, machte durch ſeine „Vertrauten Briefe“ und „Feuerbrände“ den Anfang zur rückſichtsloſen Aufdeckung aller Gebrechen und Schwächen des Staats; nicht ſo gemein, aber doch ungehörig und voreilig ſchrieb Friedrich Buchholz, der ſeine politiſchen Abſtraktionen mit der ſiegenden Sache zu verbinden ſuchte, und nun hinter dem Siege her, mit ſeiner Weisheit leicht prunken konnte; die unermüdliche Feder des Oberſten von Maſſenbach bereitete ebenfalls manches Aergerniß. Am ärgſten trieb es ein feiler, dem franzöſiſchen Intereſſe verkaufter Schreiber Namens Lange, der ein neues Blatt, „der Telegraph“ genannt, herausgab, worin nicht nur alle Ereigniſſe feindlich und hämiſch zum Nachtheil Preußens erzählt, ſondern auch die gehäſſigſten perſönlichen Schmähungen, ſelbſt gegen die unglückliche hochverehrte Königin, ausgeſtoßen wurden, ſo daß das Volk darüber in Wuth gerieth, und der Zeitungsſchreiber und ſein Laden oftmals durch franzöſiſche Wache geſchützt werden mußte. Rahel gab in jener Zeit, wenn die Leute im tiefſten Kummer und bittrer Aufregung ihr klagten, was der freche Menſch alles vorzubringen wage, ihnen den klugen Rath, ſie möchten es machen, wie ſie das Beiſpiel gäbe, nämlich ſie leſe kein ſolches Blatt, und dadurch exiſtire für ſie der ganze Inhalt nicht; machten es Viele, machten es Alle ſo, ſo würden ſie den gleichen Vortheil haben; man fand die Bemerkung richtig, fuhr aber fort, das ſchändliche Blatt begierig zu kaufen und ſeinen Aerger daran zu nähren. Doch nicht bloß im Schreiben, auch in ſonſtigem Handeln zeigten ſich unwürdige und verrätheriſche Geſinnungen mancher Art; ein

ehemaliger Prediger Hauchecorne von der franzöſiſchen Kolonie war ein Aufſpürer verſteckten preußiſchen Staatseigenthums, das er den Franzoſen anzeigte, um die dafür verſprochene Belohnung zu gewinnen, das ſchändliche Gewerbe hat ſeinen Namen gebrandmarkt, er ſelbſt aber, nachdem er in Karlsruhe, wo ſeine Tochter einem General von Freiſtedt verheirathet war, eine Zeit gewohnt, lebte noch in ſpäteren Jahren unangefochten in Berlin.

Eigne Gerüchte über den berühmten Geſchichtsſchreiber der Schweiz, Johann von Müller, gingen umher. Es war bekannt geworden, daß er, derſelbe Mann, der noch eben gezittert hatte wegen ſeiner Poſaune Mahomet's von dem Feinde zur Verantwortung gezogen zu werden, vielleicht fortgeſchleppt, oder gar, gleich dem unglücklichen Buchhändler Palm, erſchoſſen zu werden, durch einen wunderbaren Glückswechſel zu der Gnade gelangt ſei, perſönlich zu dem franzöſiſchen Kaiſer gefordert zu werden, mit dieſem eine lange Unterredung zu haben, und deſſen Gunſt und Beifall zu gewinnen. Daß er ſeitdem ganz umgeſtimmt, von Napoleon begeiſtert, der neuen Herrlichkeit zugewendet und ſchon ein Vertheidiger derſelben geworden, konnte die ihn Näherkennenden nicht wundern; aber in den eigentlich preußiſchen Gemüthern erzeugte ſich ihm von daher großer Haß, und es fielen die bitterſten Reden gegen ihn vor. Jenes günſtige Geſchick bei Napoleon erklärte ſich übrigens bald. Alexander von Humboldt, Müller's Gartennachbar, von der unruhigen Angſt des Mannes getrieben, nahm Gelegenheit, einigen franzöſiſchen Großen, deren er die meiſten von Paris her gut kannte, von jenem zu ſprechen, unter andern dem Staatsſekretair Maret, nachherigen Herzoge von Baſſano, der darauf in guter Stunde den Kaiſer von dem großen Geſchichtsſchreiber unterhielt, der bei den Deutſchen in größtem Anſehen ſtünde, und, zwar bisher ein Gegner der Franzoſen, doch wohl für den Dienſt des Kaiſers zu gewinnen ſein möchte. Napoleon wollte ihn ſprechen, und da Müller ſich ſogleich enthuſiaſtiſch und übrigens geſchickt genug benahm, ſo fiel die Unterredung vortrefflich aus, und hinterließ auf beiden Seiten den beſten Eindruck. Welch eine Berufung

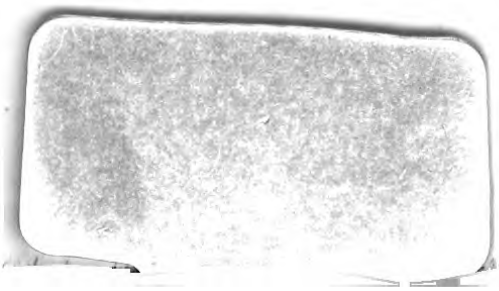
ihm in Folge des bei Napoleon gemachten Lobes noch bevorstehen ſollte, konnte Müller damals nicht ahnden, ſondern hatte fürerſt nur das Ungemach einer zweideutigen Lage um ſo bittrer zu empfinden, als ſie nicht nur in den äußern Umſtänden, ſondern auch in ſeinem Innern gegründet war, das zwiſchen entgegengeſetzten Richtungen allen Halt verloren hatte, und ſeitdem nie wiedergewann.

Dieſe Anſchauungen, Eindrücke, Intereſſen und Erfahrungen erfüllten und bewegten mich auf die mannigfachſte Art. Sie gaben mir viel zu denken und zu prüfen. Die preußiſchen Zuſtände wie die franzöſiſchen hatten ihre bedeutende, antheilgebende, lehrreiche Seite. Die franzöſiſchen Soldaten waren in ihrer Art höchſt merkwürdig, und machten in ihrer Miſchung von Feinheit und Verwilderung ein eignes Weſen, das ſeinen Reiz hatte, manchen Offizieren, die ich von ungefähr kennen lernte, mußte ich entſchieden wohlwollen. In Napoleon ſah ich zwar mit allem Haſſe den Unterdrücker der franzöſiſchen Freiheit und den Feind der deutſchen Bildung, allein ich gewann es doch über mich, ihn auch in ſeinen großen Eigenſchaften zu würdigen, und wenn ich zu wiederholtenmalen im Luſtgarten ungeſucht ihn ſelbſt inmitten ſeiner Generale vor den Truppen ſah, und das ganze Schauſpiel mit Muße betrachtete, und auf mich wirken ließ, ſo konnte ich wohl begreifen, daß die Seinigen auf den ſtets erneuten Ruhm- und Siegeszügen ihm mit Begeiſterung folgen mochten.

Bisher hatte das ſchönſte klare und milde Wetter angedauert, die ſtrenge Jahreszeit gleichſam verläugnet und alles Daſein erleichtert. Nun aber trat plötzlich ein düſtres, naßkaltes Winterwetter ein, und alles veränderte den Anblick. Die franzöſiſchen Truppen waren größtentheils nach Polen und Preußen vorgerückt, Napoleon brach mit dem Reſt nun ſelbſt dahin auf, und die Stadt merklich verödet, verſank unter Laſten und Ungemach, die täglich drückender wurden, zu ſichtbarer Noth und Auflöſung. Ein Frieden, zu deſſen Abſchluſſe der General von Zaſtrow abſeiten des Königs zu Napoleon abgeſandt worden war, kam nicht zu Stande, weil die beiſpielloſen Glückserfolge dem Kaiſer alle

früher gutgeheißenen Bedingungen jetzt verworfen machten. Es blieb, unter fortwährend niederſchlagenden Nachrichten nur eine traurige Folge von Tagen und die jammervollſte Zukunft abzuſehen. Mich traf das Unheil, daß ich mit Eintritt des rauhen Wetters auch heftig an der Bruſt zu leiden begann. Ich nahm meine Zuflucht zum Doktor Erhard, und ſeine wirkſamen Arzeneien begleiteten mich nach Halle, wohin ich denn doch zurückzukehren endlich beſchloß, da Berlin weder Reiz mehr für mich hatte, noch mein rechter Aufenthalt ſcheinen wollte, ich fand mich durch die verlängerte Trennung von meinen Büchern, Vorſätzen und Anhaltungen höchſt unbehaglich, und dabei durch Krankheit und Theurung im Wirthshauſe noch mehr verſtimmt. Von Schleiermacher hatte ich Nachricht, der, wie Steffens und Wolf, mich ſtark anzog, ich hörte, daß mehrere Studenten, und unter ihnen Harſcher, ruhig in Halle fortlebten; von Neumann, der mit Neander nach Göttingen gezogen war und mir ſchon von dort geſchrieben hatte, durft' ich hoffen, daß er gern mit mir in Halle wieder zuſammentreffen würde, die Reichardt'ſche Familie dachte ebenfalls an Rückkehr, wir hofften alle auf Herſtellung der Univerſität, und bis dieſe erfolgte, ſchienen Ort und Umſtände dort noch immer am meiſten den Studienberuf zu begünſtigen, ſei es, daß man einſamen Fleiß oder lebendige Gemeinſchaft wünſchte. Zur mehreren Sicherheit nahm ich einen Paß als privatiſirender Gelehrter oder homme de lettres, ein für Franzoſen ſo geläufiger als anſtändiger Titel, der jeder Schwierigkeit, die man mir hätte machen wollen, hinreichend begegnen konnte.

Meine Krankheit hatte aber ſehr zugenommen, und meine Freunde ſahen mich oft bedenklich darauf an. Meine Empfindungen waren durchaus traurig und niedergedrückt, zu dem Gefühl des Krankſeins kam die Ungeduld über meinen geſtörten Studiengang; ich ſah nur Verwirrung und Trübſal für meine nächſten Zeiten; mir kam es bisweilen vor, als ſei nicht viel verloren, wenn ich es nicht weit mehr triebe. Die Poſt war mittlerweile ſchon beſtellt, ich nahm von den Freunden traurigen Abſchied, und ſagte unter andern zu Madame Cohen mißmuthig ſo hin: „Wer weiß, ob ich

glücklich bis über die Elbe komme!" Sie ſah mich eine Weile forſchend an, und verſetzte darauf: „Ihnen darf man ſchon ſo etwas ſagen, jedem Andern würd' ich's verſchweigen! Mein Knabe Jonny, der über Ihre Wegreiſe ſehr betrübt iſt, hat von Ihnen geträumt, er ſähe Sie an einem großen Waſſer in dringender Gefahr, riefe Ihnen zu, aber vergeblich, es ſei keine Hülfe mehr geweſen." In dem Augenblick erinnerte ich mich einer unwillkürlichen Empfindung auf der Deſſauer Elbbrücke bei der Herreiſe, ob ich wohl wieder glücklich über dieſe Brücke zurückkommen würde? Und ſo vieles Zuſammentreffen ſchien denn doch eine Vorbedeutung! Aber ich empfand keine Scheu, ſah dieſe Sache heiter an, reiſte getroſt ab, kam zur Elbe, wo ich denn freilich jene Brücke nicht wiederfand, ſondern nur die halbverbrannten Pfähle als ſchwarze Stumpfen noch aus dem Waſſer ragen ſah, und hatte eine wirklich gefahrvolle Ueberfahrt, indem die Fähre durch die Strömung eine Strecke fortgeriſſen und nur mit Mühe zum Landungsplatze zurückgebracht wurde, kam aber doch glücklich auf dem andern Ufer, und zwar krank und leidend, aber gutes Muthes in Halle an, wo ich mit unausſprechlichem Behagen mich in meiner ſtillen Wohnung zu der meinem Zuſtande angemeſſenſten Lebensart eingerichtet fand.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.